

ZQF

Zeitschrift für Qualitative Forschung

Schwerpunkt:

Autobiographische Beiträge deutscher Emigranten aus dem Jahr 1939

- Nicole Welter
„Try to be as the others around you“.
Hilda Weiss – Die Konstituierung des moralischen Selbst im Kontrast von Freiheit und Anpassung
- Detlef Garz
Olga Lang-Wittfogel – Eine objektiv hermeneutische Biographieanalyse
- Wiebke Lohfeld
Aberkennung und historisches Bewusstsein. Das Beispiel Alice Bärwald
- Sylke Bartmann
Wege in die Emigration: der Achtsame, der Unverwundbare, der Nichtbetroffene, der Geschützte
- Sandra Kirsch
Lebenslänglich Emigrantin – die Flucht ins ‚Anderssein‘. Selbststilisierung als Habitus der Krisenbewältigung

Allgemeiner Teil

- Gerd Riemann
Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavans „Suicide“



8. Jg. 2/2007

ISSN 1438-8324

Inhaltsverzeichnis

Thementeil

Detlef Garz, Sandra Tiefel, Fritz Schütze	„An alle, die Deutschland vor und während Hitler gut kennen“ – Autobiographische Beiträge deutscher Emigranten zum wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard University aus dem Jahr 1939 – Einführung in den Themenschwerpunkt	179
Nicole Welter	„Try to be as the others around you“. Hilda Weiss – Die Konstituierung des moralischen Selbst im Kontrast von Freiheit und Anpassung	189
Detlef Garz	Olga Lang-Wittfogel – Eine objektiv hermeneutische Biographieanalyse	207
Wiebke Lohfeld	Aberkennung und historisches Bewusstsein. Das Beispiel Alice Bärwald	225
Sylke Bartmann	Wege in die Emigration: der Achtsame, der Unverwundbare, der Nichtbetroffene, der Geschützte	249
Sandra Kirsch	Lebenslänglich Emigrantin – die Flucht ins ‚Anderssein‘. Selbststilisierung als Habitus der Krisenbewältigung	267

Freier Teil

Gerd Riemann	Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavans „Suicide“	287
--------------	--	-----

Rezensionen

Boris Zizek	Sammelrezension: Historische Biographieforschung als Umgangsforschung	329
	Pelizäus-Hoffmeister, Helga (2006): Biographische Sicherheit im Wandel? Eine historisch vergleichende Analyse von Künstlerbiographien. Wiesbaden.	329
	Alheit, Peter/Brandt, Morten (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne. Frankfurt/M. – New York	331
	Berth, Christiane (2005): Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39: Exilerfahrungen im Spiegel lebensgeschichtlicher Interviews. München.	333
	Kohn, Charlotte (2006): Luftfrauen: der Mythos einer jüdischen Frauenidentität. Wien.	334
	Griese, Birgit (2006): Zwei Generationen erzählen. Narrative Identität in autobiographischen Erzählun- gen Russlanddeutscher. Frankfurt/M. – New York. ..	335
Katrin Heyl	Feider, Cornelia (2006): Berufsrückkehrerinnen. Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive. Bielefeld.	337
Mitteilungen	341
Autorinnen und Autoren	343

Detlef Garz/Sandra Tiefel/Fritz Schütze

„An alle, die Deutschland vor und während Hitler gut kennen“ –

Autobiographische Beiträge deutscher Emigranten zum wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard University aus dem Jahr 1939

Seit sie im 18. und 19. Jahrhundert von den europäischen Akademien eingesetzt wurden, bilden philosophische bzw. akademische Preisausschreiben eine Form der Gewinnung von Erkenntnis sowie von Aufklärung, um Fragen, die für eine breite Öffentlichkeit von Bedeutung waren, zu diskutieren. Am bekanntesten ist wohl nach wie vor die Preisfrage der Akademie Dijon aus dem Jahr 1749, ob ‚Wissenschaften und Künste zur Verfeinerung der Sitten‘ beigetragen haben, die von Rousseau abschlägig beantwortet wurde. Mit der Ausbildung von erfahrungsbezogenen wissenschaftlich orientierten Disziplinen gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und deren Etablierung an den Universitäten konnte diese Tradition zugleich aufgenommen und modifiziert werden. Wissenschaftliche Preisausschreiben stellten nun ein Medium der Gewinnung von Daten dar, d.h. eine Art und Weise der ‚wissenschaftlichen Materialsammlung‘. Zu Beginn der 1920er Jahre wurden diese Preisausschreiben sowohl in Polen, in den USA (die Chicago-School der Soziologie) und – in geringerem Maße – auch in Deutschland eingesetzt und wandten sich an unterschiedliche Personengruppen, zunächst an Arbeiter und Landwirte, später an so genannte Randgruppen, mit dem Versuch, deren alltäglichen Lebensbedingungen zu rekonstruieren (vgl. Fuchs 1984; Lindner 2004; Paul 1979; Szczepanski 1962).

Die Beiträge dieses thematischen Schwerpunktes zur historischen Biographieforschung beschäftigen sich mit autobiographischen Aufzeichnungen aus einem wissenschaftlichen Preisausschreiben, das von drei Mitgliedern der Harvard University, dem Psychologen Gordon W. Allport, dem Historiker Sidney B. Fay und dem Soziologen E.Y. Hartshorne, im Jahr 1939 durchgeführt wurde¹. Die Wissenschaftler griffen dabei bewusst in die methodologische und methodische Debatte zu ‚human and personal documents‘, wie sie z.B. Tagebücher und Briefe darstellen, ein (vgl. Allport 1942; Gottschalk et al. 1945) und schlossen sich zugleich unmittelbar an das von Theodore Abel bereits 1934 in Deutschland mit Unterstützung durch das ‚Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda‘ veranstaltete Preisausschreiben ‚Für die beste persönliche Lebensgeschichte eines Anhängers der Hitler Bewegung‘ an (vgl. Abel 1938/1986; Merkl 1975; Fehlhaber et al. 2007). In einem im August 1939 publizierten Aufruf wandten sie sich ‚An alle, die Deutschland vor und während Hitler gut kennen‘², und baten, bis zum 1. April

1940 eine Lebensgeschichte unter dem Titel „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“³ einzureichen (vgl. den Text der Auslobung auf S. 181)⁴; als Preisgelder standen insgesamt 1.000 \$ zu Verfügung.

Auch in der Harvard-Ausschreibung wurde auf die Absicht der „rein wissenschaftlichen Materialsammlung“ verwiesen, und es wurden zum Teil sehr genaue Vorgaben zur Abfassung der Manuskripte erlassen, wovon sicher die wichtigste den Seitenumfang betrifft: Erwartet wurden als Minimum 20.000 Worte, was, wie einer der Teilnehmer, der nach Japan emigrierte Philosoph Karl Löwith (1986/2007), ausrechnet, etwa ‚80 Tippseiten‘ ergibt. Damit war eine bedeutsame Vorentscheidung in dem Sinne getroffen, dass sich in erster Linie eine bestimmte Gruppe von Emigranten angesprochen fühlte, nämlich jene, die sich in der Lage sah, einen umfangreichen Text innerhalb einer vergleichsweise knappen Zeitspanne zu verfassen. – Was lässt sich über das Preisausschreiben und dessen Teilnehmer und Teilnehmerinnen sagen?

Insgesamt trafen 263 Beiträge bis zum festgesetzten Zeitpunkt ein (als Überblick vgl. Liebersohn/Schneider 2001)⁵. Darunter befanden sich annähernd 220 Einsendungen, die den vorgegebenen Kriterien für ein autobiographisches Manuskript entsprachen⁶, wobei der Seitenumfang schwankte und zwischen etwa 40 und 400 Seiten lag; die übrigen Texte bestanden aus kurzen Berichten, Mitteilungen in Briefform, schriftstellerischen Versuchen sowie Beobachtungen, die von US-Amerikanern stammten, die Deutschland besucht hatten.

Es haben sich über 150 Männer (annähernd 70%) und 66 Frauen mit autobiographischen Beiträgen beteiligt; der hohe Anteil der Frauen, deren Quote ja ansonsten sowohl als Forschende als auch als ‚Erforschte‘ zu dieser Zeit eher gering war, macht neben der Tatsache, dass es sich um Zeitzeugenaufzeichnungen und nicht um Erinnerungen aus den Jahren und Jahrzehnten nach 1945 handelt, eine Besonderheit dieser autobiographischen Manuskripte aus. Das Alter der Teilnehmerinnen und Teilnehmer lag zwischen 20 und 72 Jahren; über die Hälfte war zwischen 40 und 60 Jahre alt.

Die in der Ausschreibung geforderten und auf der ersten Seite des Manuskripts festzuhaltenden Angaben zur ‚Religion des Verfassers‘ lassen erkennen, dass etwa zwei Drittel der Verfasser jüdisch, knapp 15% evangelisch und 10% katholisch waren; bei etwa 10% der Einsendungen unterblieb eine Angabe. Diese Notate sind insgesamt, wie bei dieser schwierigen Materie zu erwarten, mit großer Vorsicht zu betrachten, wie verschiedene Hinweise und vor allem die autobiographischen Erzählungen in den Manuskripten erkennen lassen. So finden sich zum Beispiel folgende Hinweise, die verdeutlichen, dass kontextfreie Zu- bzw. Einordnungen der Komplexität des biographischen Sachverhalts nicht angemessen sind: ‚Jüdisch, aber nicht religiös‘ bzw. ‚Meine Eltern und Großeltern sind getauft‘ oder auch ‚Dissident‘, d.h. keiner Religion angehörend.

Die Berufangaben der Emigranten und Emigrantinnen zeigen, wie schon angedeutet, dass sich in erster Linie solche Personen an dem Preisausschreiben beteiligten, die sich aufgrund ihrer Ausbildung in der Lage fühlten, ein autobiographisches Manuskript im Umfang von 80 Seiten zu erstellen. So finden sich neben den Professionen der Juristen, Lehrer und Ärzte auch Künstler, Journalisten sowie Firmeninhaber und Angestellte; auch Frauen sind unter diesen Kategorien, mit Ausnahme der Juristen, vertreten; von den 13 Frauen, die als Beruf Hausfrau angegeben haben, verfügen die meisten über einen Hochschulabschluss. Insgesamt sind mehr als 50 der Teilnehmer promoviert.

\$1,000 Preisausschreiben

★ AN ALLE

die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen!

★
Zum Zweck rein wissenschaftlicher Materialsammlung, die für eine Untersuchung der *gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk* verwendet werden soll, stellen wir eintausend Dollar als Preis für die *besten unveröffentlichten Lebensbeschreibungen (Autobiographien)* mit dem folgenden Thema zur Verfügung —

“MEIN LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR UND NACH DEM 30. JANUAR 1933”

Das Preisausschreiben steht unter der persönlichen Leitung der folgenden Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Harvard, die auch das Preisrichterkollegium bilden werden. Sie tragen die alleinige Verantwortung für die Beurteilung der eingereichten Manuskripte und für die Preisverteilung:

GORDON WILLARD ALLPORT *Psychologe*
SIDNEY BRADSHAW FAY *Historiker*
EDWARD YARNALL HARTSHORNE *Soziologe*

Die folgenden Preise werden ausgesetzt:

ERSTER PREIS \$500 ZWEITER PREIS \$250 DRITTER PREIS \$100
VIERTER PREIS \$50 5 FÜNFTHE PREISE JE \$20

Manuskripte können unter *einem angenommenen Namen* oder *ohne Namensnennung* eingereicht werden; sie müssen aber *wahrheitsgetreu* sein.

Die Manuskripte können *Deutsch oder Englisch* geschrieben sein: die Wahl der Sprache hat keinen Einfluss auf die Beurteilung. Die Arbeiten können *beliebig lang* sein, sollen aber ein Minimum von 20,000 Worte betragen. *80 Typset*

Das Preisausschreiben schliesst am 1. April 1940. (Manuskripte müssen den Poststempel spätestens dieses Datums tragen.)

Die Arbeiten werden *streng vertraulich* behandelt werden.

BESONDERE RICHTLINIEN:

Manuskripte werden nur angenommen, wenn auf der ersten Seite klar die folgenden Angaben gemacht werden: ALTER (ungefähr) und GESCHLECHT des Verfassers; die GEGEND Deutschlands, in der der Verfasser lebte, und die EINWOHNERZAHL SEINES WOHNORTS; die RELIGION des Verfassers, sowie weitere wesentliche Angaben über die GESELLSCHAFTLICHE STELLUNG des Verfassers in Deutschland (z.B. verheiratet oder ledig, Kinder, ungefähres Einkommen, Ausbildung, usw.) (Ihre gesellschaftliche Stellung als solche hat keinen Einfluss auf Ihre Gewinnaussichten.)

Ihre Lebensbeschreibung sollte möglichst *einfach, unmittelbar, vollständig* und *anschaulich* gehalten sein. Bitte **BESCHREIBEN** Sie wirkliche Vorkommnisse, die **WORTE**

und **TATEN DER MENSCHEN**, soweit erinnerlich. Die Preisrichter haben kein Interesse an philosophischen Erwägungen über die Vergangenheit, sondern vor allem an einem Bericht persönlicher Erlebnisse. Zitate aus *Briefen, Tagebüchern, Notizbüchern*, und *sonstigen persönlichen Schriftstücken* geben Ihrer Schilderung die erwünschte *Glaubwürdigkeit* und *Vollständigkeit*. Dies soll kein literarisches Preisausschreiben sein. Sie sollten sich daran wagen, selbst wenn Sie nie vorher geschrieben haben, wenn Sie nur ein gutes Gedächtnis, scharfe Beobachtungsgabe, und Menschenkenntnis besitzen. Selbst wenn Sie keinen Preis bekommen, kann Ihre Arbeit als Quelle für das Studium des neuen Deutschlands und des Nationalsozialismus sehr wertvoll sein.

Anschriften erbeten an:

S. B. FAY, 776 WIDENER LIBRARY, CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS, U. S. A.

Weitere Exemplare dieser Ankündigung stehen auf Ansuchen gern zur Verfügung.

Die autobiographischen Manuskripte wurden mehrheitlich aus den USA eingereicht, auf die mehr als 135 der Beiträge – darunter wiederum über 50 aus New York City – entfallen, was sicher darauf zurückzuführen ist, dass von den Wissenschaftlern innerhalb des eigenen Landes die größte Personengruppe angesprochen werden konnte. Von den übrigen Manuskripten stammen 25 aus England, 20 aus Palästina und 11 aus der Schweiz. Die Emigrationsziele der übrigen Teilnehmer verteilen sich auf eine Reihe von Ländern, unter anderem auf Frankreich, auf Shanghai, Schweden und Australien.

Die Idee, die Bedeutung des allen Verfassern gemeinsamen Merkmals ‚Emigration‘ aus biographietheoretischer Perspektive zu erforschen, markierte den Beginn des nunmehr seit über zehn Jahren bestehenden Projektzusammenhanges ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘ (für einen Überblick vgl. Garz/Lee 2003 und Garz 2005). Aus einer Reihe von Forschungsprojekten gingen Einzelfallstudien (u.a. Garz/Knuth 2004; Garz/Janssen 2006; Lohfeld 2003; Vordtriede 1999/2000; Wysbar 2000; Samuel 2001; Weiss 2006) hervor, aber z.B. auch thematisch fokussierte Untersuchungen zu Aberkennungsprozessen (Blömer 2004; Garz 2003, 2006, 2007a, 2007b), zur Entwicklung biographischer Ressourcen (Bartmann 2006), von Moral (Lohfeld 1998; Garz/Lee 2002) und ‚moral voices‘ (Garz/Tappan 2001) im Lebensverlauf sowie zu Identitätsentwicklung und Krisenverarbeitung in der zweiten Emigrantengeneration (vgl. Kirsch, in diesem Band).

Die nachfolgenden Beiträge beziehen sich auf dieses Projekt, umfassen aber unterschiedliche Zeiträume, stehen in Verbindung zu unterschiedlichen Theorietraditionen und setzen verschiedene, jedoch überwiegend rekonstruktive Forschungsmethoden ein. *Nicole Welter* geht stärker theorieorientiert vor und stützt sich dabei auf die Überlegungen zur Dialogizität des russischen Philosophen Michael Bachtin. Unter Einbeziehung des von Bachtin entwickelten Konzepts der ‚Stimmen‘ analysiert sie die ‚frühe‘ biographische Entwicklung der aus einem wohlhabenden Elternhaus stammenden Hilda Weiss im Hinblick auf die Entwicklung eines moralischen Selbst. Das Interesse von *Detlef Garz* ist auf die objektiv-hermeneutische Rekonstruktion der so genannten objektiven Daten einer Biographie ausgerichtet. Am Beispiel des Lebensverlaufs von Olga Lang-Wittfogel, geb. Joffe, geht er der Frage nach, inwieweit allein die Rekonstruktion dieser Daten zu triftigen Aussagen über die Wahrnehmung der Bewährungsaufgaben im Übergang zum Erwachsenenalter führen kann. *Wiebke Lohfeld* wiederum diskutiert in ihrem Beitrag vor dem Hintergrund der Konzepte von An- und Aberkennung den biographischen Wandlungsprozess der Emigrantin Alice Bärwald. Dabei rekonstruiert sie die sich innerhalb unterschiedlicher sozialer und zeitlicher Kontexte vollziehenden ‚Wellenbewegungen‘ von Anerkennung, Aberkennung und Wiederanerkennung. *Sylke Bartmann* rekonstruiert anhand von mehreren Biographien in vergleichender Absicht, welche Ressourcen von Emigranten eingesetzt werden (können), um in einer sich feindlich gerierenden (entsolidarisierten) sozialen Umwelt einen sinnhaften Entwicklungsprozess aufrecht erhalten bzw. gestalten zu können. Im Rahmen der Herausarbeitung dieses Musters entdeckt und formuliert sie eine Reihe von Haltungen zum Nationalsozialismus und skizziert deren biographische Herausbildung. *Sandra Kirsch* beschäftigt sich mit der Biographie einer Frau, deren Mutter an dem in der Einleitung skizzierten Preisausschreiben der Harvard University teilgenommen hatte. Sie stützt sich dabei u.a. auf ein narratives Interview mit

der nach (Ost-)Deutschland zurückgekehrten Person, das objektiv-hermeneutisch ausgewertet wurde, und fragt danach, welche Auswirkungen die frühe Emigration für deren weiteres Leben hatte.

Im Anschluss an die Einführung in den thematischen Teil im engeren Sinne obliegt es uns noch, auf einen Beitrag im freien Teil hinzuweisen, der in wissenschaftshistorischer, methodischer und grundlagentheoretischer Hinsicht viele Vergleichspunkte zu den gerade skizzierten Texten des thematischen Teils des Heftes aufweist und der länger ausgefallen ist, als das für gewöhnlich die ständigen Herausgeber der ZQF akzeptieren würden. Auch hier handelt es sich um die (Re-)Analyse eines *historischen* persönlichen Dokumentes – eines Tagebuch-Textes, der erstmalig in einer der klassischen Monographien der Chicago-Soziologie, nämlich derjenigen von Ruth Shonle Cavan: „Suicide“ (1928), teilweise abgedruckt und untersucht worden war. Es erschien dem Autor *Gerhard Riemann* und auch den Herausgebern viel versprechend zu untersuchen, was Ruth Cavan damals in der Hochblüte der Chicago-Soziologie aus einem persönlichen Dokument herausarbeiten konnte und was eine Reanalyse des Gesamtdokumentes mit heutigen Methoden der Biographieforschung, insbesondere derjenigen zur soziolinguistischen Erfassung der Darstellungsformen von Prozessstrukturen des Lebensablaufs, wie sie auf der empirischen Basis von autobiographisch-narrativen Interviews grundlagentheoretisch identifiziert worden sind, zusätzlich erreichen kann. Die Genauigkeit der modernen, auf die Rekonstruktion von biographischen Prozessstrukturen bezogenen, Reanalyse bei Beachtung der biographischen Entfaltungszüge des *Gesamtdokumentes* erzwang entsprechend einen größeren Platzbedarf.

Das vorliegende Heft bietet insgesamt einen instruktiven Einblick in die Praxis der sozialwissenschaftlichen Analyse *geschriebener* persönlicher Dokumente bzw. „Auto-Texte“ (dies auch im Vergleich mit der Analyse narrativer Interviews – wie im Falle des Beitrags von Sandra Kirsch im thematischen Teil, für dessen Datenbasis-Erstellung freilich ebenfalls ein solcher geschriebener Auto-Text konstitutiv war). Gerade im Vollzug konkreter Analysen und Reanalysen schlägt das vorliegende Heft einen produktiven Betrachtungsbogen von den so beeindruckenden historischen Anfängen der sozialwissenschaftlichen Biographieanalyse in Chicago und Harvard zur heutigen sozialwissenschaftlichen Biographieforschung mit ihrem relativ ausgefeilten Theorie- und Methodeninstrumentarium. Die heutige sehr lebendige sozialwissenschaftliche Biographieforschung in Deutschland und in Österreich musste den gesellschaftskonkreten Praxis- und Geschichtsbezug, für den die Chicago-Soziologie (vgl. Kohli 1981; Schütze 1987; Bohnsack 2005) und die Harvard-Analytiker der *personal documents* so vorbildlich waren, erst mühsam lernen und dabei ein Betrachtungsniveau (wieder-) erreichen, das für die Chicago- und Harvard-Analytiker der *personal documents* Ende der 1930er Jahre schon ganz selbstverständlich gewesen war: (a) die auf die Ganzheitlichkeit der Lebensgeschichte bezogene Betrachtungsweise, (b) die prozessuale, auf die biographische Identitätsentfaltung bzw. auch Identitätsbedrohung und -retardierung bezogene Sichtweise, (c) die Fragestellung, die Bezug nimmt auf die lebensgeschichtlich – anfänglich mehr oder weniger automatische sozialisatorische Inkorporierung von kollektiven Identitätskulturen, d.h. wir-gemeinschaftlichen, insbesondere nationalkulturellen, elementaren Orientierungsmustern und entsprechenden habituellen Praxismustern in die individualbiographische Identität und auf die lebensgeschichtlich spätere biographische Arbeit der Auseinandersetzung der individualbiographi-

schen Identitäten mit jenen Kollektivitätsfolien („kollektive Repräsentationen“ in der Durkheim-Sprache) (vgl. Strauss 1993, Kap. 6 und 9), (d) die Fragestellung der Mischung von verschiedenen kollektiven Identitätskulturen im Medium von individualbiographischen Identitätsentfaltungen im Sinne von Marginalität (vgl. Stonequist 1937/1961), – bzw. wie wir heute sagen würden: Hybridität –, (e) die Fragestellung des Schicksals abweichender und stigmatisierter individualbiographischer Identitätsentfaltungen (vgl. Shaw 1930, 1966; Cavan 1928) sowie (f) die methodische Fragestellung, wie denn die Textvalidität (Glaubwürdigkeit für den Ausdruck biographischer und sozialer Prozesse) der verschiedenen Passagen der personal documents einzuschätzen und in der analytisch-sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion der in ihnen zum Ausdruck kommenden soziobiographischen Prozesse zu behandeln sei (vgl. Shaw 1930/1966).

Die Erarbeitung des gesellschaftskonkreten Praxis- und Geschichtsbezugs der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung in Österreich und Deutschland geschah aus naheliegenden Gründen im Wesentlichen im Medium der Auseinandersetzungen mit den Verbrechen der Nazizeit und im Versuch der Beantwortung der Frage, welche Mentalitätsbedingungen einen erneuten Zivilisationsbruch (Elias 1989) dieses Ausmaßes verhindern können; stellvertretend sei hier nur auf die Arbeiten der Forschergruppe um Gabriele Rosenthal (1997) und die Forschungen von Lena Inowlocki (2002) hingewiesen. Die Preisausschreiben zur Generierung persönlicher Dokumente und auch andere Formen der Anregung und Erstellung persönlicher Dokumente (wie z.B. die Ermutigung von Insassen von Jugendstrafanstalten, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben – vgl. Shaw 1930/1966) wurden über den Chicago-Soziologen und Begründer der polnischen Soziologie Florian Znaniecki dann auch für die biographieanalytische Arbeitsweise der polnischen Zwischenkriegs- und Nachkriegssoziologie stilprägend (vgl. Szczepanski 1962) und regten dann auch die deutsche sozialwissenschaftliche Biographieforschung mit ihrem Beginn in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an (vgl. Kohli 1981). Ein allgemeines Kennzeichen dieser biographieanalytischen Arbeitsweise ist,

- dass Themen von aktueller Relevanz für den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang einer Nation aufgegriffen und diesbezüglich Daten mit autobiographischem Gesamtzusammenhangs-Anspruch generiert werden;
- dass in der Auswertung dann die Verflechtung von biographischen und kollektiven Veränderungsprozessen beleuchtet wird (vgl. Strauss 1993, Kap. 6 und 9) – wie z.B. solcher der Entwicklung der spannungsreichen Beziehung zwischen individuell erworbener und geleisteter Moral einerseits und durch gesellschaftliche Diskurse erzeugten bzw. veränderten kollektiven Modellen bzw. kollektiven Repräsentationen (vgl. Durkheim 1897/1983, S. 363f.; Durkheim/Mauss 1901/2 bzw. 1993, S. 171-178, S. 249-256; Lukes 1985, S. 6-8, S. 434-449) von Moral bzw. auch der ideologischen oder ideologiekritischen Bekämpfung von Moral andererseits;
- dass dabei tiefer liegende Wechselwirkungen herausgearbeitet werden, die den Mitgliedern der Gesellschaft zwar „irgendwie“ vertraut, aber dennoch „ungewusst“ bzw. unthematisierbar („seen but unnoticed“ im Sinne von Harold Garfinkel) sind
- und dass auf diese Weise dann grundlegende Einblicke in die Beziehungen zwischen individueller und kollektiver Identität gewonnen werden, die einen konkreten historischen Zustand einer Gesellschaft prägen, der u.U. – wie im

Falle der aufkommenden Naziherrschaft – äußerst bedrohlich oder gar schon konkret desaströs ist und die moralischen Grundlagen der Gesellschaft untergräbt (vgl. Shibusani 2000, Kap. XI zu „Demoralisierung“ und Schütze 1989 zu „Entmoralisierung“).

Diese Einblicke können noch zusätzlich vertieft werden, wenn die betroffenen Autobiographen, die freigiebig das empirische Material für solche Einblicke erzeugt haben, durch die erzwungene Ausreise aus der nationalen Gesellschaft, in der sie aufgewachsen sind, und die dann gemachten Fremdheitserfahrungen selber schon eine gewisse analytische Distanz zu jenen Selbstverständlichkeiten der kollektiven Repräsentationen der Ursprungsgesellschaft und zur ehemaligen Verflechtung der eigenen individuellen Orientierungen in diese kollektiven Repräsentationen gewonnen haben. Solche Emigranten sind in Bezug auf ihre Herkunftsgesellschaft keine Fremden (vgl. Simmel 1958; Schütz 1972a), die einen diskrepantfremden, z.T. besonders scharf analysierenden und z.T. aber auch nicht-verstehenden, Blick haben; sie sind aber auch keine Heimkehrer (vgl. Schütz 1972b), die fälschlich annehmen, sie würden alles noch so vertraut vorfinden, wie es vor ihrer Ausreise gewesen war, und die dabei dann viele Einschätzungsfehler machen, welche die Daheimgebliebenen nerven (die dabei dann aber auch umgekehrt auf der Grundlage der nach und nach im Gastland gewonnenen ganz anderen Erfahrungen und der damit verbundenen ständigen Vergleichsbetrachtungen zu manchen treffenden Einsichten in die für sie irritierenden Zustände in der Rückkehrergesellschaft kommen). Politische Migranten, die nicht heimkehren können, repräsentieren einen dritten exzentrisch-distanzierten Bewusstseinszustand, der einerseits durch das Fremdheitserleben und die damit verbundenen mehr oder weniger stillschweigenden kontrastiven Vergleiche zwischen Heimatland und Aufnahmeland geprägt ist, der andererseits aber auch mitbestimmt ist durch den zusätzlich verfremdenden Erkenntnisprozess der historisch-autobiographischen erinnernden Rückwendung auf verlorene Lebenskonstellationen im nun verschlossenen Heimatland, die dennoch in ihrem retrospektiv-ganzheitlichen Verstehensvorgang zugleich auf die Vertrautheit des (nun durch die historische Differenz distanzierten) Insiders bauen kann. Insofern liefern die autobiographischen Darstellungen der Harvard-Collection eine Erkenntnischance für die „Archäologie“ der Mentalitätsstrukturen (im Sinne der Wechselwirkung zwischen kollektiven Repräsentationen und biographischen Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozessen) der Gesellschaft der Weimarer Republik und der frühen Nazizeit, die von der historisch-sozialwissenschaftliche Biographieforschung genutzt werden kann – was dann in den vorliegenden Beiträgen des thematischen Teils auch beherzt versucht worden ist.

Anmerkungen

- 1 Zu den Forschungsassistenten gehörten u.a. die später bekannt gewordenen Psychologen Jerome Bruner und George Devereux. Als Ergebnis des Projekts erschien lediglich die Veröffentlichung von Allport et al. aus dem Jahr 1941/1948.
- 2 Im englischen Original heißt es: „All persons who have known Germany well before and since Hitler!“. Daraus ist in der deutschen Fassung „AN ALLE die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen“ geworden (vgl. den Text der Ausschreibung auf Seite 181).
- 3 Auch eine Reihe von österreichischen Autorinnen und Autoren nahm an dem Preisausschreiben teil. Für sie war der ‚schicksalhafte Tag‘ der 12. März 1938, also der Tag des Einmarschs der deutschen Truppen in Österreich.

- 4 Das Flugblatt wurde an Stellen vorgehalten, die von Emigranten frequentiert wurden und dort verteilt bzw. zum Aushang gebracht. Darüber hinaus berichteten Artikel in der englischsprachigen Presse (u.a. in der *New York Times* vom 7.8.1939, im *Jewish Chronicle* vom 15.9.1939 und im *Christian Science Monitor* vom 8.8.1939) sowie in Emigrantenzeitschriften (u.a. im *Aufbau* vom 15.8.1939, S. 15, der *Pariser Tageszeitung* vom 16.8.1939 (Br. 1075), S. 3, der *Gelben Post* in Shanghai [Datum nicht bekannt]) über das Preisausschreiben; in der *Berner Tagwacht*, der offiziellen Zeitschrift der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, erfolgte bereits am 28.8.1939 eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Wettbewerb und seinen (überwiegend als problematisch empfundenen) Vorgaben und Bedingungen.
- 5 Die hier aufgeführten Daten bzw. Einteilungen weichen z.T. von den bei Liebersohn und Schneider angegebenen ab; für eine zusammenfassende Darstellung des Preisausschreibens sowie eine Übersicht über die Gewinner vgl. Garz 2005, Garz/Lee 2003.
- 6 Allerdings muss hinzugefügt werden, dass einige dieser Manuskripte im Laufe der Jahre verloren gingen bzw. an die Verfasser zurück geschickt wurden; andere sind zwar noch auf Mikrofilmen vorhanden; diese sind zu Beginn der 1940er Jahre erstellt worden und heute teilweise nicht mehr lesbar.

Literatur

- Abel, T. (1938/1986): *Why Hitler came into power*. Cambridge, MA.
- Allport, G. (1942): *The use of personal documents in psychological science*. Social Science Research Council. New York.
- Allport, G./Bruner, J./Jandorf, E.M. (1941): *Personality under social catastrophe. Ninety life-histories of the Nazi revolution*. In: *Character and Personality* 10, S. 1-22; leicht verändert in: Kluckhohn, C./Murray, A. (eds.) (1948): *Personality in nature, society and culture*. New York, S. 347-366.
- Bartmann, S. (2006): *„Flüchten oder Bleiben“? Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus*. Wiesbaden.
- Blömer, U. (2004): *„Im uebrigen wurde es still um mich“*. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg.
- Bohnsack, R. (2005): *„Social Worlds“ und „Natural Histories“*. Zum Forschungsstil der Chicagoer Schule anhand zweier klassischer Studien. In: *ZBBS*, 6. Jg., H.1, S. 105-127.
- Cavan, R. Sh. (1928): *Suicide*. Chicago.
- Durkheim, E. (1897/983): *Der Selbstmord*. Frankfurt a. M.
- Durkheim, E./Mauss, M. (1901/2 bzw. 1993): *Über einige primitive Formen von Klassifikation*. Ein Beitrag zur Erforschung kollektiver Vorstellungen. In: Durkheim, E.: *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*, Frankfurt a. M., S. 169-256.
- Elias, N. (1989): *Studien über die Deutschen: Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.
- Fehlhaber, A./Garz, D./Kirsch, S. (2007): *„Wie ich Nationalsozialistin wurde“*. Annäherung an eine Typologie weiblichen Engagements in der nationalsozialistischen Bewegung auf Basis der Abel-Collection. In: *Sozialer Sinn* 8, S. 357-383.
- Fuchs, W. (1984): *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Opladen.
- Garz, D. (2003): *Aberkennungsprozesse. Abfolgen des Erleidens in autobiographischen Manuskripten deutschsprachiger Emigranten*. In: Allmendinger, J. (Hrsg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002*. 2 Bände + CD-ROM. Opladen.
- Garz, D. (2005): *„Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“*. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität und seine in die USA emigrierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Gebieten der Literatur. In:

- Spalek, J.M./Feilchenfeldt, K./Hawrylchak, S.H. (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 3, USA*. München, S. 305-333.
- Garz, D. (2006): Weder Solidarität noch Recht noch Liebe. Grundzüge einer Moral der Aberkennung. *Aberkennungstrilogie, Teil I*. In: Drerup, H./Fölling, W. (Hrsg.): *Gleichheit und Gerechtigkeit. Pädagogische Revisionen*. Dresden, S. 51-69.
- Garz, D. (2007a): Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse in der sozialisatorischen Interaktion. *Aberkennungstrilogie, Teil II*. In: Andresen, S./Pinhard, I./Weyers, St. (Hrsg.): *Erziehung, Ethik, Kultur. Pädagogische Aufklärung als intellektuelle Herausforderung*. Weinheim, S. 34-49.
- Garz, D. (2007b): Wenn guten Menschen Böses widerfährt. Über einen Extremfall von Aberkennung. In: Bucher, A.A. (Hrsg.): *Moral, Religion, Politik. Psychologisch-pädagogische Zugänge*. Wien, S. 209-226.
- Garz, D./Knuth, A. (2004): *Constanze Hallgarten. Porträt einer Pazifistin*. Hamburg.
- Garz, D./Janssen, G. (2006): „Über den Mangel an Charakter des deutschen Volkes“. Zu den autobiographischen Aufzeichnungen des jüdischen Arztes und Emigranten Dr. Julian Kretschmer aus Emden. Oldenburg.
- Garz, D./Lee, H.-S. (2003): ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. In: Fritz Bauer Institut (Hrsg.): *Im Labyrinth der Schuld. Jahrbuch 2003*. Frankfurt a. M. a. M., S. 333-357.
- Garz, D./Tappan, M. (2001): Das kompetente und das dialogische moralische Selbst. In: *Handlung, Kultur, Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften* 10, S. 246-272.
- Gottschalk, L./Kluckhohn, C./Angell, R. (1945): *Use of personal documents in history, anthropology, and sociology*. Social Science Research Council. New York.
- Inowlocki, L. (2002): *Traditionalität als reflexiver Prozess: Großmütter, Mütter und Töchter in jüdischen Displaced-Persons-Familien. Eine biographieanalytische und wissenssoziologische Untersuchung*. Unveröffentlichte Habilitationsschrift an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Soziologie.
- Kohli, M. (1981): Wie es zur „biographischen“ Methode kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* H. 3.
- Liebersohn, H./Schneider, D. 2001: *My Life in Germany before and after January 30, 1933. A Guide to a Manuscript Collection at Houghton Library, Harvard University*. Transactions of the American Philosophical Society, Vol. 91, Part 3, Philadelphia.
- Lindner, R. (2004): *Walks on the Wild Side*. Frankfurt a. M.
- Lohfeld, W. (1998): *Es waren die dunkelsten Tage in meinem Leben. Krisenprozess und moralische Entwicklung. Eine qualitative Biographieanalyse*. Frankfurt a. M.
- Lohfeld, W. (2003): *Im Dazwischen: Porträt der jüdischen und deutschen Ärztin Paula Tobias (1886-1970)*. Opladen.
- Löwith, K. (1986): *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*. Stuttgart (Neuausgabe 2007).
- Lukes, St. (1985): *Emile Durkheim. His Life and Work. A Historical and Critical Study*. Stanford.
- Merkel, P. (1975): *Political Violence under the Swastika*. New Jersey.
- Oevermann, U. (1986/1987): Eugène Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln. In: *Georg Büchner Jahrbuch 1986/1987, Jg. 6*, S. 12-58.
- Paul, S. (1979): *Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie, 2 Bände*. Hohenschäftlarn.
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen.
- Samuel, A. (1999/2000 [2001]): *Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933*. In: *Bonner Geschichtsblätter, Bd. 49/50*. Bonn 1999/2000, S. 399-457.
- Schütz, A. (1972a): *Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze II, Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag, S. 53-69.
- Schütz, A. (1972b): *Der Heimkehrer*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze II, Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag, S. 70-84.

- Schütze, F. (1987): Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, U./Dittmar, N./Matheier, K.L. (Hrsg.): Sociolinguistics/Sozilinguistik. Ein Internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft, Berlin/New York, Vol. 1, S. 521-553.
- Schütze, F. (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im zweiten Weltkrieg. In: Bios 2 (1989), S. 31-111.
- Shibutani, T. (2000): Social Processes. An Introduction to Sociology. Lincoln, NE.
- Simmel, G. (1958): Exkurs über den Fremden. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin, S. 509-512.
- Stonequist, E. (1961/1937): The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict. New York.
- Strauss, A. (1993): Continual Permutation of Action. New York.
- Szczepanski, J. (1962): Die Biographische Methode. In: König, R. (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 1. Stuttgart, S. 226-252.
- Vordtriede, K. (1999/2000): „Es gibt Zeiten, in denen man welkt“. „Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933“. Herausgegeben, bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Lengwil.
- Weiss, H. (2006): Soziologin, Sozialistin, Emigrantin. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Hamburg.
- Wysbar, E. (2000): „Hinaus aus Deutschland, irgendwohin...“. „Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933“. Herausgegeben, bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Lengwil.

Nicole Welter

„Try to be as the others around you“

Hilda Weiss – Die Konstituierung des moralischen Selbst im
Kontrast von Freiheit und Anpassung

„Try to be as the others around you“

Hilda Weiss – Constituting the Moral Self Between Freedom
and Adaptation

Zusammenfassung:

In diesem Beitrag geht es um die Analyse einer Emigrantinnen-Autobiographie aus dem Jahr 1940. Im Zentrum steht die Frage nach der Konstitution des moralischen Selbst in Auseinandersetzung mit Sozialisationserfahrungen. Die hierzu entwickelte Methode orientiert sich an der Theorie der Dialogizität Michael Bachtins und fundiert sich in der zentralen These, dass sich „Stimmen“ der anderen in autobiographischen Texten finden lassen, die konstitutiv sind für die Bildung eines moralischen Selbst. Das Besondere an dieser Methode ist, dass nicht nur die Identitätskonstruktion eines moralischen Selbst aus den Sozialisationserfahrungen mit Anderen, sondern auch der Prozess der Konstruktion als individuelle Auseinandersetzung rekonstruierbar ist.

Die Analyse der exemplarisch ausgewählten Autobiographie, in der Hilda Weiss ihre Lebensgeschichte bis zur Emigration aus Deutschland im Jahr 1933 erzählt, zeigt einen zentralen und frühen Grundkonflikt ihres Lebens, der von der Autorin als „Selbstsein“ oder Assimilation ans „Anderssein“ binär codiert wird. Der Kontrast ‚Autonomie‘ oder ‚Integration‘ wird zum dominierenden Faktor bei der Bildung ihres moralischen Selbst und ihrer Identitätskonstruktion. Verblüffend ist die Kontinuität und Dominanz dieser für die Autorin zentralen Frage im Autobiographisierungsprozess, so dass spätere Sozialisationserfahrungen keine grundsätzliche Veränderung bieten, sondern ihr ‚Le-

Abstract:

This paper is an analysis of the autobiography of a female emigrant, published in 1940. Its main concern is with the issue of how coping with experiences that occurred in the course of socialization helps build the moral self. The method elaborated to this end relies on Michael Bakhtin's theory of dialogism and on the key argument that autobiographical texts may carry „voices“ of others that are constitutive for building the moral self. The strength of this method is its potential to reconstruct, both, identity construction in terms of a moral self, drawing on socialization experiences with others, and the construction process itself as an individual way of coping.

The autobiography of Hilda Weiss, which covers her life story up to the moment of emigration from Germany in the year 1933, was chosen for its exemplary character. The analysis reveals a pivotal basic conflict early in her life, which the author captures by the binary code of „being oneself“ vs. assimilation to „being as the others“. The ‚autonomy‘/‚integration‘ contrast comes to be the factor that dominates her construction of a moral self and of identity. It is striking to see the extraordinary continuity and prevalence of this key issue, for the author, in the process of her ‚autobiographization‘, providing her with a ‚life theme‘ which acts as an interpretational framework that precludes fundamental change by later socialization experiences.

bensthema' den Deutungsrahmen dieser Erfahrungen setzt.

Schlagworte: Bachtins Theorie der Dialogizität, ‚Stimmenanalyse‘ als Methode, moralische Identitätskonstruktion, Emigrantinnen-Autobiographie

Keywords: Bakhtin's theory of dialogism, ‚analysis of voices‘ as a method, moral identity construction, female emigrant's autobiography

1. Einleitung

In diesem Beitrag werde ich im Rekurs auf die Theorie des russischen Literaturwissenschaftlers Michail Bachtin (1895-1975) eine Autobiographie, die im Rahmen des in der Einleitung vorgestellten Preisausschreibens entstanden ist, hinsichtlich der Frage nach dem Zusammenhang von erzählten Sozialisationserfahrungen und der Konstruktion von moralischer Identität analysieren. ‚Autobiographie‘ erkenntnistheoretisch verstanden als Selbstpräsentation und -konstruktion verweist zugleich auf zugrunde liegende Welthaltungen, Weltanschauungen und Deutungsmuster der Autoren, aus denen die Autobiographen ihre individualgeschichtlichen Konsequenzen ziehen und Entscheidungen treffen. Im Sozialisationsprozess erwirbt das Individuum soziale und kulturelle Schemata zur Deutung seiner Erfahrungen, die allerdings im Aneignungsprozess des Individuums individualisiert werden (vgl. Welzer 2002, S. 102f.). Der Entwurf des Analysekonzepts bezieht sich auf Michail Bachtins Theorie der Dialogizität. Der individuelle Aneignungsprozess und die Konstruktion einer moralischen Identität lässt sich mit dem vorliegenden von mir entwickelten und als *work in progress* befindlichen methodischen Konzept analysieren. Die hierbei im Zentrum stehende Frage lautet: Wie konstituiert sich das moralische Selbst im Bildungsprozess im Rekurs auf seine Sozialisationserfahrungen?

Zunächst werde ich Bachtins Theorie der Dialogizität unter den Dimensionen von Sozialisation und Bildungsprozessen darstellen, in einem zweiten Schritt werde ich das Analysekonzept darlegen und drittens die Autobiographie analysieren und im Ergebnis präsentieren.

2 Sozialisation, Bildungsprozesse und Bachtins Theorie der Dialogizität

2.1 Die dialogische Konstituierung des Selbst

Die Theorie der Dialogizität Bachtins erweist sich als sozialisations- und bildungstheoretisch bedeutsam, denn sie fundiert sich in der zentralen These, dass das Subjekt weder nur psychisch noch nur sozial, sondern dialogisch konstituiert ist

„und zwar geschieht diese Positionierung als eine Funktion des (sprachlich vermittelten) Austauschs zwischen Personen und der (sozialen) Welt; d.h. Prozesse der Kommunikation und der sozialen Beziehungen konstituieren das Subjekt in dem Maße, in dem intermentale zu intramentalen Prozessen werden“ (Garz 2007a, S. 35).

Der einzelne steht fundamental in sozialen Sprachkontexten, die historisch-kulturell gewachsen sind und die unterschiedliche Weltansichten repräsentieren.

„In Wirklichkeit gibt es diese allgemeine Ebene, die unsere vergleichende Gegenüberstellung methodologisch rechtfertigt, durchaus: alle Sprachen der Redevielfalt stehen, welches Prinzip ihrer Abgrenzung auch zugrunde liegen mag, für spezifische Sichten der Welt, für eigentümliche Formen der verbalen Sinngebung, besondere Horizonte der Sachbedeutung und Wertung“ (Bachtin 1979, S. 183).

Die Auseinandersetzung mit den im sozialen Feld erworbenen Deutungskontexten und den damit zusammenhängenden Weltanschauungen, Wertinhalten und Interpretationsschemata von Wirklichkeit finden nicht ausschließlich in der konkreten sozialen Situation statt, sondern die in Sozialisationskontexten vermittelten Deutungszusammenhänge werden als Repräsentationen der anderen verinnerlicht und bleiben als ‚Stimmen der anderen‘ in der inneren Wirklichkeit präsent. Das Selbst des Individuums ist per se polyphon, da es sich innerlich mit alternativen Perspektiven eines historisch-kulturellen Kontexts auseinandersetzen muss. Diese Auseinandersetzung findet als ein innerer Dialog statt. Die Selbstkonstituierung der Identität verläuft immer im Dialog der Vielstimmigkeit mit den anderen. Bachtin sieht das Individuum als mitbestimmt von seinen sozialen Bedingungen, die sich in den Dialogen symbolisch zum Ausdruck bringen. In dieser Auseinandersetzung des einzelnen mit den Stimmen der anderen bildet sich die Ideologie des Individuums im sozialen Kontext konkreter möglicher Weltansichten.

„Diese Idee führt Bachtin wiederum zur Diskussion des Prozesses des ‚ideologischen Werdens‘, da Sprache immer ‚eine bestimmte Weltansicht darstellt, eine Sicht, die nach sozialer Bedeutsamkeit strebt‘. Um die Bildung der Identität des Individuums zu verstehen, müssen wir den Prozess erörtern, durch den es sich die Worte, die Sprache und die Diskursformen anderer aneignet und assimiliert, während es seine eigene Perspektive in Bezug auf die Welt konstruiert.“ (Garz 2007a, S. 36).

Bei Bachtin bedeutet der Ideologiebegriff das Konglomerat von Weltbild, Denkweise und Handlungskonzept eines Individuums, das in Wechselwirkung mit dem Selbstbild des einzelnen und seiner Konstitution von Identität steht. Auf den in dieser Weise neutral verwendeten Begriff ‚Ideologie‘ basiert der Deutungsrahmen von Erfahrungen und er stellt die Grundlage von Handlungsentscheidungen dar.

Die Konstruktion der eigenen Perspektive impliziert zugleich die Perspektive der anderen. Das Individuum sucht in dieser inneren Auseinandersetzung, bei der bewusste und unbewusste Aspekte der bedeutungsrelevanten Sozialisations- und Beziehungserfahrungen eine Rolle spielen, seine eigene Position. Mit dieser Selbstpositionierung übernimmt das Individuum Verantwortung und hat sich zugleich als moralisches Selbst positioniert, denn es bezieht unter alternativen Optionen Stellung.

2.2 Weltaneignung in Auseinandersetzung mit der Polyphonie der Stimmen

Der Bildungs- und Sozialisationsprozess im bachtinschen Sinne kann demnach wie folgt beschrieben werden: Im Bildungsprozesses eignet sich das Individuum in Auseinandersetzung mit seinen Sozialisationserfahrungen durch die Sprachaneignung die ‚Stimmen‘ der anderen an (vgl. Bachtin 2004, S. 474). Die ‚Stimmen der Anderen‘ sind Teil der Sozialisationserfahrungen, die gebunden sind an bedeutungsvolle andere Personen oder Institutionen, in denen sich komprimiert die jeweiligen Sozialisationserlebnisse und -kontexte in eine sprachlich repräsentierte Erfahrung bündeln und in denen sich Weltanschauungsmuster und ihnen zugrunde liegende Werte vermitteln. Der individuelle Aneignungsprozess vollzieht sich als innere Auseinandersetzung, die konflikthaft verlaufen kann und bei der das Individuum Assimilations- und Konstruktionsleistungen zu vollziehen hat.

„Bis zu diesem Moment der Aneignung befindet sich das Wort nicht etwa in einer neutralen und unpersönlichen Sprache (der Sprecher entnimmt das Wort ja nicht dem Lexikon), sondern in einem fremden Mund, in fremden Kontexten, im Dienste fremder Intentionen: von dort muss man es nehmen und zum eigenen machen. Und nicht alle Wörter lassen sich von einem jeden gleich leicht aneignen und in Besitz nehmen: viele leisten hartnäckig Widerstand, andere bleiben auch dann noch fremd, klingen im Mund des Sprechers, der sie sich angeeignet hat, fremd, können seinem Kontext nicht assimiliert werden und fallen aus ihm heraus; sie setzen sich gleichsam vor sich aus, ohne Rücksicht auf den Willen des Sprechers in Anführungszeichen.“ (Bachtin 1979, S. 185)

Das Selbst setzt sich in seinem Bildungsprozess mit diesen polyphonen Stimmen innerlich auseinander und gelangt im Verlaufe dieses inneren Dialogs zu einer Selbstpositionierung, die sich im sprachlichen Ausdruck und in der Handlung entäußert.

„Im Grunde bewegt sich die Sprache als lebendige sozioideologische Konkretetheit, als in der Rede differenzierte Meinung für das individuelle Bewusstsein auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Das Wort der Sprache ist ein halbfremdes Wort. Es wird zum ‚eigenen‘, wenn der Sprecher es mit seiner Intention, mit seinem Akzent besetzt, wenn er sich das Wort aneignet, es mit seiner semantischen und expressiven Zielsetzung besetzt.“ (Bachtin 1979, S. 185)

2.3 Handlungsentscheidungen und das moralische Selbst

Das Individuum hat Entscheidungen zu treffen, da es auf soziale Situationen trifft, in denen es sich verorten muss und zur Handlung gezwungen ist. Damit übernimmt es Verantwortung, da es eine bestimmte Entscheidung trifft und keine andere. Bachtin differenziert Selbst und moralisches Selbst nicht, da für ihn der Begriff des Ereignisses das zentrale Moment der menschlichen Existenzweise ist. Im Ereignis, d.h. in der Handlung, die auch Sprachhandlung sein kann, muss der Mensch Stellung beziehen und sich damit als moralisches Selbst konstituieren. Das Ereignis ist ein spezifischer zeitlicher Moment, in dem das Individuum aufgerufen ist, sich zu äußern oder i.e.S. zu handeln. Auch die sprachliche Äußerung ist eine Handlung, da in ihr eine bestimmte Position bezogen wird, die nicht mehr zurückgenommen, sondern nur durch eine weitere

Sprachhandlung korrigiert werden kann. Die Grundlage dieser Handlungen bietet die ‚Ideologie‘ des Individuums, aus der das Individuum seinen Handlungsrahmen im Kontext der realen äußeren Situation konstruiert. Die vom Individuum vollzogene jeweilige Interpretation der Situation basiert auf dem ‚ideologisch‘ fundierten selbst geschaffenen Interpretationsspielraum, aus dem sich die Handlungsalternativen und die konkreten Handlungen ableiten. Selbst-Positionierung in der Antwort auf die Polyphonie der Stimmen der anderen ist zugleich Selbst-Konstituierung, in der das Individuum Verantwortung übernehmen muss. Diese Selbstpositionierung lässt sich als Bildungsprozess beschreiben, insofern man unter Bildung die Entwicklung einer spezifischen Selbst- und Welthaltung versteht, die maßgeblich auf biographische Entscheidungen und Handlungen wirkt (vgl. Marotzki 1999, S. 59).

Versteht man diese Selbst- und Weltinterpretationen als konstitutiv für den Identitätsprozess und die Handlungsentscheidungen eines Individuums, geben die in Autobiographien erzählten Lebenszusammenhänge Aufschlüsse über Sozialisations- und Bildungsprozesse aus dem eigenen Erleben und der spezifischen Form der Verarbeitung heraus und ermöglichen eine Analyse der Bildung eines moralischen Selbst. Der Einzelne muss, auch in diesem Verständnis, bezüglich alltäglicher Entscheidungs- und Handlungssituationen immer wieder Urteile fällen. Er hat folglich Entscheidungs- und Begründungsverpflichtungen und ist zur Sinnggebung aufgerufen (vgl. Oevermann 2000, S. 130ff. sowie Oevermann 1995, S. 27-102). Diese Sinnggebung vollzieht sich auch als Prozess der Vereinheitlichung der Zeitdimensionen (vgl. Dilthey 1993, S. 307f.). Vergangenheit und Gegenwart werden im Biographisierungsprozess wechselseitig aufeinander bezogen und es werden Kontinuität und Zusammenhänge konstruiert, die Entscheidungen in der Gegenwart und Zukunftsplanung ermöglichen.

Unter moralischem Selbst ist die Selbstverortung des Individuums zu verstehen, die sich in seinen Erzählungen und Argumentationen zeigt und konstituiert, mit denen es seine biographischen Handlungsentscheidungen begründet, auch wenn diese im Verlaufe des Biographisierungsprozesses Sinnkonstruktionen im Rückblick darstellen. Die Selbstverortung über Handlungsentscheidungen lässt sich in der Rekonstruktion erschließen und ist nicht als durchgängig bewusste und rational abwägende Entscheidung des ‚Subjekts‘ zu verstehen, sondern in den Entscheidungen, die sich auch in den sprachlichen Äußerungen manifestieren, zeigen sich die latenten Inhalte der zugrunde liegenden Selbst- und Weltanschauungen und ihre daraus folgenden Deutungsmuster.

‚Moralisch‘ ist demnach in diesem Sinne nicht emphatisch zu verstehen, sondern es handelt sich um die in der Selbstkonstitution begründeten Handlungsentscheidungen. Die jeweilige getroffene Entscheidung, auch die der Selbstpositionierung in der Sprache, schließt in der Entscheidungssituation alternative Handlungsoptionen aus, die vollzogenen Handlungen sind vom Subjekt zu verantworten. Eine relevante Frage, die theoretisch anspruchsvoll und empirisch eine Herausforderung bedeutet, ist, wie die Subjekte zu Selbst- und Weltinterpretationen gelangen und daraus ihre Handlungsentscheidungen treffen. Dies soll zunächst empirisch an der exemplarisch ausgewählten Autobiographie untersucht werden.

3. Methode und Analyseebenen

Mit Bachtins Theorie lässt sich die These vertreten, dass sich in Texten die im Sozialisationsprozess relevanten Stimmen der anderen manifestieren und die individuellen Assimilationsprozesse des Selbst und somit die im Text repräsentierte Identitätskonstruktion historisch nachvollziehbar und analysierbar ist. Demnach bietet sich diese Theorie an, um sich mit der Frage nach der Konstituierung des moralischen Selbst als einem Bildungsprozess in Auseinandersetzung mit den sprachlichen Inhalten der sozialen Welt zu beschäftigen. Auch deshalb, weil sie zum einen eine Analyse der Stimmen der anderen und des inneren kognitiven Prozesses der Auseinandersetzung des Individuums¹ und seinem Weg der Selbstpositionierung im Rückgriff auf die individuell verarbeiteten Sozialisationserfahrungen ermöglicht; zum anderen eine Analyse der durch die Stimmen der anderen im Selbst implizit enthaltenen bewussten und unbewussten Beziehungserfahrungen und ihre emotionalen Konnotationen als Verhältnis des Individuums zu seiner konkreten sozialen Welt erschließt. Garz und Tappan haben erste Arbeiten zu dieser Theorie und ihren methodischen Möglichkeiten geleistet (vgl. Garz/Tappan 2001, S. 262) und konnten zeigen, dass sich die Theorie methodologisch als heuristisches Instrument zur Analyse moralischer Bildungsprozesse eignet. Allerdings hat Garz sich ausschließlich theoretisch mit Bachtins Dialogizitätskonzept beschäftigt. Tappan hingegen konzipiert ein methodisches Konzept, in dem Kohlbergs Stufentheorie moralischer Entwicklung und dessen Ergänzung durch Gilligan kombiniert werden, so dass die Polyphonie der Stimmen auf die ‚Stimme der Gerechtigkeit‘ und die ‚Stimme der Fürsorge‘ reduziert und subsumtionslogisch an das zu untersuchende empirische Material herangetragen wird. Das von mir präsentierte vorliegende methodische Konzept dagegen untersucht die ‚Stimmen‘, die von den Autobiographen selbst in ihren Texten dargestellt werden. Mit Bachtin gehe ich demnach von folgenden Prämissen aus:

- Der autobiographische Text repräsentiert „Stimmen“, in denen sich sprachlich vermittelte Weltanschauungen der sozialen Welt dokumentieren, diese kommen in der Art der inneren Aneignung im Text zum Ausdruck.
- Der autobiographische „Text“ repräsentiert die „Stimmen“ im Lebenslauf der für den Autor bedeutsamen Welt und im autobiographischen Text manifestieren sich das Selbstkonzept der Person und seine Auseinandersetzung mit dieser Welt.
- Der autobiographische Text ist eine Dokumentation der Konstruktion des Selbst in Entscheidungen, damit konstituiert sich das Selbst im Text moralisch.

In Anlehnung an Bachtins Theorie habe ich vier Analyseebenen entwickelt, die als strukturierender Rahmen fungieren:

1. Identifikation der ‚Stimmen‘: Im Text werden innere Diskussionen identifiziert, in denen sich verschiedene Weltanschauungen repräsentieren. Diese werden in ihrem Inhalt beschrieben und zugleich auf ein abstrakteres Niveau gebracht, indem die Frage gestellt wird, welche Grundwerte zur Disposition stehen.
2. Argumentationstyp und Funktion: Die zweite Ebene betrifft die Frage nach der Art der Argumentation und ihrer Funktion hinsichtlich der Konsequen-

zen, die aus dem inneren Disput gezogen werden. Welche Handlungen schließen sich für den Autor bzw. die Autorin an und wie werden sie argumentativ begründet.

3. Sprache und Form der Selbst- und Weltthematisierung: Die dritte Ebene betrifft die Frage, wie der Autor diesen ‚Konflikt‘ im Kontext beschreibt. Welche Beziehungen oder Einflussfaktoren werden benannt, welche Gefühle stehen bei der Erzählung im Mittelpunkt? In welcher Sprache spricht er?
4. Konstrukt der moralischen Identität: Die vierte Analyseebene bezieht sich auf die Frage der Konstruktion der Identität und der Konstitution des moralischen Selbstkonzepts. Die vierte Ebene ermöglicht die interpretatorische Zusammenführung der analytischen Ergebnisse der drei anderen Ebenen.

4. Hilda Weiss – Zur Autobiographie

Bei der analysierten, englischsprachigen Autobiographie handelt es sich um die Lebensgeschichte von Hilda Weiss.² Das einundsiebzig Seiten lange Manuskript wurde 1940 eingesandt und ist in siebzehn Kapitel unterteilt, die jedoch nicht mit inhaltlichen Überschriften markiert werden, sondern mit römischen Zahlen überschrieben sind. Hilda Weiss³ wird am 29. Juli 1900 in Berlin geboren und stirbt 1981 in Brooklyn, New York. Ihre Eltern Bertholt und Elisabeth, geborene Rathenau leben mit ihrer Tochter und ihrem 1898 geborenen Sohn Friedrich Adalbert als assimilierte jüdische, wohlhabende und großbürgerliche Familie in Berlin. Sie macht ihr Abitur an der Kaiserlichen Augustaschule in Berlin und studiert im Anschluss an den Universitäten Berlin, Jena und Frankfurt am Main Nationalökonomie und Soziologie. Sie unterbricht ihr Studium und arbeitet in Jena von 1922 bis 1924 in der Firma Carl Zeiss als Arbeiterin in der Produktion 1925 wird sie Mitglied der kommunistischen Partei. Sie nimmt ihr Studium wieder auf und wird 1927 bei Carl Grünberg, dem Leiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, promoviert. Ab 1929 arbeitet sie wissenschaftlich an dem Frankfurter Institut. 1933 emigriert sie über die Schweiz nach Paris. Hier endet ihre 1940 eingereichte Autobiographie.⁴

5. Autobiographieanalyse – Hilda Weiss

5.1 ‚Stimmen‘ im Lebenslauf (Ebene 1):

In der primären Sozialisation lassen sich zwei zentrale Stimmen aufweisen, die Hilda Weiss maßgeblich beeinflussen und mit denen sie innerlich in Auseinandersetzung tritt. Sie beschreibt gleich zu Beginn des Textes den zentralen Konflikt ihres Lebens, den sie in der gesamten Autobiographie immer wieder aufgreift: Es handelt sich um die differenten Weltanschauungen ihres Vaters und ihrer Mutter. Die Mutter beschreibt sie als eine an preußischem Militarismus

und sozialer Erwünschtheit orientierte Frau, deren Lebensdevise lautet: Zieh keine Aufmerksamkeit auf dich und versuche zu sein, wie die anderen. „Try to be as the others around you‘, that was her slogan“ (Weiss 1940, S. 5). Diese Lebenseinstellung beeinflusst den Umgang mit den Kindern, was sich bis in den Alltag Hilda Weiss' auswirkt, z.B. in die Auswahl der zu tragenden Kleider. Die Mutter fordert von den Familienmitgliedern eine unbedingte Anpassung an die soziale, bürgerliche Konvention und eine Orientierung an sozialer Erwünschtheit.

Der Vater hingegen wird von Hilda Weiss als ein philosophisch orientierter Mann beschrieben, der mit seinen Interessen an der Seite der Mutter allein bleibt, auch wenn er sie liebt. Seine österreichische Weltanschauung lässt ihn in einem ewigen Konflikt, da er sich nicht hinreichend an die preußische Weltanschauung assimilieren kann und will. Seine Haltung wird von Hilda Weiss als eine offene und liberale beschrieben. Wobei der Vater auf seiner Lebenshaltung beharrt, insofern, dass er, so Hilda Weiss, lieber allein und zurückgezogen lebt, wenn andere seine Lebenseinstellung missbilligen. „The most important thing to him was to live his own life as he saw it“ (Weiss 1940, S. 4). Sie erlebt die Eltern in ihren differentiellen Weltanschauungen in einer nach außen radikalen und für Hilda Weiss überzeugten Haltung, die sie vertreten. Die Vermittlung dieser beiden Weltanschauungen ist für die Tochter eine Herausforderung. Eine wirkliche Annäherung zwischen den Lebenshaltungen der Eltern findet in der autobiographischen Erzählung nicht statt. Der innere Grundkonflikt, der sich für Hilda Weiss in den beiden Elternfiguren zeigt, kann formuliert werden als Konflikt zwischen den widersprüchlichen Forderungen: „Sei wie kein anderer“ oder „Sei wie die anderen“. Die dahinterliegenden Werte sind die der persönlichen Freiheit (Vater) und die der sozialen Integration bzw. Anpassung (Mutter). Die kontrastive Radikalität, wie sie von Hilda Weiss dargestellt wird, zeigt zwar einen grundsätzlichen für jeden Sozialisations- und Identitätsprozess relevanten Konflikt, bei dem Aushandlungsprozesse zwischen Individuierung und Vergemeinschaftung konstitutiv sind (vgl. Hurrelmann 2002), er wird von ihr jedoch als ein ihren Lebenslauf durchziehendes zentrales Grundproblem erlebt und findet sich als wiederkehrendes Muster in allen (Lebens)entscheidungen, die sie beschreibt. Drei weitere bedeutende Sozialisationserfahrungen flankieren diese beiden Grundhaltungen, und beeinflussen ihre Grundorientierungen im Leben. Erstens erlebt sie sich von der Familie, insbesondere von der Mutter, als benachteiligt, weil diese sich dem kranken Bruder zuwendet und es Hilda Weiss nicht gelingt, ihr nahe zu sein. Sie wünscht sich, ein Junge zu sein bzw. mit ihrem Bruder zu tauschen und begründet diesen Wunsch damit, nicht mehr das benachteiligte, sondern das geliebte Kind zu sein. Sie meint folglich, ein anderer als sie selbst sein zu müssen, um geliebt und anerkannt zu werden. Zweitens lernt sie durch den Kontakt mit einem Nachbarkind, Lotte, einem Mädchen aus einem Arbeiterhaushalt, eine alternative Lebensform und ein anderes Milieu kennen. Hilda Weiss beschreibt ihr eigenes soziales und materielles Milieu als ein geborgenes, finanziell abgesichertes und wohlbehütetes Zuhause, in dem ein äußerer sicherer Rahmen gegeben ist. Aus der Erfahrung mit Lotte erwächst ihr soziales Bewusstsein, das zugleich durch die Erfahrung, dass die Mutter sich sozial engagiert, bestärkt wird, da sie hierin eine Möglichkeit sieht, ihrer Mutter nah zu sein. Diese beiden Sozialisationserfahrungen werden beschrieben, ohne dass ihnen konkrete Stimmen zugeordnet werden. Hilda Weiss leitet aus ihnen ihre beiden Wünsche bzw. Bedürfnisse ab, erstens ein Junge sein zu wol-

len und zweitens sich sozialistisch zu engagieren. Die ‚Stimme‘ mit der sie sich auch in diesen Kontexten ausschließlich auseinandersetzt, ist wiederum die der Mutter.

Die Orientierung am politischen sozialistischen Engagement wird ihr Leben dominieren. Drittens wird Hilda Weiss durch die Erlebnisse des Ersten Weltkrieges zur Pazifistin. „I began to see that war is not only the army's business, that war may enter everybody's life. I became pacifist“ (Weiss 1940, S. 18). Dieser Überzeugung hält sie selbst im Klassenverband stand, indem sie ‚stillen Widerstand‘ leistet und die patriotischen Lieder nicht mitsingt, obwohl sie sowieso schon eine Außenseiterrolle einnimmt.

Die durch die Eltern repräsentierten von Hilda Weiss kontrastiv dargestellten Weltanschauungen werden durch diese drei Elemente ergänzt. Sie bemüht sich um eine Vermittlung und Kombination der Weltanschauungen durch ihr intensives Engagement für den Sozialismus, der – paradoxerweise ohne das Verhältnis beider Positionen zu klären – gleichermaßen Individualität und Kollektivität als Anspruch vertritt.

Die beiden entscheidenden sekundären Sozialisationsinstanzen in Hilda Weiss' Leben sind das Gymnasium, das sie ab 1911 besucht und der „Deutsche Wandervogel“, dem sie im Jahr 1912 beitrifft. Die im Text hierzu geschilderten Erfahrungen verweisen weniger auf neue Aspekte in ihrer Weltanschauung, sondern vielmehr auf die zentrale Frage nach der Integration in eine Gemeinschaft. Hilda Weiss wurde vor dem Besuch des Gymnasiums von einem Privatlehrer unterrichtet. Sie kam erst mit elf Jahren in eine öffentliche Schule. Sie besuchte eine Klasse mit 32 Mädchen, in der sie die einzige Jüdin war. Erst jetzt wird ihre Religion zu einem entscheidenden Faktor, denn sie schämt sich und fühlt sich als Außenseiterin. „The first day so many girls ask me what my religion was that I got more and more ashamed to answer: Jewish. My school mate formed little groups in the class room and all-over they whispered and tittered about me“ (Weiss 1940, S. 14). Ihre institutionelle Schulkarriere gestaltet sich als für sie problematisch, denn sie fühlt sich in der Schule weitgehend ungerecht behandelt und insbesondere von den Mitschülerinnen ausgegrenzt. Zu ihren Klassenkameradinnen kann sie keine positive Beziehung herstellen, insbesondere im Sportunterricht bekommt sie die Ablehnung der Mitschülerinnen und der Sportlehrerin deutlich zu spüren. „The girls made me feel my physical inferiority“ (Weiss 1940, S. 14). In einem spontanen Racheakt entwendet Hilda Weiss einen Schal ihrer Sportlehrerin und wirft ihn hinter eine Garderobe. Sie muß aus diesem Grund beim Schuldirektor vorsprechen, der sie nun über ihr ‚Vergehen‘ kategorisiert und Integration ausschließt: „You will never be accepted there because you are a thief.“ (Weiss 1940, S. 16). Aufgrund ihrer intellektuellen Leistungen wird sie jedoch von ihrem Lateinlehrer gemocht und anerkannt.

Den „Deutschen Wandervogel“ erlebt Hilda Weiss als tolerant, offen und insbesondere ihren Eltern gegenüber als eine Möglichkeit zur Emanzipation. Die für sie durch den Wandervogel repräsentierte ‚Stimme‘ drückt ihren Wunsch nach Selbstbestimmung und Anerkennung aus: „to live a pure and sincere life of personal independence and responsibility“ (Weiss 1940, S. 18). Sie thematisiert dennoch auch in diesem Kontext insbesondere die Frage nach der Integration in die Gruppe. Sie bemüht sich um die Akzeptanz durch männliche ‚Wandervögel‘.

„My hair was very boyish indeed and I tried to hide my breast under boy's clothes. I wanted to go with boys only. I remember that I often was the only girl in a big group of boys. I was very proud that they accepted me. It was, I suppose, because of my intellectual attitude“ (Weiss 1940, S. 19).

Der Wandervogel wird in der von Hilda Weiss' geschätzten „unpolitischen“ Form durch die äußeren Folgen des Ersten Weltkriegs und die inneren Spaltungen zerstört. Beide Sozialisationsinstanzen, Schule und Wandervogel, werden von ihr insbesondere hinsichtlich der Frage nach der Integration in die Gruppe thematisiert. In der Schule gelingt ihr keine Integration in die Gruppe ihrer Mitschülerinnen, aber Anerkennung durch ihre intellektuellen Leitungen bei einem männlichen Lehrer.

Ihre Integration bei den Wandervögeln gelingt, weil sie sich von den Jungen intellektuell akzeptiert fühlt. Dennoch versucht sie, sich in diese Gruppe durch eine gänzliche Anpassung zu integrieren, indem sie sich auch körperlich männlich inszeniert. Ihr ‚Selbstsein‘ wird zugunsten einer Identifikation mit dem ‚Männlichen‘ verleugnet bzw. durch den Kontrast des abgelehnten Weiblichen und des erwünschten Männlichen in Schemata gebunden, so dass die Frage „Wer bin ich?“ in allgemeinen Kategorien verloren geht.

Die in der primären und sekundären Sozialisation erworbenen Erfahrungen und die ‚Stimmen‘, die sie in diesen beiden Phasen beeinflussen, werden nicht mehr entscheidend verändert, sondern konstituieren sich ausschließlich intensiver, wie sich in ihren Lebensentscheidungen und ihren Konsequenzen, die sie aus der inneren Auseinandersetzung zieht, zeigt.

5.2 Auseinandersetzungen und Entscheidungen – Argumentationstyp und Funktion (Ebene 2):

Hilda Weiss kontrastiert die beiden Grundhaltungen der Eltern radikal, sie scheinen in ihrem Leben unvermittelbar aufeinander zu prallen und dominieren auffallenderweise die autobiographische Erzählung. Betrachtet man sich nun die Passagen, in denen sie auf ihre Situation in dem Verhältnis und Konflikt der Eltern zueinander zu sprechen kommt, schildert sie eine atmosphärisch dichte und emotionale intensive Situation, bei der die Weltanschauungen der Eltern an sich keine Rolle spielen, sondern statt dessen die emotionale und soziale Beziehung des Kindes zu seinen Eltern im Mittelpunkt steht. Das bedeutet, dass im Kontext dieser Autobiographie die Bedeutung von signifikanten Beziehungen und den damit verknüpften Emotionen latent als dominierender Argumentationstypus fungiert, auch wenn auf der manifesten Ebene in einer Weise rational argumentiert wird, bei der die emotionalen Aspekte der Beziehungserfahrungen nicht diskutiert werden. Denn Hilda Weiss beschreibt im Kontext der differentiellen Weltanschauungen der Eltern eine frühkindliche Lebenserinnerung, eine Schlüsselszene, die in einem inneren Zusammenhang dargestellt ist, ohne dass sich ein wirklicher inhaltlicher Bezug zu Hilda Weiss' Konflikt mit den differentiellen Weltanschauungen der Eltern herstellen ließe:

„I'm sitting on the floor in a corner of our play room. My brother, 4 years old, is lying in a pretty little bed in the opposite corner of the rather large room. He is surrounded by my parents, my grandmother, uncle and aunt and the nurse, I am alone, crying“ (Weiss 1940, S. 6).

Hilda Weiss beschreibt diese Erinnerung sprachlich recht neutral. Sie schreibt, dass sie allein war und nicht, dass sie sich allein fühlte. Es scheint, als ob es an ihrem Erleben nichts zu verändern gab, die erlebte Isolation ist total und es gibt keinen Weg für sie, sich in diese Familiensituation zu integrieren. Die Integration hätte von Außen kommen müssen. Hilda Weiss sieht selbst in der Reflexion dieser Situation keine Möglichkeit, sich einen Zugang zu der sozialen familiären Gruppe zu suchen. Interessanterweise beschreibt sie die Situation so, dass deutlich wird, dass sie gänzlich allein war, keiner der Familienmitglieder oder Angestellten wandte sich ihr zu und dennoch bezieht sie die Situation im Anschluss ausschließlich auf die Mutter. Ihre Mutter, so Hilda Weiss, habe immer eine andere Beziehung zu ihrem Bruder gehabt als zu ihr. Sie habe sich mehr um den Bruder gekümmert und gesorgt als um sie, da der Bruder ein Sorgenkind war, weil er seit seiner Geburt an einer Hüfterkrankung litt und mehr als vier Jahre in einer Gipsform liegen musste. Dem Bruder gegenüber fühlt sie sich nicht mit den gleichen Rechten ausgestattet, sondern fühlt sich, wie in der Erinnerung deutlich wird, nicht wahrgenommen. „My closeness to my father was only a consequence of this“ (Weiss 1940, S. 6). Die Konsequenz, die sie aus dieser Erinnerung zieht, nämlich die Hinwendung zum Vater, lässt sich nicht widerspruchslos folgern, da der Vater nicht in einer emotionalen Ersatzfunktion dargestellt wird. Die Hinwendung zum Vater scheint aus einer Enttäuschung von der Mutter zu resultieren, von der Hilda Weiss sich abwendet, da sie keine Möglichkeit sieht, eine emotional nahe Position bei ihr zu erlangen. Die Hinwendung zum Vater und Identifikation mit ihm erfolgt durch das Erleben des Vaters als einsame und in sich selbst weitgehend zurückgezogene Person, der mit ihr die Einsamkeit und die mangelnde Beziehung zur Mutter teilt. So bildet sich eine Notgemeinschaft, die aus einer Mangelsituation entsteht. „My father was alone with himself most of the time“ (Weiss 1940, S. 6). Sie orientiert sich am Vater, um Isolation zu vermeiden.

Ihre Orientierung am ‚Männlichen‘ speist sich zentral aus ihrem Wunsch nach Gleichheit mit dem Bruder sowie ihrem Bedürfnis der Zugehörigkeit. Dies zeigt sich an zwei Erzählaspekten. Zum einen schildert sie, dass sie ein Junge sein wollte, um so von der Mutter gesehen, anerkannt und mit den gleichen Rechten bedacht zu werden:

„First unconsciously, then consciously I wanted to be a boy; and that desire persisted through my whole youth, even into later life. I always played with my brothers’ toys, especially with his railway, never with dolls. The reason for that was, no doubt, that I wanted to be he, the spoiled child, not the second fiddle“ (Weiss 1940, S. 7).

Mit dem Vater teilt sie auf Spaziergängen ihr philosophisches Interesse und erhält die Möglichkeit, sich intellektuell zu entwickeln und erwirbt über ihre geistigen Fähigkeiten Anerkennung vom Vater, zu dem sie auf diese Weise eine engere Beziehung herstellen kann.

Im Alter von acht Jahren gewinnt sie ein größeres Gefühl der Nähe zu ihrer Mutter als in den Zeiten davor, da sie sich nun mit deren sozialem Engagement identifizieren kann. Ihre Beziehung zur Mutter ändert sich aufgrund eines persönlichen Erlebnisses schlagartig, denn der Vater ihrer Freundin Lotte stirbt und die Familie gerät in eine tiefe finanzielle Misere. Hilda Weiss’ Mutter unterstützt Lottes Familie. Hilda Weiss gelingt es, über die Erfahrung der sozialen Ungleichheit in der Gesellschaft eine Beziehung zur Mutter herzustellen. Aber diese Beziehung bleibt emotional oberflächlich, denn sie bezieht sich auf eine

rein sachliche Ebene. Im Text kritisiert sie ihre Mutter, da sie deren kleinen Hilfen als weitgehend fruchtlos empfindet und sie die große gesellschaftliche Veränderung der Verhältnisse vermisst. Sie entwickelt ein soziales Bewusstsein, das sie zu intensivem sozialistischem Engagement führt und das sich durch ihr ganzes Leben zieht. „I felt that the capitalist should not be allowed to exploit workers, to get rich by making the workers poor. The capitalist society was only one period in the development of human history“ (Weiss 1940, S. 24). Ihre Entscheidung für den Sozialismus gründet sich in einem Gefühl und nicht in einer rationalen Argumentation. Im Sozialismus setzt sie sich auf einer politischen Ebene für Gleichheit und Gerechtigkeit ein, was ihr im familialen Kontext für sich selbst nicht adäquat gelungen ist bzw. ihr nicht zugestanden wurde.

Die Beziehung zur Mutter bleibt ambivalent und Hilda Weiss steht oft in einem Kampf mit der Mutter, bei dem sie versucht, sich mit ihren Bedürfnissen durchzusetzen und ihre eigene Position zu vertreten. Die Mutter ruft bei ihr einen deutlichen Widerstand und Protest hervor, den sie selbst in den verschiedenen Beispielen als „Kampf“ bezeichnet. So schildert sie ihren ersten bedeutenden Kampf mit der Mutter, bei dem auffällt, dass sie in dem Kontrast Gewinnen oder Verlieren verharrt. Ein Aushandlungsprozess scheint nicht möglich. Ein Wille steht gegen den anderen. Sie kommentiert die erste wesentliche Auseinandersetzung, in der sie sich durchsetzen kann, wie folgt: „My first battle was won; I was five years old.“ Hilda Weiss schildert durch die gesamte Biographie hindurch immer wieder Kämpfe, die sie entweder gewinnt oder verliert. Soziale Auseinandersetzungen, bei denen Aushandlungsprozesse geführt werden, zeigen sich in der Erzählung kaum.

Im Alter von 16 Jahren tritt sie der Freien Jugend bei, einer sozialistischen Jugendarbeiterbewegung. In diese Gruppe integriert sie sich über das sachliche Interesse und Engagement. Im weiteren Verlauf ihres Lebens bleibt sie der sozialistischen Arbeiterbewegung unverbrüchlich treu. Man findet in ihren Schilderungen keine Auseinandersetzungen mit anderen Weltanschauungen, sondern jede Auseinandersetzung und intellektuelle Orientierung bleibt im Bereich sozialistisch-kommunistischen Denkens verhaftet und die negativ besetzte Gegenposition ist der Kapitalismus, der schablonenhaft und inhaltlich nur über den Prozess der Bemächtigung des Arbeiters durch den Kapitalisten skizziert wird. Ihre soziale Integration vollzieht sie im Lebenslauf über das Sachinteresse, die konkreten Beziehungen bleiben ausschließlich auf einer intellektuellen und engagierten Sachebene.

Betrachtet man sich nun insgesamt die Konsequenzen, die Hilda Weiss aus ihren zentralen Lebenserfahrungen zieht, so lässt sich sagen, dass sie zwischen der Weltanschauung des Vaters und der der Mutter eine verbindende Konstruktion schafft: Zum einen setzt sie sich für die individuelle Freiheit und für die Gleichheit der Menschen ein und orientiert sich damit an der Grundhaltung des Vaters. Zum anderen übernimmt sie von der Mutter das soziale Engagement und tritt in die sozialistische Arbeiterbewegung ein, in der sie bis zur Emigration engagiert und integriert bleibt. Trotz Hilda Weiss' Orientierung an der individuellen Freiheit ist der Wert der Gleichheit so dominant, dass die dem Utilitarismus immanente Gefahr durch die radikale Gleichheit die Individualität aus dem Blick zu verlieren und die Individualität für das Kollektiv in den Hintergrund treten zu lassen, auch für Hilda Weiss' Weltanschauung gilt. Dennoch hat sie auf der inhaltlichen Ebene eine Verbindung zwischen diesen beiden Grundorientierungen der Eltern geschaffen. Die ‚Stimmen‘ der Eltern, die sie

deutlich als differente Weltanschauungen voneinander abgrenzt, bieten ihr zum einen zwar weltanschauliche Orientierungen, aber zum anderen zudem vielmehr die Möglichkeit über Identifikationsprozesse Nähe und Beziehungen zu den Eltern und zu anderen Personen oder Gruppen herzustellen. Sie stellt in ihren Entscheidungen und damit in ihrer Selbstpositionierung als Akteurin diese Integrationschancen her und begründet ihre Entscheidungen allerdings vorrangig sachlich.

5.3 Selbst und Beziehungen – Sprache, Sprachfiguren, Form (Ebene 3):

Die formale Struktur, die sich in der Anfangssequenz des Textes zeigt, lässt sich durchgängig im Text finden. Hilda Weiss eröffnet ihren Text mit einer Frage: „What harm has Empress Augusta done to Hitler? I really do not know.“

Die Frage wird mit Nichtwissen beantwortet, eine inhaltliche Antwort steht noch aus. Hilda Weiss greift nun ihr Nichtwissen auf und präsentiert eine Ebene, die sie beantworten kann. „But what I know is, that I was born in Berlin in the Kaiserin Augusta Strasse and that Hitler, in 1935, changed its name to Admiral von Schroeder Strasse.“

Somit zeigen sich schon in der Anfangssequenz die beiden den gesamten Text durchziehenden Erzähllinien. Die erste Erzähllinie bezieht sich auf die politisch-gesellschaftliche Ebene, hier stellt sie Fragen, die sie nicht beantwortet. Die zweite Erzähllinie bezieht sich auf ihre eigene Lebensgeschichte, zu der sie konkrete Aussagen machen kann und die sie in reflektierter Form präsentiert. Sie beginnt die Absätze, in denen sie von ihrem eigenen, persönlichen Leben erzählt häufig mit „I want to explain“; I know; „I consider myself“.

Sobald sie die persönliche Ebene verlässt und gesellschaftliche und politische Themen in die Darstellung einbezieht, vollzieht sie einen Wechsel in den fragenden Modus, z.B. als sie über ihre Freundin Lotte aus dem Arbeitermilieu berichtet: „I could not understand why people have to live 6 in one room and we had 12 rooms for 4 persons (Weiss 1940, S. 10)“ Oder als sie über den Ersten Weltkrieg erzählt, an dem ein Verwandter von ihr teilnimmt und stirbt: „Well, he went to war, but why shouldn't he come back?“ (Weiss 1940, S. 18); „What had he done to be killed?“ (Weiss 1940, S. 18). Ebenso fragend thematisiert sie die Revolution von 1918: „How could I understand what a capitalist was and what profit?“ (Weiss 1940, S. 23).

Sie verschränkt schließlich in der letzten Erzählpassage ihre persönliche Lebensgeschichte mit der Möglichkeit, die politisch-gesellschaftliche Ebene zu erforschen, in die das eigene Leben verwoben ist. Sie entscheidet sich 1933 Deutschland zu verlassen und sie benennt den Grund, in die Schweiz zu emigrieren

„The last night before my departure I could not sleep at all. Chased like a criminal, not knowing where to go, where to stay at night, I consisted of nothing but unrest, fear and excitement. Finally, I made up my mind to leave for Genova, Switzerland, because there was a branch of the Institute for Social Research in which I had been an assistant in Frankfurt“ (Weiss 1940, S. 69).

Die formale Struktur des Textes gliedert sich in zwei differente Modi. Erstens wird die eigene Lebensgeschichte als eine verstandene und reflektierte Ge-

schichte erzählt. Sie teilt Wissen mit und betreibt Aufklärung, indem sie ihre persönliche Lebensgeschichte darstellt. Zweitens wird die eigene Lebensgeschichte mit dem historisch-sozialen Kontext in Verbindung gebracht, der allerdings noch der Aufklärung und des Verständnisses bedarf, da sie auf dieser Ebene meist in eine fragende Form wechselt. Sie stellt sich und die Leser in den Modus des Fragens und bleibt durchgängig an dem Bedürfnis, die Strukturen und Prozesse historisch-gesellschaftlicher Zusammenhänge verstehen zu wollen bzw. in Frage zu stellen, orientiert. Sie verschiebt die offene Frage ihrer persönlichen Geschichte auf die politisch-historische Ebene. Denn historische Prozesse bedürfen der Aufklärung und wecken Interesse bei einem größeren Kreis von Menschen, sie sind gesellschaftsrelevant. Durch die Verbindung der beiden Erzählebenen in der autobiographischen Erzählung, die aber durch die Modi der formalen Repräsentation einen Bruch aufweisen, nämlich verstandene Ebene versus erklärungsbedürftige Ebene, zeigt sich ein grundlegendes Bedürfnis der Autorin nach Selbstaufklärung von einer Metaebene aus. Mit Hilfe wissenschaftlicher Forschung soll ein Verständnis der eigenen Lebensgeschichte im Kontext historischer und politischer Gesellschaftsprozesse hergestellt werden. Wissenschaftliche Analyse und Reflexion ermöglichen ein Verständnis mikro- und makrosozialer Prozesse. Durch dieses Verständnis könnte es ihr gelingen, ihre reflektierte individuelle Lebensgeschichte mit den „noch“ nicht verstandenen politisch-sozialen Prozessen der historisch-gesellschaftlichen Ebene zu verbinden und einen distanzierten Blick auf das eigene Leben als Teil gesellschaftlicher Gesamtprozessstrukturen zu erhalten. Diese offene Haltung des Verstehen-Wollens zeigt sich in der Analyse der Textpassagen jedoch nicht eindeutig, denn die Textstellen sind häufig inhaltlich bezogen auf Ungerechtigkeiten, wie z.B. materielle Differenzen zwischen ihrer Familie und Lottes Familie oder auf die Unsinnigkeit des Todes von Freunden und Verwandten im Ersten Weltkrieg, so dass die Fragen auch als rhetorische Fragen mit einer moralischen Funktion verstanden werden können, die den Leser aufrütteln sollen. Das würde bedeuten, dass die Fragen nur als rhetorische Mittel verwendet werden und Hilda Weiss die Antworten eigentlich schon kennt. Die Offenheit für eine Auseinandersetzung wäre als ein stilistisches Mittel missverstanden.

Neben der formalen Struktur des Textes ermöglicht die Analyse der Sprache, in der sich die Autorin selbst und ihre Mitwelt präsentiert, die Analyse der Selbstthematisierung von Hilda Weiss im Kontext ihrer Beziehungen. Das zentrale Thema erweist sich, wie schon erwähnt, als geprägt von dem Gefühl des Andersseins oder – gegensätzlich dazu – des Gleichseinwollens. Die Integration gelingt ihr in den Gruppen, die mit ihr die sozialistisch-kommunistischen Weltanschauung teilen, dennoch bleibt sie hierbei sachlich orientiert und baut weitgehend keine innigen sozialen Beziehungen auf. Die frühkindliche Bindungssituation, die sie zur Mutter hatte, wird in anderen Beziehungen nicht verändert, sondern sie tritt, wie schon in der Kindheit ausschließlich in intellektuelle, sachlich-orientierte Beziehungen, analog zu der mit ihrem Vater. Emotional wechseln Hilda Weiss' Beschreibungen ihrer sozialen Kontakte zwischen den Grundpositionen des Gefühls von Fremd-und-Anders-Sein und dem Gefühl des Anerkannt-Seins und Integriert-Seins. Das bedeutet, dass sie diesen Konflikt in der Schilderung der gesamten Autobiographie nicht gelöst bekommt. Ihre Lösungsversuche zeigen sich in dem Bemühen, Integration durch völlige Assimilation zu erreichen: ein Junge sein zu wollen statt ein Mädchen, eine Arbeiterin statt eine ‚Bürgerliche‘. In der Fabrik kämpft sie darum, als Arbeiterin inte-

griert zu werden. Sie kontrastiert Schemata und ordnet sich dann dem Schema zu, dem sie unter dieser kategorialen Zuordnung nicht angehört, sie ringt in diesem jedoch um Akzeptanz und Integration. Ihr Selbstsein zeigt sich im Versuch der Assimilation an das Anderssein, also als Integration in die Gruppe der ‚kategorial‘ anderen. Hilda Weiss kombiniert somit auf konstruktive und kreative Weise Anpassung und Eigensein miteinander. Denn in ihrem Versuch dem ‚Anderen‘ anzugehören, gestaltet sie sich de facto als Besonderheit. Hilda Weiss sieht keine andere Möglichkeit, Zugehörigkeit und Selbstsein miteinander zu verbinden. Autonomie scheint Bindung auszuschließen. Diese unlösbare Polartät dominiert ihre Autobiographie.

Zudem transformiert sie ihr Gefühl, keine innere persönliche, emotionale Nähe zur Mutter zu erreichen, in ein Empfinden von sozialer Ungerechtigkeit. Dieses zur Erkenntnis gelangte Empfinden wird nun in andere Bereiche übertragen, mit denen sie persönlich wenig zu tun hat, von denen sie sich aber deutlich betroffen fühlt und mit denen sie sich engagiert identifiziert. In ihrer Haltung zeigt sie sich jedoch starr und unflexibel. Sie empfindet die gesellschaftlich bedingten sozialen Ungerechtigkeiten deutlich und setzt sich durchaus reflektiert mit Kapitalismus versus Kommunismus auseinander, bleibt jedoch gegenüber einer Konfrontation mit Gegenargumenten oder alternativen Perspektiven verschlossen (vgl. auch Garz/Lee 2002). In ihren Handlungen bleibt sie kämpferisch gegenüber allem, was ihren Einstellungen nicht entspricht (vgl. Welter 2007).

5.4 Ergebnis: Entwicklungsprozess, Identitätskonstrukt und moralisches Selbst (Ebene 4):

Hilda Weiss gelingt es in ihrer gewählten Weltanschauung, die Kontraste der Eltern geschickt miteinander zu verbinden, allerdings vertritt sie diese Weltanschauung dogmatisch. Obwohl sie studiert, eine Reihe unterschiedlicher Erfahrungen macht und sich intellektuell intensiv mit der sozialen Frage auseinandersetzt, insbesondere aus der Arbeiterperspektive, verharrt sie in der Polarisierung ‚Abwertung des Kapitalismus‘ versus ‚Idealisierung des Sozialismus/Kommunismus‘. In der Autobiographie zeigt sich keine Auseinandersetzung mit Alternativen zu ihren grundsätzlichen Weltanschauungen. Sie bestärkt sich ausschließlich durch andere Denkweisen in ihrer sozialistisch-kommunistischen Grundhaltung, ohne dass sie durch eine Konfrontation innerlich irritiert wird.

Betrachtet man Hilda Weiss' Entwicklung zu einer moralischen Selbstpositionierung und Konstituierung einer Selbstidentität, so zeigt sich von Beginn an in ihrer Erzählung ein Spannungsverhältnis, das sie in einem Konstrukt zu lösen versucht, das die Weltanschauungen und die Lebenshaltungen der Eltern miteinander verbindend kombiniert. Ihr gelingt durch die konstruktive Kombination der beiden Weltanschauungen der Eltern eine vordergründige Lösung ihres Konflikts, dennoch verharrt sie in einer prinzipiell widerständigen Haltung, die sich insbesondere auf der Handlungsebene auswirkt. Das Leben scheint ein Kampf zu bleiben.

Sie hat sich die Diskurse der Eltern zwar konstruktiv angeeignet und sie miteinander kombiniert und kann sie innerlich überzeugend darlegen, sie sind besetzt mit ihren eigenen Erfahrungen und sie sind in ihre Kontexte eingebun-

den; sie vertritt sie in ihrer eigenen Sprache nach außen, aber sie zeigt sich letztlich als unflexibel, da sie die eigene Position nicht durch Alternativen in Frage stellt oder in Frage stellen lässt. Obwohl sie sich in der Assimilation der Inhalte in ihrer spezifischen Identität konstituiert und eine eigene durchaus reflektierte Selbst- und Welthaltung entwickelt hat, bleibt ihr Weltanschauungsmuster geschlossen, gegensätzliches Denken und Perspektivwechsel erhalten keine Chance. In ihrem Handeln zeigt sie sich als durchaus beharrlich und engagiert, indem sie viele Situationen meistert, indem sie negative Erfahrungen aushält und diese durch ihr Engagement und ihre Leistungen in eine positive Erfahrung verwandeln kann. Sie konstruiert die Lebenssituationen in ihrer Erzählung jedoch häufig in unvermittelbaren Polaritäten, in denen es kein ‚dazwischen‘ gibt.

Hilda Weiss stellt sich in ihrer Autobiographie als eine gegen soziale Ungerechtigkeit kämpfende Frau dar, die sich in ihrer Grundhaltung und Weltanschauung auch gegen Widerstände nicht entmutigen oder korrumpieren lässt. In ihrer Weltanschauung und ihrer politischen und moralischen Haltung präsentiert sie sich als autonom und unerschrocken, selbst wenn ihre Einstellung und ihr Handeln ihr immer wieder auch zum Nachteil reichen. Durch ihre wissenschaftliche Tätigkeit und ihren Forschungshabitus, der sich insbesondere in der formalen Strukturanalyse aufweisen lässt, zeigt sich ihr Interesse, Aufklärung zu leisten. Die Fragen, die sie stellt, lassen sich als rhetorische Figuren verstehen, die sie der Weltöffentlichkeit präsentiert, um diese für die historisch-sozialen und politischen Probleme und Fragen zu sensibilisieren und moralisch aufzurütteln. Für ihre persönliche Lebensgeschichte kann der fragende Modus als authentisch beurteilt werden, dies zeigt sich jedoch eher als zugrunde liegendes Problem. Sie bleibt durch die letztlich ungelöste Frage ihres Lebens, nämlich, inwiefern sie so sein darf, wie sie ist und dafür anerkannt und geliebt zu werden und integriert zu sein, quasi heteronom gebunden an ihre eigene innere Konsequenz, sich zum einen als ‚männlich‘ zu inszenieren und sich zum anderen in ihrer sozialistischen Selbstpositionierung mit der abstrakten Gruppe „Arbeiter“ zu identifizieren und dafür unabdingbar einzustehen. Selbst als Forscherin ist es ihr nicht möglich, eine Haltung zu entwickeln, in der sie sich forschend, im Sinne eines offenen Prozesses auf die Themen einlässt, sondern die Themen werden aus ihrer feststehenden, einperspektivischen Weltbeurteilung heraus untersucht. Aufgrund ihres ungelösten Identitätsproblems, das sich binär in „So sein wie alle anderen“ und „So sein wie kein anderer, d.h. so zu sein wie sie selbst“ kontrastieren lässt, findet sie zu keiner souveränen Mitte, in der dieses Problem aufgrund eines fundierten Selbstverständnisses und -bewusstseins nicht mehr existieren müsste bzw. nicht mehr so dominieren würde. Diese Grundfrage, durch die Mutter an sie herangetragen und von ihr als zentrales Thema ihrer Kindheit erlebt, bewahrt sich als Grundthematik ihres Lebens in allen weiteren entscheidenden Lebensphasen. Die Sorge der Mutter als jüdische Familie hinreichend assimiliert zu sein und nicht aus dem Rahmen der gesellschaftlichen Konventionen zu fallen, wird in Kombination mit dem Vorzug des Bruders durch die Mutter, zu Hilda Weiss' persönlicher Assimilationsgeschichte. In ihrer Autobiographie erweist sich diese Grundthematik in ihren Lebensstationen und -entscheidungen als dominierend und strukturierend. Ihre sozialistische, utilitaristische Weltanschauung fungiert als identitätsstiftendes und Zugehörigkeit ermöglichendes Lebensfundament, in dessen Rahmen sie für sich selbst ein Gefühl des autonomen Selbstseins erwirkt. Ihr moralisches Selbst

ringt im Einsatz für die anderen, ausschließlich Benachteiligten, letztlich auch immer um das Recht, sie selbst sein zu dürfen sowie um die Auflösung ihrer eigenen familiären Benachteiligung gegen die sie sich machtlos fühlt. „When I was five years old, I must have felt that my fight for equal rights with my brother was hopeless“ (Weiss 1940, S. 7).

Anmerkungen

- 1 Bachtin unterscheidet zwei Typen der Aneignung der über die Sprache vermittelten Inhalte und bezeichnet diese als Diskurstypen, die den Autor binär als heteronom oder autonom in der Aneignung kategorisieren. (Bachtin 1979, S. 183). Diese binäre Codierung erweist sich in der Forschungspraxis jedoch als begrenzend, so dass die Analyse mit einem offeneren Konzept bei der Idee der Diskurstypen berücksichtigt wird, allerdings ohne vorherige Kategorisierung.
- 2 Die Biographie wurde in einem Forschungsprojekt von Prof. Garz, Universität Mainz in verschiedener Hinsicht analysiert. Vgl. Garz 2007b.
- 3 Die objektiven Daten beziehe ich aus Garz in Weiss 2006. Vgl. insgesamt Hilda Weiss – Soziologin, Sozialistin, Emigrantin. Ihre Autobiographie aus dem Jahr 1940. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Hamburg 2006. Auch die ausführlichere Darstellung ihrer Lebensgeschichte findet sich in ebd. Zur Interpretation der objektiven Daten vgl. Fehlhaber 2007.
- 4 Zu Hilda Weiss' Lebenslauf ab 1933 vgl. Garz in Weiss 2006, S. 93ff.

Literatur

- Bachtin, M. M. (1979): Das Wort im Roman. In: Grübel, R. (Hrsg.): Die Ästhetik des Worts. Frankfurt a. M., S. 154-301.
- Bachtin, M. M. (2004): Das Problem der sprachlichen Gattungen. In: Ehlich, K./Meng, K. (Hrsg.): Die Aktualität des Verdrängten. Studien zur Geschichte der Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert. Heidelberg, S. 447-484.
- Dilthey, W. (1993): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 4. Aufl., Frankfurt a. M.
- Fehlhaber, A. (2007): Die Entschlüsselung literarischer Gestaltungen in autobiographischen Texten mithilfe der Analyse und Interpretation objektiver Daten. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung. Mainz, S. 45-66.
- Garz, D. (Hrsg.) (2006): Hilda Weiss – Soziologin – Sozialistin – Emigrantin. Ihre Autobiographie aus dem Jahre 1940. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Hamburg.
- Garz, D. (2007a): Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsprozesse in der sozialisatorischen Interaktion. Aberkennungstrilogie, Teil II. In: Andresen, S./Pinhard, I./Weyers, St. (Hrsg.): Erziehung, Ethik, Erinnerung. Pädagogische Aufklärung als intellektuelle Herausforderung. Weinheim, S. 34-50.
- Garz, D. (2007b): Zur Rekonstruktion autobiographischer Texte – Methoden im Vergleich. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung. Mainz, S. 13-24.
- Garz, D./Tappan, M. (2001): Das kompetente und das dialogische Selbst. In: Handlung Kultur Interpretation, Jg. 10, Heft 2, S. 246-272.
- Garz, D./Lee, H.-S. (2002): L. Kohlberg's moral developmental theory applied to a biographical analysis of a Jewish girl and woman. In: Korean Social Welfare 7, S. 241-258.

- Hurrelmann, K. (2002): Einführung in die Sozialisationstheorie. 8. vollst. überarb. Aufl., Weinheim/Basel.
- Oevermann, U. (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit. In: Wohlrab-Sahr, M. (Hrsg.): Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche. Frankfurt a. M./New York, S. 27-102.
- Oevermann, U. (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a. M., S. 58-156.
- Marotzki, W. (1999): Bildungstheorie und Allgemeine Biographieforschung; In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 57-69.
- Weiss, H. (1940): My life in Germany before and after January 30, 1933. Unveröffentlichtes Manuskript. (Harvard University).
- Weiss, H. (2006): Soziologin, Sozialistin, Emigrantin. Ihre Autobiographie aus dem Jahr 1940. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Detlef Garz. Hamburg.
- Welter, N. (2007): „I was victorious“. Eine Biographie im Kampf gegen die Ungleichheit. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Klassische und innovative Perspektiven rekonstruktiver Forschung. Mainz, S. 67-80.
- Welzer, H. (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.

Detlef Garz

Olga Lang-Wittfogel¹ – eine objektiv-hermeneutische Biographieanalyse²

Olga Lang-Wittfogel – using objective hermeneutics to analyze a biography

Zusammenfassung:

Der vorliegende Artikel untersucht unter Anwendung des objektiv hermeneutischen Auswertungsverfahrens die Biographie der 1897 im russischen Ekaterinoslav geborenen Olga Joffe (später Olga Lang-Wittfogel). Die Analyse endet mit dem durch den Krieg und die sich daran anschließenden Unruhen verspäteten Abschluss des Universitätsstudiums und der Heirat mit dem Arzt Joseph Meyer. Es wird gezeigt, wie Olga Joffe die anstehenden Bewährungsaufgaben im Übergang zum Erwachsenenalter – die Gestaltung des beruflichen und staatsbürgerlichen Handelns sowie den Aufbau einer privatiminen Beziehung – löst. Die im Anhang des Artikels angeführten Daten über ihren weiteren Lebensweg sollen es ermöglichen, die erarbeitete Hypothese zu prüfen. Methodisch ist hervorzuheben, dass die Interpretation allein anhand der ‚objektiven Daten‘ erfolgt, so dass es aufgrund der ‚Raffung‘ der Angaben möglich ist, alle biographisch relevanten Knotenpunkte und Weichenstellungen in die Interpretation einzubeziehen.

Schlagworte: Historische Emigrationsforschung, objektive Hermeneutik, objektive Daten, biographische Entwicklung, Erzeugungs- und Auswahlparameter

Abstract:

The biography of Olga Joffe (later Olga Lang-Wittfogel), born in 1897 in Ekaterinoslav, Russia, is analyzed using the tools of objective hermeneutics. The period covered by the analysis ends with her graduation from University, belated due to the war and its aftermath of disorder, and her marriage to the physician Joseph Meyer. The analysis shows how Olga Joffe copes with the challenges involved in the transition to adulthood: carving out ways of occupational and civic action as well as building a personal relationship. As an addendum, data on her further life are presented which enable the reader to verify the hypothesis elaborated in this paper. It is a particular strength of this methodology that, due to its exclusive use of ‚objective data‘ and the necessarily ‚condensed‘ nature of such data, it allows for an interpretation that brings to bear all the key points and choices that are relevant on the biographical level.

Keywords: historical emigration research, objective hermeneutics, objective data, biographical development, generative and selective parameters

1. Einleitung

„Der Versuch“, so Pierre Bourdieu, „ein Leben als eine einmalige und sich selbst genügende Abfolge von Ereignissen zu verstehen, deren einziger Zusammenhang in der Verbindung mit einem ‚Subjekt‘ besteht, (dessen Konstanz nur die eines Eigennamens sein dürfte), ist ungefähr so absurd wie der Versuch, eine Fahrt mit der U-Bahn zu erklären, ohne die Struktur des Netzes zu berücksichtigen, das heißt die Matrix der objektiven Relationen zwischen den verschiedenen Stationen“ (Bourdieu 1990/2003, S. 43).

Dieser Vorwurf ist m.E. berechtigt, doch die sich daran anschließende Diskussion (vgl. Bourdieu 1990) ist überwiegend von Missverständnissen geprägt; dem Vorwurf lässt sich m.E. – relativ einfach und sinnvoll – dadurch begegnen, dass die hier beklagte solipsistische Position (wer vertritt diese eigentlich?) interaktionistisch gewendet wird: Das Subjekt auf der einen Seite und die Struktur des Netzes, d.h. der (soziale) Raum und die (soziale) Zeit, auf der anderen Seite müssen in ihrer jeweiligen genetischen Verschränkung systematisch analysiert werden. D.h. beider Geschichte muss im sich gemeinsam vollziehenden Ablauf untersucht und die Frage, wer was in welcher Richtung und in welchem Umfang beeinflusst, muss als empirische offen gehalten werden. Herunter gebrochen auf die biographische Forschung heißt dies, dass sowohl die (kollektive) Vorgeschichte (d.h. die Makrogeschichte, also Gesellschaft, Institutionen etc. sowie die Mikrogeschichte, also Großeltern, Eltern etc.) als auch die (auto-) biographische Geschichte verstanden als Fall innerhalb einer natürlichen und sozialen Umwelt im Fokus der Forschung stehen.

Die Methodologie, die diesen Anforderungen entspricht, findet sich in den Arbeiten von Ulrich Oevermann, und zwar greife ich an dieser Stelle insbesondere und strikt auf das Konzept des Erzeugungs- und Auswahlparameters zurück (vgl. Oevermann 2000b, 2004), das dem obigen Einwand nicht nur entgeht, sondern die geforderte Verbindung in exemplarischer Weise vorführt. Bleiben wir beim Beispiel der an ein Subjekt gebundenen Lebenspraxis, so umfasst der Erzeugungsparameter alles, was Natur und Gesellschaft als Rahmungen für dieses subjektive Leben bereitstellen, so dass wir von einer Grund-Folge-Beziehung sprechen können. Dieses Regelwerk lässt sich mit dem auf einer Sequenzanalyse beruhenden Verfahren der objektiven Hermeneutik rekonstruieren, so dass die Eingebettetheit eines Lebens als Lebenspraxis in seine Umwelt zum Vorschein kommt. Es wird deutlich, was der jeweilige Fall ‚ist‘, aber auch, indem in der methodischen Arbeit Optionen benannt werden, was der Fall nicht ist, aber hätte sein oder werden können.

Diesem Erzeugungsparameter steht der Auswahl- bzw. Entscheidungsparameter gegenüber, der dasjenige empirische Datum umfasst, wie ein Ablauf sich tatsächlich vollzieht, d.h. welche Wahlen bzw. Entscheidungen vom Subjekt in Angesicht der Palette an Möglichkeiten faktisch getroffen wurden. So zeigt sich, ob im Falle einer Begrüßung dieser Gruß erwidert wurde und gegebenenfalls auch, wie dieser Gruß erwidert wurde. Denkt man an längere Ketten der Sequenzierung, so bietet sich als Prototyp zur Erläuterung der Dialektik von Erzeugungs- und Auswahl- bzw. Entscheidungsparametern der Lebensverlauf im Sinne einer Biographie bzw. Autobiographie an: Am mit der Biographie einhergehenden Zeitpfeil können Einbettungen und Optionen in der Art und Weise eingesehen und abgetragen werden, dass sich in Permanenz Möglichkeiten eröffnen, die durch Akte der Wahl, also durch Entscheidungen, in eine bestimmte

Richtung gelenkt und dadurch (vorläufig) geschlossen werden. Das gilt für so genannte große Entscheidungen (Weichenstellungen): Soll ich nach dem Abitur studieren, eine Lehre aufnehmen, Zivildienst leisten oder etwas ganz anderes machen, wie für ‚kleinere‘ Entscheidungen, die z.B. aus der ersten folgen: Was soll ich studieren? Wenn ich X studiere, wo soll ich es tun? Oder noch tiefer herunter gebrochen (Knotenpunkte): Soll ich heute ins Seminar gehen, soll ich mich darauf vorbereiten usw. usw.? Wobei aus Knotenpunkten durchaus Weichenstellungen hervorgehen können: Treffe ich im Seminar die Theorie oder vielleicht auch die Frau ‚meines Lebens‘?

Diese Auffassung fasst also zwei Konzeptionen zusammen: Zum einen die Idee, dass ‚das Sein das Bewusstsein bestimmt‘, aber eben nicht vollständig. Zum anderen die Idee, dass ‚die Menschen ihre Geschichte machen‘, aber eben nicht aus freien Stücken. Der Anteil der jeweiligen Konzeption ist offen und jeweils empirisch zu rekonstruieren. Diese Rekonstruktion kann aufzeigen, wie sich der Handlungsraum (im Hier und Jetzt), verstanden als eher vorgegebene Sozialität, und wie sich der Spielraum, verstanden als Ensemble an Optionsmöglichkeiten, zueinander verhalten.

Auf welcher Ebene muss eine Forschung ansetzen, um in diesem Sinne Aussagen über den Verlauf eines Lebens treffen zu können? Sicherlich nicht auf der Ebene einer alltäglichen Routine im Sinne von Aufstehen, Waschen, Essen, zur Arbeit gehen oder fahren usw. Auch in der Regel nicht auf der Ebene der Untersuchung des Lebens ‚großer Männer‘, also der herausgehobenen Erscheinungen, wie dies teilweise noch bei Wilhelm Dilthey geschehen ist. Vielmehr sollte es darum gehen, Strukturmuster gelebten Lebens zu rekonstruieren, was sich, so die in diesem Aufsatz vertretene These, anhand der so genannten ‚objektiven Daten‘ einer Lebenspraxis, hier also einer Biographie, durchführen lässt.

Die Interpretation der ‚objektiven Daten‘ eines Falles, d.h.

„der interpretatorisch unverfänglichen und interpretationsstabilen Merkmale der Geschichte und der aktuellen Befindlichkeit des Falles, z.B. der ‚nackten‘ Daten des tabellarischen Lebenslaufes eines Interviewee, (...) um möglichst schnell, sparsam und voraussetzungslos zu möglichst riskanten und reichhaltigen Fallstrukturhypothesen zu gelangen, also mit dem Falsifikationsgeschäft von Anfang an zu beginnen“ (Oevermann 2000a, S. 19, Fn. 4),

erfolgt allerdings üblicherweise als *ein* Schritt, der *zusätzlich*, d.h. neben der Interpretation des (auto-) biographischen Texts, erfolgt. Ich schlage demgegenüber vor, die Interpretation der objektiven Daten im konsequenten Ablauf von Erzeugungs- und Auswahl- bzw. Entscheidungsparameters als eigenständigen, d.h. für sich allein stehenden Weg der Forschung zu betrachten. Gelingt dies, steht für die Untersuchung die gesamte Lebensspanne – und nicht nur der Beginn der Erzählung und einige ausgewählte Abschnitte – in kondensierter Form zur Verfügung, die zugleich durch den Rekurs auf objektive Daten abgesichert ist. Insofern geht es um die Rekonstruktion von objektiven Daten, die aber primär nicht im Mittelpunkt stehen, weil sie objektive sind, sondern weil sich in ihnen das Strukturmuster menschlichen Lebens zeigt³.

Das Vorgehen versteht sich also *inhaltlich* als (historische) Rekonstruktion einerseits in Absetzung von der so genannten Strukturgeschichte („big structures, large processes“; Ch. Tilly), die nur den ‚großen Rahmen‘ gelten lässt, es versteht sich andererseits in Anknüpfung an eine Mikrogeschichte, die kleine Einheiten in einen Kontext einrückt (W. Dilthey). Es versteht sich *methodisch* einerseits in Absetzung von positivistischen bzw. statistischen Ansätzen, die auf

die Verteilung großer Zahlen schauen, es versteht sich andererseits in Anlehnung an rekonstruktive Ansätze, die (regelgeleitete) Tiefenstrukturen im Sinne von biographischen Strukturmustern analysieren (vgl. Garz 2007).

Die nachfolgende Interpretationsarbeit wird also insofern von diesen Aspekten bestimmt⁴:

Theoretisch: Strikte Anwendung der sich abwechselnden und ergänzenden Logik von Erzeugungs- und Auswahlparametern.

Forschungspraktisch: Zunächst nach der Bestimmung des jeweiligen Interaktors Einführung der Raum-Zeit-Koordinaten. Sequenzanalytisch taucht dabei eine Vielzahl von *Knotenpunkten* auf, die eine Strukturhaltung oder eine Strukturtransformation mit sich führt.

Weichenstellungen sind hervorgehobene, durch besondere Relevanz und in der Regel Nachhaltigkeit gekennzeichnete Knotenpunkte; hier werden die ‚big points des Lebens‘ gemacht oder auch verfehlt.

Last but not least ist vorab das Forschungsziel bzw. die Frage zu benennen, die den (unverzichtbaren) Fokus der Interpretation ausmachen:

Fragestellung: Entwicklung der (Ich-) Identität in Auseinandersetzung mit der Umwelt und zwar konkretisiert am Umgang mit den adoleszenztypischen Bewährungsaufgaben im Übergang zum Erwachsenenalter.

2. Die Rekonstruktion der biographischen Entwicklung anhand der objektiven Daten

Die Interpretation beschäftigt sich mit den objektiven Daten einer Person, die am wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard Universität teilgenommen hat; sie greift auf das eingereichte autobiographische Manuskript ebenso zurück wie sie Daten einbezieht, die aufgrund von Kontextrecherchen ermittelt werden konnten.

1. (Vorname ?) Joffe: Die Rekonstruktion ergibt, dass der Großvater (der hier interessierenden Person) väterlicherseits in Russland zwischen ~1830 und ~1850 geboren wurde sowie dass er Jude war. Das heißt, er wächst in der Regierungszeit (1825-1855) des durchgehend als reaktionär gekennzeichneten Zaren Nikolaus I auf. Juden durften, im Übrigen schon seit dem späten 18. Jahrhundert, nur in bestimmten am westlichen Rand Russlands liegenden Gegenden (An-siedlungsrays) Wohnung nehmen.

Weiterhin geht aus den Unterlagen hervor, dass es sich um einen „reichen Geschäftsmann“ handelte. Diese Formulierung lässt vermuten, dass der Reichtum nicht bereits in der Familie vorhanden war („stammt aus einer reichen Familie“), sondern dass der Großvater selbst durch kaufmännisches, d.h. im Prinzip risiko- und wagnisorientiertes Vorgehen Kapital akkumulieren konnte. Wir sprechen also von ‚neuem Geld‘ bzw. ‚neuem Reichtum‘. Nehmen wir an, dass die Ansammlung dieses Reichtums frühestens Mitte des 20. Lebensjahres be-

gonnen haben wird, lässt sich unter Heranziehung der Spanne der wahrscheinlichen Geburtsdaten festhalten, dass der entsprechende Zeitraum zwischen 1855 und 1875 liegen dürfte. Über Geburts- bzw. Wohnort sowie über die Ehefrau, Kinder, Geschwister etc. liegen keine Angaben vor.

2. Abraham Joffe, der Sohn des reichen Kaufmanns und Vater der hier interessierenden Person, ist zwischen ~1865 und ~1872 geboren, hat also als Kind ein finanziell sorgenfreies Leben führen können. Die Kindheit und eventuell die Jugend fällt noch in die Herrschaftsperiode von Alexander II, der von 1855 bis zu seiner Ermordung 1881 regierte. Alexander II war zunächst durchaus liberal (z.B. schaffte er 1861 die Leibeigenschaft ab, zudem lockerte er die Pressezensur und demokratisierte die Rechtssprechung). Mehrere in den 1860er Jahren geplante Attentate ließen ihn jedoch zumindest teilweise an die restriktive Politik seines Vorgängers anknüpfen und darüber hinaus ein striktes (geheim-)polizeiliches Überwachungssystem errichten⁵.

Mit dem Vermögen des Vaters im Hintergrund wird es für Abraham Joffe, trotz einer generellen antijüdischen Stimmung in weiten Kreisen der Bevölkerung, eher einfach gewesen sein, sich für ein Studium, vermutlich in St. Petersburg, einzuschreiben. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang, dass damit zu Beginn des Studiums ein für das aufsteigende (auch und gerade: jüdische) europäische Bürgertum des 19. Jahrhunderts nicht untypisches Entwicklungsmuster vorliegt: Der zu Reichtum gekommene Vater ermöglicht seinen Kindern (Söhnen), den ökonomischen Aufstieg durch einen Bildungsaufstieg fortzuschreiben bzw. zu ergänzen, häufig in dem Sinne, dass dem ältesten Sohn die Verpflichtung zukam, die Firma fortzuführen (i.d.R. ohne ein Studium, aber durch Praktika in befreundeten Firmen [im In- und Ausland] vorbereitet), den weiteren Kindern (also je nach Liberalität auch den Töchtern) wird ein Studium der Wahl, i.d.R. im Ausland, ermöglicht, um Wohlstand mit Bildung zusammenzuführen.

Abraham Joffe gehörte damit der russischen Intelligenz (Intelligentsia) an; einer besonderen Gruppe von Männern und auch Frauen des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts, die entweder dem russischen Adel entstammte oder die aus bürgerlichen Häusern kommend eine Bildungskarriere einschlug und, dies trifft vor allem auf die Frauen zu, die teils vehement um diesen Weg gekämpft hatten und daher entsprechend radikal auf Einschränkungen reagierten. Insofern Bildung und Aufklärung verknüpft sind, musste diese Gruppe unwillkürlich in Konflikt mit dem zaristischen Regime geraten, das mittels einer straffen und hierarchischen Organisation versuchte, jede politische Beteiligung und die darauf abzielenden emanzipatorischen Bewegungen im Keim zu ersticken.

Der seit 1881 regierende Zar Alexander III machte zudem viele der Reformen seines Vaters rückgängig und war prinzipiell reformfeindlich eingestellt, zudem baute er die Geheimpolizei (die Ochrana) in großem Umfang aus. Viele politische Gegner, die vor allem aus der intellektuellen Oberschicht (der Intelligentsia) kamen, wurden verfolgt und nach Sibirien deportiert.

An dem 1887 erfolgten (nicht-erfolgreichen) Bombenattentat durch die ‚anarchistische Vereinigung‘ Volkswille (Narodnaja Wolja) gegen Alexander III war Abraham Joffe zwar nicht direkt beteiligt, aber aufgrund seiner Mitgliedschaft in einer politischen Jugendorganisation (Young People’s Freedom Party) wurde er verhaftet und zu fünf Jahren Festungsaufenthalt in der Peter und Paul Bastion in St. Petersburg verurteilt⁶. Außerdem waren mit diesem Urteil zwei wei-

tere und erhebliche Auflagen verbunden: Abraham Joffe durfte nach seiner Entlassung, die im Jahr 1892 erfolgt sein dürfte, sein Studium nicht fortsetzen und er durfte in keiner größeren Stadt wohnen, so dass sich konstatieren lässt, dass ein Karrierebruch verbunden mit dem Verlassen-Müssen der Hauptstadt St. Petersburg und der Niederlassung auf dem Land oder einer kleinen Stadt eintritt. Dort wird er, das war ja das Ziel dieser Maßnahme, einer engen Kontrolle durch die politische Polizei unterlegen haben.

Hatte sich Abraham Joffe zunächst auf einer gespurten Bahn bewegt, so verlässt er diesen Weg aufgrund seiner Politisierung rasch, nämlich bereits während seines Studiums, was ebenfalls zu Spannungen mit den Eltern (dem Vater) geführt haben dürfte, wobei jedoch durchaus unterschiedliche Reaktionen (von Solidarität bis zur Verstoßung des Sohnes) denkbar sind. Für Abraham Joffe jedenfalls bedeutet das Urteil das Ende der Möglichkeit einer bildungsbürgerlichen Karriere – eventuell verbleibt der Eintritt in die väterliche Firma nach Ablauf der Haft. Allerdings wird der weitere biographische Weg auch dadurch bestimmt, ob bzw. inwieweit er seinen politischen Vorstellungen ‚treu bleibt‘. Als Extreme hierfür bieten sich zwei Pole an: Bildete sein politisches Engagement eher Teil eines jugendlichen/adoleszenten, also vorübergehenden Aufbegehrens, oder gehörte es einem auch weiterhin identitätskonstitutiven Muster an? Diese Sequenzentscheidung impliziert für den bereits krisenhaft Verstrickten eine fundamentale Gabelung (Weichenstellung), die allerdings ihrerseits wiederum unterschiedlich reibungsarm oder krisenhaft ausgeprägt sein kann – für ein (wirtschafts-)bürgerliches Leben einerseits, für eine politische Existenz möglicherweise verbunden mit dem Schritt ins Exil, in der Regel also nach West-Europa, andererseits.

Das nächste chronologisch vorliegende Datum betrifft Pauline Fishman(n)⁷, die Ehefrau von Abraham Joffe. Bevor ich die Diskussion mit der Darstellung und Interpretation der zu ihr vorliegenden Daten fortführe, ist der Hinweis notwendig, dass ein sequenzanalytisches Vorgehen prinzipiell verlangt, spätestens an dem Punkt mit der Interpretation zu beginnen, an dem es zur gemeinsamen Geschichte des Ehepaares kommt. Da hierzu keine Daten vorliegen, werden die Angaben zur Ehefrau und deren Interpretationen zunächst unabhängig von denen des Ehemannes ein- und erst mit dem (wahrscheinlichen) Zeitpunkt der Trauung zusammengeführt. Dass die Interpretation an dieser Stelle aufgrund der sehr beschränkten Datenlage mit erheblichen Defiziten an Bestimmtheit umgehen muss, liegt auf der flachen Hand. So macht es einen großen Unterschied aus, ob die Eltern sich schon von Kindheit an kannten, ob sie sich während der gemeinsamen politischen Tätigkeit kennen lernten, oder ob ein Treffen z.B. erst nach der Entlassung von Abraham Joffe aus dem Gefängnis zustande kam.

3. Über die ersten etwa 22 Lebensjahre von Pauline Fishman(n) wissen wir lediglich zum einen, dass sie um 1865 (in Russland) geboren wurde und Jüdin war; zum anderen verfügte sie über einen Universitätsabschluss, den sie um 1887 erreicht haben dürfte. Beide Eckdaten verweisen darauf, dass sie einerseits eine mit ihrem Mann vergleichbare historische Periode (nicht unbedingt einen gemeinsamen regionalen Bereich) des Aufwachsens erfahren hat und (zunächst) über eine ähnliche Bildungslaufbahn verfügt, die sie jedoch (im Gegensatz zu ihrem späteren Mann) zum Abschluss bringen konnte. Andererseits darf nicht unterschlagen werden, dass sie eine weibliche Sozialisation und Erziehung erfahren hat, die in aller Regel einer Bildungsaspiration nicht förderlich war. Dass Pauline Fishman(n) dennoch einen universitären Abschluss erreicht

hat, ist einer Kombination von subjektivem Bestrebtsein und familiären Ermöglichungsbedingungen, sowohl finanzieller als auch intentionaler Art, geschuldet, wobei auch hier empirisch Grade der Abstufungen bzw. unterschiedliche Ausprägungen auf beiden Seiten vorliegen können.

Das universitäre Frauenstudium, das beispielsweise in Preußen erst ab 1908 möglich war, erlebte in Russland bereits in den Jahren von 1859 bis 1864 eine kurze Zeit der Blüte (vgl. Gouzévitch, D. & A. 2000), bevor es, auch aufgrund der unmittelbar einsetzenden radikal politischen „most militant“ (ebd., S. 144) Tätigkeiten der Studentinnen („they immediately joined the student revolutionary movement“; ebd., S. 143) bis fast gegen Ende des 19. Jahrhunderts untersagt wurde⁸.

Wollten die jungen russischen Frauen dennoch studieren, stand ihnen, sofern der (elterliche) finanzielle Hintergrund dies ermöglichte, und der bildungsorientierte elterliche Hintergrund dies erwünschte oder tolerierte, der Weg in Teile des westlichen Auslands, in denen ein Frauenstudium möglich war, offen. Als Orte boten sich etwa Paris oder Bern, das badische Freiburg oder Heidelberg, besonders aber Zürich an. In Zürich stellten die jungen russischen Frauen nicht nur fast ein Drittel der weiblichen Studierenden, sondern sie kamen auch in Kontakt mit „agitators of the revolutionary underground“ (ebd., S. 147), was die russische Regierung als kontraproduktiv ansehen musste und aus diesem Grund mit Nachdruck um die Rückkehr der Studentinnen ‚ersuchte‘.

So dürfte auch die um 1865 geborene Pauline Fishman(n) zu den aktiven und kritischen Studentinnen gehört haben, die ein Studium im Ausland absolvierten⁹. Und wie die meisten ihrer Kommilitoninnen kehrte sie nach Abschluss ihres Studiums nach Russland zurück: Gebildet, auf einen Beruf vorbereitet (häufig aus dem Bereich der Medizin oder Technik) sowie politisch (und sexuell) aufgeklärt. Insofern gehörte auch sie zum Kreis der russischen Intelligenz (Intelligentsia) – und dürfte entsprechend politische Einstellungen ausgebildet haben, die antizaristisch waren, wobei offen bleiben muss, ob diese eher eine sozialistische oder eine bürgerlich-liberale Ausprägung hatten.

Ansonsten liegen über den Geburts- bzw. Wohnort sowie über die Eltern und sonstigen Verwandten keine Angaben vor.

Spätestens irgendwann zu Beginn der 1890er Jahre muss es zum Kennenlernen von Abraham Joffe und Pauline Fishman(n) gekommen sein. Eine Überlegung, die diese Vermutung stützt, kann lauten, dass Pauline Fishman(n) nach dem Abschluss des Studiums zurück an ihren Heimatort gekommen ist und dort Abraham Joffe begegnete. Dieses Aufeinandertreffen zwischen der aus dem Ausland zurückgekehrten Akademikerin und dem verbannten Abraham Joffe, der als einfacher Bahnarbeiter in Ekaterinoslav tätig war, kann am ehesten in einem gemeinsam geteilten politischen Kontext stattgefunden haben: Die Nähe der politischen Überzeugungen bildete dann einen Hintergrund, auf dem die Beziehung aufbauen konnte. Zu Beginn der 1890er Jahre kommt es zur Heirat (hierzu liegen keine Unterlagen vor); die Partner sind Mitte 20 und damit etwa gleich alt. Da das Judentum bei beiden Partnern keinerlei Erwähnung findet, kann von einer, vermutlich schon durch die Eltern eingeleiteten Abkehr (vom ‚religiös motivierten‘ jüdischen Gemeindeleben) gesprochen werden; eventuell spielte eine Zugehörigkeit dann bei den beiden keinerlei Rolle mehr, allerdings ohne dass es dadurch zu einer Assimilation an die (be-)herrschenden gesellschaftlich-politischen Vorstellungen kam oder kommen musste.

Aus den vorliegenden Unterlagen geht weiterhin hervor, dass der Vater von Abraham Joffe (der reiche Großvater) sein Vermögen zu Beginn der 1890er

Jahre verliert sowie dass der um 1892 aus dem Gefängnis entlassene Abraham Joffe Mitglied der Socialist Revolutionary Party (kurz: SR)¹⁰ wird; er bleibt also im Land (bleibt politisch ‚vor Ort‘), und somit geht sein Handeln über ein jugendlich-adoleszentes Aufbegehren hinaus – wäre es das gewesen, wäre in Angesicht der erfolgten drakonischen Strafe eher zögerliches Handeln zu prognostizieren; beispielsweise wären Aktivitäten, wie der Versuch, sich durch Anpassung zu rehabilitieren oder der Rückzug aus sozialen Beziehungen zu erwarten. Abraham Joffe nimmt jedoch eine Stelle bei der Eisenbahn in Ekaterinoslav (die Einwohnerzahl liegt 1861 bei ca. 19.000 und steigt bis zur Jahrhundertwende auf ca. 136.000 an) bei geringem Verdienst an¹¹. Zwischen ~1893 und ~1896 wird dem Ehepaar ein Sohn, Leva/Lev, geboren.

Hier laufen nun eine Reihe von Weichen stellenden Knotenpunkten innerhalb von wenigen Jahren zusammen: Die Heirat, der Verlust des väterlichen Vermögens, die fortwährende politische Tätigkeit Abraham Joffes bei einer zugleich sicher nicht zufrieden stellenden, darüber hinaus körperlich anstrengenden Arbeit, die zudem schlecht bezahlt wird, sowie die Geburt des Sohnes.

Jedes dieser Ereignisse, für sich allein genommen, birgt schon genug Krisen generierendes Potential in sich, um biographische Erschütterungen auslösen zu können: Wie gefährlich war die erneute politische Betätigung von Abraham Joffe, wurde sie von seiner Frau unterstützt, oder setzte diese jetzt stärker, vor allem nach der Geburt des Sohnes, auf ein eher herkömmliches ‚Familienmodell‘? Wovon konnte die Familie leben – bei nur einem niedrigen Einkommen einerseits, dem Verlust des väterlichen Vermögens andererseits? Möglich ist natürlich, dass die Eltern von Pauline Fishman(n) die Familie unterstützten, was sich allerdings belastend für eine Autonomiebildung der jungen Familie ausgewirkt haben dürfte. Was wird aus dem brachliegenden Bildungskapital von Pauline Fishman(n)? Ist sie in Angesicht der prekären beruflichen Situation ihres Mannes bereit, ihrerseits auf eine (vermutlich besser vergütete) Berufstätigkeit zu verzichten? Wie könnte eine entsprechende Tätigkeit vor dem Hintergrund der Tatsache aussehen, dass selbst in revolutionär gesinnten Familien Russlands am Ende des 19. Jahrhunderts eine Umkehr der ‚Rollenverteilung‘ zwischen Mann und Frau nicht in den Blick geriet, der Mann also nicht Haushalt und Kinderversorgung übernahm?

Eine Antwort auf diese Krisenproblematik ergibt sich aus den unmittelbar folgenden Daten: Pauline Fishman(n) gründet, nachdem sie zunächst Nachhilfeunterricht erteilt hatte, in den (Ende der?) 1890er Jahren eine private (möglicherweise: jüdische) Grundschule in Ekaterinoslav. Damit, so scheint es, wurde eine annähernd optimale Lösung für die sich wechselseitig durchdringenden Strukturprobleme der Familie gefunden: Der Vater wird weiter arbeiten, die Mutter kann ihr erworbenes Wissen in eine leitende und selbständige Tätigkeit einbringen, die sie zugleich so organisieren kann, dass das kleine Kind von ihr zu versorgen ist, und das Einkommen wird auf beiden Schultern verteilt; allerdings kann die von außen aufgeladene Hypothek der Verbannung Abraham Joffes bei gleichzeitiger unterqualifizierter Beschäftigung und dem damit einhergehenden geringen Einkommen nicht aufgehoben werden – diese konditionale Verstrickung ist subjektiv nicht zu bearbeiten.

Aus der Tatsache, dass das Ehepaar zusammen bleibt, dass sogar ein Kind geboren wird, lässt sich folgern, dass sich das familiäre Binnenklima, das vermutlich durch die politischen Auffassungen beider Partner stark geprägt ist, als tragfähig für die Beziehung erweist. Das Paar hat die mit dem Eintritt des Er-

wachsenalters notwendig verbundenen Bewährungsaufgaben angenommen und – soweit aus eigenen Kräften möglich – gemeistert: Es ist verheiratet und hat ein Kind, es ist staatsbürgerlich sehr aktiv – wahrscheinlich in einem Umfang, der das durchaus vorhandene berufliche Engagement bei Pauline und sicher die berufliche Tätigkeit bei Abraham in den Hintergrund treten lässt, wenn auch dadurch der Lebensunterhalt eigenständig gesichert werden kann.

4. In dieses nicht spannungsfreie und nicht aus freien Stücken, aber dennoch durch die Eltern in vielen Hinsichten bewusst gestaltete familiäre, berufliche und staatsbürgerliche Milieu hinein wird Olga Joffe, deren Lebensverlauf hier von Interesse ist, als zweites Kind mit einem Abstand zwischen einem und drei Jahren zu ihrem älteren Bruder am 11. Dezember 1897 geboren. Als Tochter einer revolutionären Mutter; als Tochter eines revolutionären Vaters, der trotz Verfolgung nicht von seiner Überzeugung abschwor; als Tochter einer Mutter, die (im Ausland) studiert und einen universitären Abschluss erlangt hat; als Tochter eines Ehepaares, das über ein einträgliches, wenn auch nicht hohes Einkommen verfügt; als Tochter, der nach und nach, wie zunächst diffus auch immer, die Zugehörigkeit ihrer Eltern zur politischen Intelligenz ebenso deutlich werden wird wie die Diskrepanz zwischen engagierten Gesprächen und Verhaltensweisen der Eltern einerseits, und der unqualifizierten beruflichen Tätigkeit des Vaters andererseits. Die berufliche Tätigkeit der Mutter wird ihr im Sinne eines weiblichen ‚role-models‘ vor Augen gestanden haben. Dennoch können die beruflich adäquat tätige Mutter und der gezwungenermaßen unterhalb seiner Fähigkeiten beschäftigte Vater das Bild einer im Binnenklima harmonischen Familie transportiert haben, die jedoch sicherlich in den politischen Außenkontakten marginalisiert und auf eine Gruppe von Gesinnungsgenossen beschränkt war. Insofern schält sich das Bild einer ‚immer schon‘ in politische Zusammenhänge eingebetteten Kindheit heraus, und es scheinen auch keine in den Eltern liegenden Gründe zu existieren, die zu einer Abwendung von diesen und deren Einstellungen führen könnten.

Diese tentativen, aber durch die vorliegenden Daten abgedeckten Überlegungen müssen hier angestellt werden, da keine Informationen über die nächsten etwa sechs Jahre, also bis zur (vermutlichen) Einschulung von Olga Joffe, vorliegen.

Die Mutter besaß und leitete zu Beginn des 20. Jahrhunderts, annehmbar um 1903, das größte (Mädchen?) Gymnasium am Ort, also in Ekaterinoslav (mit mittlerweile mehr als 135.000 Einwohnern); damit verbunden erfolgt der Hinweis: ‚die Mutter wurde reich‘. Obwohl nicht offensichtlich wird, wann genau dieser Reichtum als solcher eintritt bzw. entsprechend eingeschätzt wird, wird deutlich, dass der vor etwa zehn Jahren erfolgte Aufbau einer Grundschule ausgeweitet wurde, und die Institution nun auch eine Höhere Schule umfasst. Insofern lässt sich auf eine berufliche Erfolgsgeschichte verweisen, die durch die Erwähnung des damit erzielten Reichtums als Indikator für den beruflichen Erfolg nur verstärkt wird. Augenfällig und damit von Interesse ist die (von der Tochter im Abstand von fast 40 Jahren vorgenommene) Formulierung ‚Mutter wurde reich‘, die zwar als allein stehende Äußerung nur sehr vorsichtig interpretiert werden kann, jedoch darauf hinzuweisen scheint, dass nicht die Familie reich wurde, sondern die Mutter. Wie weit die hier erkennbar werdende Distanzierung zwischen Vater und Mutter oder auch zwischen der schreibenden Tochter und der Mutter reicht, muss (an dieser Stelle) offen bleiben.

Gesichert ist jedoch, dass 1903, also im Abstand von annähernd sechs Jahren, ein weiteres Kind, ein Junge, zur Welt kommt. Pauline Fishman(n) ist mittlerweile ca. 38 Jahre alt, so dass davon auszugehen ist, dass die Familienplanung damit abgeschlossen ist. Aufgrund der gesicherten und sogar guten finanziellen Verhältnisse wird sie auf Unterstützung bei der Hausarbeit sowie bei der Versorgung der Kinder zurückgreifen können, so dass sie sich mit ganzer Kraft der Leitung der Schulen widmen kann. Schwierigkeiten für die ansonsten stabile familiäre Lage könnten jedoch aus der Tatsache resultieren, dass sie, die Leiterin einer Bildungseinrichtung, mit einem Bahnarbeiter verheiratet ist. Man wird nicht davon ausgehen können, dass die Schüler bzw. deren Eltern aus einem ähnlichen, vergleichsweise politisierten Milieu stammen, so dass es hier zu Schwierigkeiten mit den am Erwerb von Bildungskapital für ihre Kinder interessierten Eltern kommen kann: Der ‚Mann an ihrer Seite‘ passt nicht in die gehobene Bürgerschicht. Auch diesem Konflikt wird das Ehepaar sich gestellt haben müssen; nachteilige Auswirkungen sind nicht bekannt – es sei denn, man will die mit der Formulierung ‚Mutter wurde reich‘ herstellbare Überlegung weiter führen und die potentielle Distanzierung auch an diesem Umstand deutlich machen.

Im Jahr 1905 kommt es in Russland zu landesweiten Streiks, die von dem 1894 an die Macht gekommenen (und bis 1917 herrschenden) Zar Nikolaus II aufgrund seiner Weigerung, über Reformen in der Gesellschaft besonders im Hinblick auf die soziale Lage der Arbeiter und Bauern auch nur ansatzweise zu reden, zum Großteil mit verursacht waren. Im Januar 1905 war der Versuch, dem Zar in seiner Residenz in St. Petersburg eine Petition zu überbringen, gewaltsam niedergeschlagen worden (der sog. blutige Sonntag); die Anzahl der Toten und Verwundeten wird mit etwa 1000 Personen angegeben. Auch an diesen Ereignissen war die Socialist Revolutionary Party beteiligt. Die Auseinandersetzungen breiteten sich im Laufe des Jahres aus, Attentate wurden verübt, und die Arbeiter traten im gesamten Land (und nicht nur in St. Petersburg und Moskau) immer wieder in den Streik, wobei der von den Bahnarbeitern im Oktober 1905 initiierte Streik sich rasch zu einem Generalstreik ausweitete.

Obwohl Nikolaus II bestimmte Konzessionen einging und u.a. politische Parteien und die Duma als Parlament zu- sowie eine Amnestie für politische Gefangene erließ, kamen die Unruhen erst im Dezember 1905 an ihr vorläufiges Ende. Allerdings wurden auch noch 1906 zahlreiche Führer von Parteien und politischen Gruppierungen verfolgt, in Haft genommen oder ins Exil geschickt.

Abraham Joffe blieb seinen politischen Überzeugungen treu und beteiligte sich an den Auseinandersetzungen, vor allem am Bahnarbeiterstreik vom Oktober 1905 (vgl. Surh 2003), der es vermochte, die Regierung des Zaren zu Kompromissen zu bewegen. Für ihn hatte dieses Engagement allerdings zur Folge, dass er 1906 wegen seiner Beteiligung am Streik entlassen wurde.

Diesen Vorgängen wird die nunmehr neunjährige Olga mit wachen Augen und auch anwachsendem Verstand gefolgt sein. Die kompromisslose Haltung des Vaters, deren Unterstützung oder auch deren Ablehnung durch die Mutter, also Fragen nach dem ‚richtigen‘ politischen Verhalten in gleichermaßen unruhigen wie repressiven Zeiten, werden zu sozialiationsrelevanten Lehrstücken, werden zu einem ‚heimlichen Lehrplan‘, dem sich das Kind nicht entziehen kann.

Der Vater befindet sich im Alter etwa zwischen Mitte 30 und Anfang 40 und ist arbeitslos, agiert aber weiterhin im Hinblick auf seine politischen Überzeu-

gungen; die Mutter ist ökonomisch erfolgreich, hält sich (mittlerweile) aber in Anbetracht ihrer Klientel sicherlich politisch eher zurück. Zugespielt formuliert kämpft der Vater, man denke an die Losung ‚vom Übergang zum Sozialismus unter Überspringung des Kapitalismus‘, gegen die ökonomische Funktion und Tätigkeit seiner Frau, die wiederum ihn – und die Kinder – finanziell aushält. Wie genau und wie heftig die Konfliktlinien auch verlaufen sein mögen, einfach wird die Konstellation für alle Beteiligten nicht gewesen sein, und Olga bekommt die großen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in Miniatur in ihrer Familie vorgespielt, was wiederum zu Loyalitätskrisen geführt haben dürfte. Bezogen auf den ökonomischen Erfolg und damit verbunden den Eintritt in die ‚gute‘ Gesellschaft bietet sich die Mutter als Lehrmeisterin an, bezogen auf die Wahrhaftigkeit eines politisch engagiert geführten, wenn auch wenig erfolgreichen Lebens ist es der Vater, der Vorbildcharakter einnehmen kann. Beide Rollenentwürfe stehen jedenfalls für Olga sowie deren Brüder (über die allerdings keine weiterführenden Informationen vorliegen) zur Verfügung.

Im Jahr 1910 stirbt Abraham Joffe, zwischen 38 und 45 Jahre alt, nach einem Leben, das nach herkömmlichen Maßstäben beruflich und politisch wenig erfolgreich und auch familiär sicher nicht einfach war. Wegen seiner politischen Überzeugung saß er in Haft und musste ‚in der Provinz‘ eine Tätigkeit als Arbeiter bei der Bahn annehmen, aus der er schließlich aufgrund seines politischen Engagements in die Arbeitslosigkeit entlassen wurde. Olga Joffe war zu dieser Zeit 13 Jahre alt, in der Pubertät, aber doch schon alt genug, um diesen Hintergrund auch kognitiv erfassen und ‚verstehen‘ zu können. Zugleich stellt der frühe Tod für sie wie für die gesamte Familie ein (einschneidendes) Ereignis dar, das allerdings, nüchtern betrachtet, durch die finanzielle Unabhängigkeit der Mutter gemildert wurde.

Etwa nach weiteren fünf Jahren schließt Olga um 1915, in einer gesamtgesellschaftlich, innen- wie außenpolitisch mehr als unruhigen Zeit (Deutschland hatte Russland im August 1914 den Krieg erklärt), die Höhere Schule (Mariinskaya Gimnasia) in Ekaterinoslav ab und beginnt mit einem Studium der Fächer ‚Russische und Europäische Geschichte sowie Literatur‘ am berühmten¹², für seine ausgezeichnete Ausbildung bekannten College für Frauen Bestujovski (auch: Bestuzhevskie und weitere Schreibweisen) in St. Petersburg, entscheidet sich also, ihrer Mutter und wahrscheinlich auch ihrem Vater folgend, für ein geisteswissenschaftliches und gesellschaftsorientiertes Studium. Sie folgt mithin den Interessen der Eltern und wird dabei finanziell und wohl auch ideell von ihrer Mutter unterstützt¹³. Olga Joffe muss nicht mehr, wie ihre Mutter, zum Studium ins Ausland gehen, sondern kann an einer Eliteeinrichtung in der Hauptstadt studieren; auch diese Einrichtung ist ein Ort für die junge russische Intelligenz und damit für eine oppositionelle Einstellung.

Im Februar 1917 kommt es in St. Petersburg zu Demonstrationen und Unruhen, die vom Militär nicht unterdrückt werden. Vielmehr unterstützt es die aufständischen Arbeiter, so dass Zar Nikolaus II zum Rücktritt gezwungen wird (die Zarenfamilie wird im Laufe der weiteren Auseinandersetzungen ermordet). Eine vorläufige ‚weiße‘, bürgerlich-demokratische Regierung bestehend aus republikanischen, gemäßigt sozialistischen (Menschewiki), anti-kommunistischen und auch [noch] monarchistischen Kräften wird gebildet. In der Folge kommt es zu Umsturzversuchen durch Arbeiter und Matrosen, die eine ‚rote‘, d.h. bolschewistische Politik herbeiführen wollen. Im Oktober 1917 wird die Regierung gestürzt und eine verfassungsgebende Versammlung inauguriert. Doch der aus

dem Züricher Exil zurückgekehrte Lenin lässt im Januar 1918 die Regierung gewaltsam auflösen und verkündet die Alleinherrschaft der Bolschewiki. Es kommt im gesamten Land zum Bürgerkrieg zwischen ‚Roten‘ und ‚Weißen‘, allgemein zu einer Vielzahl von Auseinandersetzungen verbunden mit Hungersnöten, der erst 1920 beendet wird.

Olga Joffe bricht nach der Oktoberrevolution ihr Studium ab – evtl. muss sie es auch aufgrund der Unruhen abbrechen – und geht im Juli 1918 nach Ekaterinoslav zurück. Durch ihren Aufenthalt in der Hauptstadt war sie im Zentrum des politischen, durch Gewalttätigkeiten gekennzeichneten Geschehens¹⁴. Die bisher familiär und universitär erfahrene politische Bildung wird ihr nun mit aller Deutlichkeit in der Praxis vorgeführt. Jedoch geht von diesen Unruhen eine unmittelbare persönliche Gefährdung aus, so dass das Verlassen der Stadt plausibel erscheint. Allerdings kommt Olga Joffe mit diesem Schritt ‚vom Regen in die Traufe‘: Die Ukraine im Allgemeinen und Ekaterinoslav und die nähere Umgebung im Besonderen bilden ein heftig von ‚Roten‘, ‚Weißen‘, aber auch von marodierenden Gruppen unterschiedlicher Couleur sowie der österreichisch-ungarischen, später der deutschen Armee umkämpftes Gebiet. Mehrmals ändern sich die Machtverhältnisse in der Stadt, und körperliche Unversehrtheit, geschweige denn Rechtssicherheit, ist über einen längeren Zeitraum nicht gegeben. Auch breitet sich verstärkt Judenfeindschaft aus.

Die sich verschärfende politische Lage lässt sich anhand der Darstellung des mit Olga Joffes biographischer Entwicklung vergleichbaren Lebensabschnitts von Katherine Esau, die im April 1898 in Ekaterinoslav geboren wurde und dort bis 1916 das Gymnasium besuchte, bevor sie zum Studium der ‚agricultural sciences‘ nach Moskau ging, nachvollziehen¹⁵ (vgl. Thorsch/Evert 1998, S. 27).

„At the end of the second semester (1917), the Revolution interrupted her schooling so she returned to her parents' home in Ekaterinoslav. (...) The Russian Revolution affected the Esau family in part because of their German ancestry and because of their wealth. John Esau, her father, had been the mayor of Ekaterinoslav, but the Bolsheviks forced him to resign. When the Germans occupied the Ukraine, John Esau was reinstated as mayor. With the defeat of the Germans by the Western allies, it became very dangerous for the Esau family. John Esau, along with his wife and daughter, left Russia“ (ebd., S. 27f.).

Ersetzt man das Stigma des deutschen durch das Stigma des jüdischen Hintergrunds und geht davon aus, dass ‚der Makel des Reichtums‘ für beide Familien galt, wird offensichtlich, dass auch Olga Joffe dem Vorwurf der ‚counterrevolutionary bourgeoisie‘ (ebd., S. 28) ausgesetzt und sie damit potentiell gefährdet war. Aus ihren Unterlagen geht hervor, dass sie zu dieser Zeit an der ‚School of Library Science‘ unterrichtete und Bibliothekare auf ihre zukünftige Tätigkeit an öffentlichen Bibliotheken vorbereitete. Wie zu erwarten, übte sie diese ‚volksbezogene‘ Tätigkeit für die ‚Roten‘ aus, wobei offen bleiben muss, wie viel Überzeugung und wie viel Kalkül dieser Aufgabe zugrunde lagen. Diese interpretative Unsicherheit besteht auch deshalb, weil Olga Joffe während dieser Zeit offenbar, wie zuvor ihr Vater, noch Mitglied der Socialist Revolutionary Party (SR) war. Ebenfalls im Jahr 1918 wurde die von der Mutter gegründete Schule geschlossen, so dass Olgas Mutter nicht nur ihre Arbeit, sondern auch das damit verbundene Einkommen verlor. Das brachte, so die Unterlagen, die Familie in finanzielle Probleme; auch der von der Mutter angehäuften finanzielle Reichtum scheint im Rahmen der Unruhen verloren zu gehen, und Olga Joffe musste eine Reihe von Gelegenheitsjobs annehmen, um zur Versorgung der Mutter (und eventuell des jüngeren Bruders) beizutragen; auch Schwarzmarkt-

geschäfte, wahrscheinlich dem ‚universellen Muster‘ folgend, dass in Krisenzeiten die Reichen ihre langlebigen Güter zu Märkte tragen, um damit Lebensmittel einzutauschen, fielen in ihren ‚Zuständigkeitsbereich‘, der sicher nicht die Zustimmung der ‚neuen Führung‘ gefunden hätte.

Insgesamt bedeutet dies, dass Olga Joffe sich nicht nur wiederum in einer eminent politischen, ja revolutionär ‚geladenen‘ Umgebung aufhielt, sondern auch, dass sie Wege für sich suchen musste, damit umzugehen. Kompromisse schienen angebracht, Pragmatik half, die unübersichtlichen Stationen zu bewältigen.

Im Januar 1921, der Bürgerkrieg war zugunsten der Bolschewisten entschieden, verlässt Olga Joffe Ekaterinoslav, geht nach Moskau und graduiert vermutlich 1922 an der dortigen (Lomonossov) Universität. Das Fach wird nicht genannt, aber es ist davon auszugehen, dass sie das geistes- und sozialwissenschaftlich orientierte Studium wieder aufnimmt und abschließt – zumal sie bei der Aufzählung ihrer Tätigkeiten in Ekaterinoslav betont hatte, dass diese, worin auch immer sie bestanden haben mögen, auch auf dem ‚Gebiet der Soziologie und Geschichte‘ lagen.

Aus dem nächsten Datum geht hervor, dass sie für das ‚Central Council of Trade Unions‘, also für die sowjetischen Gewerkschaften, arbeitete.

3. Schluss – Das Strukturmuster der biographischen Entwicklung

Olga Joffe ist mittlerweile etwa 25 Jahre alt, hat eine durch die Unruhen verlängerte Studienzeit hinter sich, sie hat (erneut) praktische, semi-berufliche Erfahrungen in einer politisierten Umwelt sammeln können (oder müssen), so dass es angemessen erscheint, ein biographisches Strukturmuster zu formulieren. Konkret: Wie löst sie jene Bewährungsaufgaben, die sich im Übergang von der Adoleszenz in das Erwachsenenalter notwendig stellen?

Olga Joffe hat den Weg ihrer Eltern beschritten; sie gehört qua Ausbildung und Bildung nun auch zur Gruppe der russischen Intelligentsia. Sie ist in vielen Hinsichten, wenn auch nicht geplant, dem Modell ihres Vaters gefolgt, allerdings ohne die bei ihm damit einhergehenden Ausgrenzungen erfahren zu haben. Nach einem suchenden Verlauf, der jedoch immer durch die Ablehnung des zaristischen Regimes geprägt war, hat sie sich über die Mitgliedschaft in der Sozialistischen Revolutionären Partei der nun führenden Regierungspartei der Kommunisten unter Lenin (Lenin stirbt im Januar 1924) angeschlossen, was sich u.a. daran ablesen lässt, dass die sowjetischen Gewerkschaften Teil der Regierungsorganisation sind. Im Hinblick auf ihre Staatsbürger- sowie ihre Berufsrolle hat sie ‚Politik zu ihrem Beruf‘ gemacht. Im Sinne einer Logik der biographischen Entwicklung ist anzunehmen, dass sie hinter diesen Stand ihrer Entwicklung (zwanglos) nicht zurückfallen wird: (Russische) Intellektuelle und politisch engagierte Bürgerin sowie ein Beruf, der ihr die Vereinigung dieser beiden Haltungen ermöglicht, scheinen habituell in ihr Leben eingeschrieben; und zwar ebenso aufgrund der Vorgaben der Umwelt (Erzeugungsparameter) wie aufgrund der eigenen Entscheidungen (Auswahl- bzw. Entscheidungsparameter).

Wie sieht es mit der dritten Aufgabe, der Entscheidung für eine Form des Zusammenlebens, aus? Wir brauchen nur einen Schritt in unserer Sequenzanalyse weiter zu gehen und das nächste Datum heranzuziehen, um auch diese Frage beantworten zu können. 1923 trifft Olga Joffe (in Moskau oder Berlin) den 1893 in Riga (Russland) geborenen deutsch-jüdischen Medizinstudenten Joseph Meyer, der Daten für seine ‚Doktorarbeit zur prophylaktischen Medizin in Russland‘ sammelt und insgesamt an ‚dem sowjetischen Experiment‘ interessiert ist. Joseph Meyer ist ‚Angehöriger des linken Flügels der (deutschen) Arbeiterbewegung‘ – also Kommunist. Die beiden heiraten 1926.

Was immer sonst noch für diese Verbindung spricht, offensichtlich ist, dass hier zwei politisch aktive Personen zusammen gefunden haben. Die schon für die Eltern von Olga Joffe verwandte Beschreibung kann an dieser Stelle wiederholt werden: Die Nähe der politischen Überzeugungen bildet einen Hintergrund, auf dem die Beziehung aufbauen kann. Politisches Handeln wird nicht nur den Beruf, sondern auch das eheliche Zusammenleben prägen. Öffentlichkeit und Privatheit werden im Streben und aktiven Eintreten für eine andere, für eine bessere Welt, so kann man Mitte der 1920er Jahre sicher noch formulieren, verschränkt. Die ‚Hingabe an die politische Sache‘ wird im Vordergrund des gemeinsamen Lebens und Wirkens stehen, so dass in diesem Sinne auch die Lösung für das dritte Bewährungsproblem eine Beantwortung findet: Die beiden werden danach streben, Beruf und Eheleben unter dem Primat des politischen Lebens zu einer Einheit zusammenführen. Kinder, zum Beispiel, sind in einer solchen Partnerschaft eher nicht vorgesehen.

Inwieweit die bisher geführte Rekonstruktion des Verlaufs der biographischen Entwicklung zutrifft und dieser auch für das weitere Leben bestimmend bleibt, kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden. Ein trivialer Grund hierfür ist die Begrenzung der zur Verfügung stehenden Seitenzahl. Bedeutsamer ist jedoch die methodologische Überlegung, dass nach dem Formulieren eines Strukturmusters, dessen Begrenzung hier durch den Übergang in das Erwachsenenleben markiert wurde, systematisch die Gelegenheit eingeräumt werden muss, mit noch ‚unverbrauchtetem‘ Textmaterial dieses Muster zu überprüfen und gegebenenfalls zu falsifizieren. Ich habe daher in einem Anhang die objektiven Daten des weiteren Lebenswegs eingefügt. Sie können als Falsifikationsinstanz für die weitere Interpretation dienen¹⁶.

Anmerkungen

- 1 Der Mädchenname von Olga Lang ist Joffe; sie war von ~1926 bis ~1931 mit Joseph Meyer verheiratet, dann seit dem 29.11.1932 mit Karl August Wittfogel, von dem sie am 26.7.1939 geschieden wurde; sie nahm 1945 den Namen Olga Lang an.
- 2 Die Arbeit an diesem Artikel wurde mir durch einen Aufenthalt am Institute for Advanced Study in Princeton ermöglicht. Für die finanzielle Unterstützung möchte ich mich sehr herzlich bei der Andrew W. Mellon Foundation und der Fritz Thyssen Stiftung bedanken.
Für Kommentare und Hinweise bedanke ich mich bei Sylke Bartmann, Axel Fehlhaber, Sandra Kirsch, Wiebke Lohfeld und einem anonymen Gutachter.
- 3 In der historischen Forschung aber auch in der (betriebswirtschaftlichen) Organisationsforschung finden sich Ähnlichkeiten im genetischen Begriff der Pfadabhängigkeit; in der philosophischen Diskussion ergeben sich (wenn auch eher vage) Parallelen zum von Dieter Henrich eingeführten Konzept der Konstellationsforschung (vgl. Mulsow/Stamm 2005).

- 4 Es sollte offensichtlich sein, dass die Interpretation strikt sequentiell erfolgte sowie dass eine Reihe von Lesarten, die zunächst auch als plausibel angesehen werden konnten, sich aber nicht bewährten, hier nicht wiedergegeben wird.
- 5 Wir werden im Folgenden sehen, dass diese pauschale Behauptung z.B. für die Möglichkeit der Bildung von russischen Mädchen und Frauen nicht oder doch nur zum Teil zutrifft (vgl. auch Whittaker 1976).
- 6 Die Trubezkoi Bastion im Peter und Paul Gefängnis wurde zwischen 1872 und 1924 als ‚Gefängnis für Staatsfeinde‘ eingerichtet.
- 7 Die Schreibweise des Nachnamens ist uneinheitlich, es findet sich sowohl ‚Fishman‘ als auch ‚Fishmann‘.
- 8 In der Öffentlichkeit wurden diese Frauen wie folgt stereotypisiert – ein Bild, an dem sie durchaus mitgewirkt hatten. „Dressed in black, ill-mannered, masculine, ‚short-haired monsters‘, smoking, swearing, talking politics, finance, and science“ (Gouzévitch, D. & A. 2000, S. 145).
- 9 In den an der Universität Zürich vorhandenen Unterlagen ist ihr Name allerdings nicht verzeichnet.
- 10 Da die Gründung der Socialist Revolutionary Party (SR) erst später erfolgte (je nach Quelle um 1896 oder 1900), muss Abraham Joffe (zunächst) einer der vielen Vorläuferorganisationen angehört haben. Die SR bildete auf jeden Fall einen Teil der russischen revolutionären (somit antiz zaristischen) Bewegung. Sie unterstützte die Bauern und hatte die Vorstellung, dass der Weg vom (bestehenden) Feudalismus zum Sozialismus ohne die Zwischenstufe des Kapitalismus erreicht werden könne. Der ‚militärische Flügel‘ der SR führte eine Vielzahl von Attentaten durch.
- 11 Axel Fehlhaber hat diesen Sachverhalt wie folgt kommentiert. „Durch das politische Engagement als Element eines ‚identitätskonstitutiven Musters‘ dürfte sich für Abraham Joffe mit dieser ‚Degradierung‘ erst das lebenspraktische Bewährungsfeld für seine politischen Überzeugungen eröffnet haben, insofern er die konkreten Lebensbedingungen derjenigen am eigenen Leibe kennen lernte, für die er ja auch gekämpft und gelitten hatte, die aber möglicherweise vorher ‚blass‘ geblieben sind. Selbst einer von ihnen zu sein, könnte sein Engagement eher noch beflügelt haben“.
- 12 The Higher Bestujovski Courses for Women, im Jahr 1878 eingeführt, markierten „the turning point in the approach to the higher education for women. (...) The graduates of these Courses progressively gained the right to work as teachers in gymnasias, and in 1913 their diploma was considered to be equivalent to the university one“ (Gouzévitch, D. & A. 2000, S. 150f.).
- 13 Lev, der ältere Bruder, hat vermutlich ein Ingenieursstudium absolviert.
- 14 Von den Studierenden wurde erwartet, dass sie ihre patriotischen Pflichten erfüllen, wozu z.B. gehörte, nachts in den Straßen Patrouille gehen (vgl. Thorsch/Evert 1998, S. 27).
- 15 Die Biographie von Katherine Esau weist bis zur Ausreise nach Deutschland (strukturelle) Ähnlichkeiten zu der von Olga Joffe auf. Methodisch gesehen handelt es sich hierbei um die Einführung eines externen Kontexts, einer Datengattung, die in nicht-zirkulärer Weise zur Interpretation herangezogen werden kann.
- 16 Mit Datum vom 14. Januar 2008, nach Abfassung dieses Artikels, jedoch vor dessen Endkorrektur, hat mir das FBI unter dem ‚Freedom of Information/Privacy Acts‘ (FOIPA) die von dieser Einrichtung über Olga Lang gesammelten Unterlagen, die überwiegend aus den Jahren 1953 und 1954 stammen, zugesandt. Als Grund der Überprüfung wird angegeben: „Loyalty of Employees of the UN and other public international organizations“. Von den insgesamt vorhandenen 503 Seiten konnten 368 Seiten frei gegeben werden. Davon umfassen etwa 100 Seiten Unterlagen und Eintragungen aus einem Adressbuch, which „had recently been found in which were included the names and/or addresses and telephone numbers of approximately 181 persons or organizations and institutions“ (1/26/1954). Leider waren alle diese Eintragungen unkenntlich gemacht. – Die übrigen Angaben bestätigen im Wesentlichen die im vorliegenden Artikel eingesetzten objektiven Daten.

Literatur

- Bourdieu, P. (2003): Die biografische Illusion. In: Ders.: *Absolute Bourdieu*. Freiburg, S. 36-43. (Dt.: zuerst in *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 3 (1990), S. 75-81, sowie die daran anschließende Diskussion).
- Byford, A. (2005): Initiation to Scholarship: The University Seminar in Late Imperial Russia. In: *The Russian Review* 64, S. 299-323.
- Cosman, T. (1995): *My Heritage with Morning Glories. A White Russian Growing Up in China*. Washington. (Die 1917 in Russland geborene Tatiana Cosman wurde im Anschluss an ihr Aufwachsen in China, wo sie Olga Wittfogel kennen gelernt hatte, nach ihrem Eintreffen in den USA (1938) deren ‚Ziehtochter‘).
- Garz, D. (2005): ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität und seine in die USA emigrierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Gebieten der Literatur. In: Spalek, J. M./Feilchenfeldt, K./Hawrylchak, S. H. (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*. Band 3. USA. München, S. 305-333.
- Garz, D. (Hrsg.) (2006): *Hilda Weiss. Soziologin, Sozialistin, Emigrantin*. Hamburg.
- Garz, D. (2007): Zur Rekonstruktion autobiographischer Texte – Methoden im Vergleich. In: von Felden, H. (Hrsg.): *Biographieforschung: Zur Diskussion methodischer Ansätze rekonstruktiver Forschung*. Mainz, S. 13-24.
- Garz, D./Lee, H.-S. (2003): ‚Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933‘. In: Fritz Bauer Institut (Hrsg.): *Im Labyrinth der Schuld*. Jahrbuch 2003. Frankfurt a. M., S. 333-357.
- Gouzévitch, D. & A. (2000): The Difficult Challenges of No Man’s Land or the Russian Road to the Professionalization of Women’s Engineering (1850-1920). In: *Quaderns D’Història De L’Enginyeria IV*, S. 133-193.
- Hildermeier, M. (1978): *Die Sozialrevolutionäre Partei Russlands*. Köln.
- Lang, O. (1946): *Chinese Family and Society*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Lang, O. (1967): *Pa Chin and His Writings: Chinese Youth Between the Two Revolutions*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Mulsow, M./Stamm, M. (Hrsg.) (2005): *Konstellationsforschung*. Frankfurt a. M.
- Oevermann, U. (2000): Mediziner in SS-Uniform: Professionalisierungstheoretische Deutung des Falles Münch. In: Kramer, H. (Hrsg.): *Die Gegenwart der NS-Vergangenheit*. Berlin, S. 18-76. (a)
- Oevermann, U. (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, K. (Hrsg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a. M., S. 58-153. (b)
- Oevermann, U. (2004): Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. In: Fikfak, J./Adam, F./Garz, D. (eds.): *Qualitative Research. Different Perspectives – Emerging Trends*. Ljubljana, S. 101-133.
- Surh, G. (2003): Ekaterinoslav City in 1905: Workers, Jews, and Violence. In: *International Labor and Working-Class History* 64, S. 139-166.
- Thorsch, J.A./Evert, R.F. (1998): Katherine Esau, 1898-1997. In: *Annual Review of Phytopathology* 36, S. 27-40.
- Wessely, A. (2005): An Exile’s Career from Budapest through Weimar to Chicago: László Moholy-Nagy. In: Kettler, D./Lauer, G. (eds.): *Exile, Science, and Bildung*. New York, S. 75-100.
- Whittaker, C.H. (1976): The Women’s Movement during the Reign of Alexander II: A Case Study in Russian Liberalism. In: *The Journal of Modern History* 48, S. 35-69.
- Wittfogel, K.A. (1991): *Staatliches Konzentrationslager VII. Eine ‚Erziehungsanstalt‘ im Dritten Reich*. Bremen (zuerst 1936 unter dem Pseudonym Klaus Hinrichs in London veröffentlicht).

Archivalien

- Lange, Helen (Pseudonym für Olga Lang): ‚My Life in Germany before and after January 30, 1933‘. Manuscript 1939/40, Houghton Archive (bms Ger 127), Harvard University, 259 pages.
- Lang, O.: Epilogue. Manuscript o.J. [nach 1975], Hoover Archive, Stanford University, 103 pages.
- Lang, O.: The Insurgent (Makhno) Army in Ekaterinoslav. October – December 1919. Memoirs of an inhabitant of the city. Manuscript. o.J., Hoover Archive, Stanford University, 42 + 2 pages.

Anhang – objektive Daten des weiteren Lebenslaufs

- Olga Joffe heiratet Joseph Meyer nach 3 Jahren Korrespondenz und zwei weiteren Treffen im Jahr ~1926.
- Sie folgt 1927 ihrem Mann nach Berlin.
- Olga Joffe-Meyer arbeitet als Reporterin und berichtet über deutsche Politik für die sowjetische Arbeiterzeitung Trud, dem zentralen Organ der sowjetischen Gewerkschaften; sie interviewte Arbeiter und besuchte Tagungen sowie Streikversammlungen, an denen sie manchmal auch teilnahm. Sie tritt der Kommunistischen Partei in Deutschland bei. 1932 wird eine Sammlung ihrer Arbeiten mit dem Titel ‚Bilder deutscher Arbeiter‘ unter dem Pseudonym Olga Falk in Moskau veröffentlicht.
- ~1931 erfolgt die Scheidung.
- Olga Joffe-Meyer heiratet am 29. November 1932 Karl August Wittfogel (KAW), ein Mitglied des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, der auch tagespolitisch aktiv ist.
- KAW wird im März 1933 verhaftet und kommt zunächst in verschiedene Gefängnisse, dann in die Konzentrationslager Esterwegen und Lichtenburg.
- Seine Entlassung erfolgt – auch aufgrund der intensiven Interventionen von Olga Joffe-Wittfogel – am 16. November 1933.
- Anfang 1934 verlässt KAW Deutschland und geht nach Holland. Olga Joffe-Wittfogel folgt einige Tage später.
- Beide halten sich danach ca. 8 Monate in England auf, wo KAW schwer erkrankt.
- Es folgt die Weiterreise nach New York, wo beide ebenfalls ca. 8 Monate bleiben. Anfang Mai 1935 Fahrt von der Ost- an die Westküste der USA, dann 4 Wochen Aufenthalt in Honolulu.
- Weiterreise über Japan nach China, dort: 27 Monate Forschungsaufenthalt in (Nord) China – Peking sowie weitere Reisen. KAW und Olga Joffe-Wittfogel arbeiten wissenschaftlich.
- Am 7.7.1937 bricht der Chinesisch-japanische Krieg aus (Dauer bis 15.8.1945) und beide wollen/müssen das Land verlassen.
- Olga Joffe-Wittfogel bleibt noch 2 Monate in Shanghai und wartet auf ein Visum zur Einreise nach Russland. Als keine Reaktion auf ihr Gesuch erfolgt, fährt sie Ende September 1937 über Honolulu zurück in die USA (nach New York).
- 1937 Verhaftung des jüngeren Bruders von Olga Joffe-Wittfogel in Russland – Tod.
- Herbst 1938 Verhaftung des älteren Bruders von Olga Joffe-Wittfogel in Russland – Tod.
- Am 26. Juli 1939 wird Olga Joffe-Wittfogel von KAW in Reno, Nevada, geschieden; sie lebt weiterhin in New York, für kurze Zeit auch in Cambridge, MA.
- September 1939 – April 1940: Unter dem Pseudonym Helen Lange Beteiligung am Wissenschaftlichen Preisausschreiben der Harvard University: ‚My Life in Germany before and after January 30, 1933‘; das in englischer Sprache eingereichte Manuskript umfasst 259 Seiten.
- Olga Joffe-Wittfogels Mutter erleidet am 17.12.1941 einen schweren Unfall, ihr Tod tritt Anfang 1942 ein; Olga Lang erhält die Nachricht im Mai 1942.

- 1942 Olga Joffe-Wittfogel ist schwer erkrankt.
- Im August 1943 erteilt sie Unterricht innerhalb des Army Specialized Teaching Programs (ASTP).
- Im Sommer 1944 lehrt sie abends am City College New York; zugleich ist sie verantwortlich für die Erstellung eines ‚Russian-English, English-Russian‘ Konversationslexikons.
- Bei der am 27. Februar 1945 erfolgten Einbürgerung nimmt sie den Namen Olga Lang an.
- 1946 erfolgt die Veröffentlichung ihres Buches, das die Ergebnisse des Aufenthalts in China enthält, ‚Chinese Family and Society‘ bei der Yale University Press. New Haven, CT. (Förderer sind das Institute of Social Research und das Institute of Pacific Relations).
- Jobsuche an Universitäten.
- 1946: Olga Lang ist als russisch-deutsche Übersetzerin bzw. als ‚research and documentary analyst‘ im Rahmen der Kriegsverbrecherprozesse bis 1949 in Nürnberg und Berlin tätig.
- Rückkehr nach New York City im Januar 1949.
- Sie lehrt als Dozentin für russische Sprache am City College und für russische Geschichte am Asia Institute, beides in New York City.
- 1951: Beginn eines Studiums an der Columbia University in New York City. Die Promotion erfolgte 1962 mit der Arbeit ‚The Writer Pa Chin and his times: Chinese Youth of the Transitional Period‘.
- 1956-1968: Beschäftigung als Professorin am Swarthmore College in Swarthmore, PA. (Olga Lang wurde nie full-professor und bekam auch kein tenure [Dauerstelle]).
- 1967: Veröffentlichung des Buches über den ‚anarchistischen‘ chinesischen Autor: ‚Pa Chin and His Writings: Chinese Youth Between the Two Revolutions‘ bei der Harvard University Press in Cambridge, MA.
- 1968: Nach der Pensionierung Tätigkeit als adjunct professor an der Columbia University in New York City.
- 1985 Altersheim in N.Y.C., sie stirbt 1992.

Wiebke Lohfeld

Aberkennung und historisches Bewusstsein. Das Beispiel Alice Bärwald

Mis-recognition and historical consciousness. The case of Alice Bärwald

Zusammenfassung:

Die Autobiographie von Alice Bärwald, einer jüdischen Emigrantin im Nationalsozialismus aus Danzig, wird unter der theoretischen Perspektive einer Aberkennungstheorie rekonstruiert. Zum einen wird die autobiographische Erzählung als Substrat des historischen Bewusstseins (Straub) der Erzählerin aufgefasst, die aus der gegenwärtigen Perspektive (ihrem Emigrationsstandort) sinnstiftend ihre Lebensgeschichte erzählt. Andererseits findet eine Auseinandersetzung mit einer erkennbaren Wandlung (Strauss) der Biographin von einer deutschen Kulturbürgerin hin zu einer aktiven Zionistin statt. Diese Diskussion wird eingebettet in die Darstellungen über ihre biographischen Daten und den historischen Kontext ihrer Biographie. Ausführlich wird auf die Theorien der Anerkennung (Honneth) und der Aberkennung (Garz) eingegangen. Schließlich wird gezeigt, dass Autobiographie den erzählerischen Weg zur „Wieder“Anerkennung bildet, was systematisch zu unterscheiden ist von einem stetigen ‚Kampf um Anerkennung‘. Die von Alice Bärwald erfahrene Aberkennung ihrer Zugehörigkeit zur deutschen wird mit einer neuerlichen Anerkennung in der jüdischen Gemeinde bewältigt.

Schlagworte: Einzelfallanalyse, Anerkennung, Aberkennung, Wandlungsprozesse

Abstract:

The autobiography of Alice Bärwald, a Jewish emigrant from Danzig during the Nazi era, is reconstructed in terms of a theory of mis-recognition. On the one hand, the autobiographical narrative is conceptualized as the substratum of the historical consciousness (Straub) of the narrator who, in her present perspective (her place of emigration), tells the story of her life as a coherent and meaningful trajectory. On the other hand, the paper discusses a visible change (Strauss) undergone by the biographer who, once a German citizen imbued with German culture, becomes an active Zionist. This discussion is embedded in a presentation of her biographical data as well as of the historical context of her biography. The theories of recognition (Honneth) and mis-recognition (Garz) are discussed in detail. Finally, autobiography is shown to be a narrative way to gain ‚re‘-recognition, as systematically distinct from a permanent ‚struggle for recognition‘. For Alice Bärwald, coping with being denied her membership of German society was achieved by the new recognition gained in the Jewish society.

Keywords: case analysis, recognition, mis-recognition, transformation

1. Einleitung

Wir begegnen der Notwendigkeit zur Etablierung von Strategien zur Aufrechterhaltung des Selbstbildes (und damit des psychischen Überlebens) in besonderer Weise in Autobiographien von jüdischen Emigranten aus der Zeit des deutschen Nationalsozialismus¹. Diese Autobiographien sind Beispiele historischer Überformung des Einzelnen, der gezwungen wird, seine Identität zu bewahren bei gleichzeitig herrschendem Druck, eben diese aufzugeben, zu modifizieren oder sich mit einer stigmatisierten kollektiven Identität zu identifizieren². In diesem Sinne sind die Biographien jüdischer Emigranten in besonderem Maße von den historischen, gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen, in denen sie stehen, geprägt. Harald Welzer (2005) verweist generell darauf, dass der Mensch in einem sehr tiefen Sinne als historisches Wesen ‚per se‘ zu sehen sei.

Davon ausgehend können in Bezug auf die einzelnen Autobiographien jüdischer Emigranten durchaus allgemeine Bezugspunkte formuliert werden, die auf deren ‚gemeinsame‘ historische Einbettung verweisen. Daraus ergibt sich zunächst keine ‚kollektive Identität‘ (Niethammer) oder ‚Kollektivbiographie‘, sondern lediglich eine Darstellung der zur Zeit des Nationalsozialismus zwingend zugreifenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, denen sich jüdische Bürgerinnen und Bürger physisch nur durch eine Emigration bzw. Flucht entziehen konnten.

Ich will an dieser Stelle exemplarisch die Veränderungen der Rechtsverhältnisse für jüdische, bzw. als ‚nicht-arisch‘ bezeichnete, Bürgerinnen und Bürger im nationalsozialistischen Deutschen Reich nennen³. Auf die besonderen Implikationen für daraus resultierende biographische Prozesse der Aberkennung wird weiter unten näher eingegangen.

Wenn Aberkennungsprozesse im Leben der jüdischen Emigrantin Alice Bärwald besprochen werden, so wird der Bezug zu jenen relevanten Bedingungen der historischen Durchdringung ihrer Biographie gesetzt, die Aberkennung auf der Basis einer zuvor erworbenen Anerkennung kennzeichnen. Damit sind jene Aspekte gemeint, die in der autobiographischen Erzählung thematisiert sind und sich als biographisch relevant in der Analyse herauskristallisiert haben⁴. Dazu zählen u.a. ihre Selbstverortung als „Deutsche jüdischen Glaubens“, was sie in ihrer Autobiographie stellvertretend für die Zeit ihrer Jugend an ihrer Hinwendung zur deutschen Musik und Kultur sowie der deutschen Turnerbewegung deutlich macht, wobei sie gleichzeitig betont, dass ihre Familie die jüdischen Feiertage regelmäßig feierte und sie selbst beim Besuch der Synagoge „die Mystik umfing (...) mit dem eigenen Zauber“ (AB/15/6), der sie nie wieder losgelassen hat. Während sich jedoch in der Kinder- und Jugendzeit die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde hauptsächlich über die Familie und in Form einer emotionalen Berührung zeigte, die sich diffus dem starken Einfluss deutscher Kultur unterordnete, gestaltete sie in späteren Jahren ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde aktiv, was im Kontext ihres Aberkennungsprozesses im Folgenden noch aufgezeigt wird.

Die Relevanz der narrativen Konstruktion von Bedeutung bestimmter Ereignisse in einer Autobiographie für An- bzw. Aberkennung verdeutlicht sich beispielhaft an dem folgenden Abschnitt des Bärwald-Manuskripts:

Im Zuge der Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte, Synagogen und Bürgerinnen und Bürger im November 1938 im Deutschen Reich und der Freien

Stadt Danzig erhielt Alice Bärwald die Nachricht von der Zerstörung der Synagogen in ihrer näheren Umgebung. Sie kommentiert desillusioniert: „Da wurde mir zum ersten Male klar, dass auch die ‚Freie Stadt Danzig‘ fuer uns erledigt sei. So krass hatte ich es doch nie empfunden“ (AB/15/59).

Hieran lässt sich ebenfalls nachvollziehen, dass von außen gesetzte Fakten zu einer biographischen Wirklichkeit führen, die durch den subjektiven Modus des Erzählens eine temporale Struktur der Handlungsbezüge erhält⁵. Mit der Benennung des Zeitpunktes, an dem die Realisierung der Untragbarkeit der Ereignisse im nationalsozialistischen Danzig für Alice Bärwald in der Erzählung manifest wird, erklärt sich ihr aktueller rückblickender Standpunkt: Die Erkenntnis, dass ‚Danzig erledigt sei‘, hat sie 1939 in die Emigration geführt.

Um dieses erzählerische Konstrukt in Bezug auf Aberkennung bzw. zuvor erforderte Anerkennung beziehen zu können, werden weitere biographische Aspekte vonnöten sein. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass Alice Bärwald in Danzig aktiv am jüdischen Gemeindeleben partizipierte, was ihr, nachdem die nationalsozialistische Hetze in Danzig zunehmend um sich griff, Anerkennung gab. Die etablierten gesellschaftlichen Bezüge hatten sich verändert: die ‚deutschen Freunde‘ brachen ab 1935 langsam weg. Entsprechend ist das Eingeständnis, dass der ‚letzte Rest‘ ihres gesellschaftlichen Lebens, zusammenbrach, retrospektiv Anlass der Vergegenwärtigung des Zeitpunktes der Entscheidung, dass sie Danzig verlassen musste. Jürgen Straub (1998) spricht in Bezug auf die Funktionen historischen Erzählens unter anderem von dessen Wirklichkeits- und Faktizitätsanspruch. Ein solcher verbindet historisches und biographisches Erzählen, „wengleich es letzterem primär um den einzelnen und die Authentizität vergegenwärtigter Erlebnisse, ersterem jedenfalls auch um kollektiv bedeutsame Erfahrungen und Erwartungen geht“ (ebd., S. 127).

Autobiographische Zeugnisse von jüdischen Emigrantinnen und Emigranten können sich m.E. nicht ‚nur‘ als biographische oder ‚nur‘ als historische Erzählungen klassifizieren lassen. Die massiven Einwirkungen auf die Lebensläufe dieser Gruppe durch die NS-Diktatur haben jede dieser Biographien selbstthematisch historisch werden lassen. Daraus folgt m.E. ein wesentlicher Punkt: eine autobiographische Erzählung, wie die von Alice Bärwald, kann sich nicht mehr ‚nur‘ als vereinzelt Konstrukt darstellen, sie ist immer auch, wie Straub formuliert, „menschliche Welt- und Selbstthematization und Selbstreflexion, in welchen das historische Bewusstsein operieren und sich artikulieren kann“ (ebd. 1998, S. 120). In diesem Kontext verankere ich die Ausführungen zu Prozessen der Aberkennung bei Alice Bärwald, die in ihrer Erzählung die Unwägbarkeiten historischer Entwicklungen anhand ihres Lebenslaufs mit dem Wechsel von deutscher, zu polnischer, zu Danziger Staatsbürgerschaft thematisiert, woran ich den Verlauf ihres Aberkennungsprozesses aufzeigen werde.

Zuvor aber sei ein wesentlicher Punkt für die Voraussetzung einer biographieanalytischen Arbeit skizziert, die sich ‚per se‘ methodisch dem Unternehmen ausgesetzt sieht, das Verhältnis von allgemein gültigen Regelsystemen und Individuierung sowie authentischer Subjektivität (vgl. Oevermann 2000, S. 63) systematisch aufzudecken. Man geht davon aus, dass eine Biographieanalyse in der Lage ist, universelle, generationstypische und biographietypische Strukturen zu repräsentieren⁶.

Die vorliegende Analyse beginnt zunächst bei dem zuletzt genannten Punkt: den biographietypischen Strukturen. Sie sind, das sollen die vorstehenden Argu-

mente gezeigt haben, das Resultat eines Zusammenspiels von historisch-gesellschaftlichen Konstellationen und individuellen Entscheidungen (Oevermann).

Die autobiographische Erzählung bringt diese Strukturbeschaffenheit in einen Zusammenhang, der „in der Regel als sinn- und bedeutungsstrukturierte Einheit von Ereignissen, Widerfahrnissen und Handlungen wahrgenommen“ (Straub 1998, S. 128) wird. Was Straub hier mit Widerfahrnis kennzeichnet, sind jene Ereignisse, die einem Subjekt unerwartet ‚passieren‘, denen es ausgesetzt ist und die biographisch in irgendeiner Weise beantwortet werden müssen. Es sind jene Ereignisse, die ich zuvor als Bedingungen gekennzeichnet habe, die für jüdische Bürgerinnen und Bürger unter Umständen zu Initiatoren für biographische Prozesse der Aberkennung erklärend herangezogen werden können.

2. Biographische Daten von Alice Bärwald, geb. Lefeber

Die biographischen Daten wurden mit zusätzlich recherchierten Informationen erweitert. So wurden die meisten Informationen aus dem autobiographischen Manuskript durch Unterlagen und Dokumente aus Archiven bestätigt oder ergänzt⁷. In der folgenden Tabelle sind sämtliche bekannten Angaben zu Alice Bärwald und ihrer Familie zusammengefasst.

Tabelle 1: Biographische Daten von Alice Bärwald und Familie⁸

23.1.1883	Geburt von Alice Lefeber in Berlin Eltern: Gustav Lefeber (*14.7.1844, †19.3.1930), Kaufmann (Wollwaren und Trikotageschäft in Berlin, Friedrichstraße) und Johanna Lefeber, geb. Katzenstein (*10.2.1859, †9.5.1920), wohnhaft Dorotheenstraße, Berlin Schwester: Käthe Fridberg, geb. Lefeber (29.2.1884, 3.10.1942 nach Theresienstadt deportiert und verschollen)
1889-1899	Besuch einer Höheren Töchterchule in der Mohrenstrasse, Berlin
1899	Beginn einer Gesangsausbildung am Eichelbergschen Konservatorium
Ca. 1902	Alice Lefeber arbeitet als Buchhalterin zusammen mit ihrer Schwester beim Vater, der zwischenzeitlich sein Geschäft aufgeben musste, aber anschließend eine Königlich Preußische Lotterie übernahm. Umzug in den Berliner Stadtteil Alt-Moabit
1906	Heirat in der Synagoge ‚Oranienburger Straße‘ mit Arthur Bärwald (*6.8.1870, †11.11.1941), anschließend Umzug nach Nakel an der Netze
1907	Geburt der Tochter Hildegard
7.9.1908	Geburt des Sohnes Ludwig (†Mai 1977)
17.5.1910	Geburt des Sohnes Werner (†3.10.1997)
1920	Polnische Staatsbürgerschaft
18.10.1921	Übersiedlung nach Danzig-Langfuhr, dort Bau einer Villa, Besitz in Nakel wurde verwaltet
1926	Annahme der Danziger Staatsbürgerschaft
1931	Emigration des Sohnes Ludwig in die Vereinigten Staaten von Amerika, Umbenennung in Ludwig Lefeber
Ab 1933	Mitgliedschaft in: Zionistische Organisation, Kulturbund der Juden u. Gesellschaft OSE (Gesellschaft für Gesundheitsschutz der Juden)
1935	Geschäftsaufgabe des Danziger Holzexports, Einrichtung einer Pension in der Bärwaldschen Villa in Langfuhr
1938/39	Tätigkeit im Vorstand der Zionistischen Organisation und im Palästina-Amt Emigration des Sohnes Werner in die Vereinigten Staaten von Amerika, ebenfalls Umbenennung in Werner Lefeber
Ab 1.3.1939	Verkauf der Villa, Bezug einer kleineren Stadtwohnung

17.8.1939	Emigration von Gdynia nach London, 23.8.1939 Weiterreise von Southampton in die USA
1940	Wohnsitz USA: Cincinnati, Ohio
22.1.1945	Erhalt der Amerikanischen Staatsbürgerschaft
Aug. 1972	Alice Baerwald stirbt in Oakland, Alameda, CA, USA

Alice Bärwald wuchs in einer jüdischen Kleinbürgerfamilie auf, die, stark assimiliert, deutsche Werte, Weltanschauung und Kultur vermittelte, und regelmäßig die Synagoge besuchte. Die Familie war im deutsch-jüdischen Sinne an sozialer Integration und der Steigerung des sozialen Prestiges orientiert. Berlin bot hierfür die idealen Voraussetzungen: eine Stadt mit weltoffenem Charakter, ein kulturelles und politisches Zentrum im Deutschen Kaiserreich, in dem viele Juden den wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung vorantrieben (vgl. Klünner 1992 sowie Rürup 1995). Aus kleinbürgerlichem Milieu kommend, verheiratete sich Alice Lefeber mit dem aus großbürgerlichen Verhältnissen stammenden deutsch-jüdischen Kaufmann Arthur Bärwald aus Posen⁹. Mit dieser Hochzeit war ein sozialer Aufstieg verbunden, der sie jedoch in die östliche Provinz führte. Die Familie Bärwald unterhielt ein Sägewerk, bewirtschaftete große Waldflächen in der weiteren Umgebung und genoss in Nakel großes Ansehen¹⁰.

Während der Kriegsjahre von 1914 bis 1918 diente Arthur Bärwald als Offizier, Alice Bärwald arbeitete zusammen mit anderen Frauen an der Zusammenstellung von Carepaketen und in Hilfslazaretten vor Ort. Nach dem Ersten Weltkrieg zog die Familie Bärwald mit den drei Kindern nach Danzig. Mit dem Nationalsozialismus wurden die Verhältnisse in Danzig untragbar und die Familie emigrierte in die USA.

Um die Stationen ihres Lebens genauer einzuordnen, ist es sinnvoll, sich die jeweiligen Lebensabschnitte von Alice Bärwald kurz vor Augen zu führen. Insbesondere die Verwicklung der Lebenslaufgestaltung in historisch-politische Fremdbestimmung zwang die Biographin zu einer Selbstthematisierung in eben jenen Zusammenhängen, als sie ihre Autobiographie verfasste¹¹.

2.1 Historische Rahmung

Die Biographie von Alice Bärwald ist im Wesentlichen durch zwei entscheidende historische Ereignisse geprägt. Dies sind zum einen der Erste Weltkrieg und zum anderen die Verfolgung der Juden im Nationalsozialismus. Innerhalb dieser Ereignisse sind die Weichen gestellt worden, die sie zur Emigration geführt haben – im Grunde zweimal.

Während Alice Bärwald mit dem Wegzug aus Berlin nach Nakel im Jahre 1906 zwar von der Großstadt in die Provinz und damit in eine ‚neue Welt‘ zog, waren die beiden folgenden geografischen Veränderungen durch politische Entscheidungen und gesellschaftliche Wandlungen (und Gewalt) verursacht.

Nakel an der Netze gehörte zur Provinz Posen, einem Teil Preußens, der wie z.B. die Provinz Oberschlesien auch, der Germanisierung und dem Kulturkampf unterworfen war. Die Zurückdrängung des ‚Polentums‘ führte allerdings nicht dazu, dass es verschwand, sondern ließ es im Gegenteil erstarken. So gab es also keine gemeinsame nationale Verbundenheit der in den Ostprovinzen lebenden Deutschen und den Polen.

Im Falle der Familie Bärwald handelt es sich um eine jüdische Familie, die schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Nakel ansässig war. Aus einer Chro-

nik der Familie Bärwald geht hervor, dass sich diese in deutsch-jüdischen Kreisen bewegte. Ehen wurden entsprechend innerhalb des deutschen und jüdischen Kulturkreises eingegangen, Nachkommen erhielten deutsche Vornamen, es gab aber auch jüdische Geistliche unter den zahlreichen Familienmitgliedern¹².

Trotz vieler geschäftlicher Verbindungen kam es zu keiner Annäherung der Familie Bärwald mit den Polen in Nakel. Im Gegenteil: man verkehrte ausschließlich in gleichen Kreisen, war also von der nationalen Einstellung und Überzeugung her deutsch.

Diese Entwicklung steht direkt in Bezug zu den geschilderten Verhältnissen in den deutschen Ostprovinzen. Insbesondere in Posen war die Differenz zwischen Deutschen und Polen schier unüberwindbar (vgl. Hoensch 1998). Das Selbstverständnis der Deutschen war von deren kultureller und nationaler Verbundenheit zu Preußen geprägt. Gerade die jüdischen Bürgerinnen und Bürger in den Ostprovinzen entwickelten eine ähnliche Assimilationstendenz, wie sie in Deutschland des 19. Jahrhunderts verstärkt auftrat (vgl. Nipperdey 1998; Volkov 1994).

Im Zuge des Versailler Vertrages von 1919 wurde ein Großteil der Provinz Posen dem wieder gegründeten Staat Polen zugesprochen¹³. Die dort lebenden Deutschen erhielten die Möglichkeit, die polnische Staatsbürgerschaft anzunehmen, oder Polen zu verlassen. Die amtliche Sprache wurde von Deutsch auf Polnisch umgestellt (vgl. zur Geschichte Polens: Meyer 1977; Rhode 1978).

Viele der in Posen lebenden Deutschen verließen unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg Polen und zogen nach Deutschland, in die Weimarer Republik.

Die Familie Bärwald entschied sich, die polnische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Allerdings war damit keine entsprechende Veränderung der inneren Haltung verbunden: man wurde zwar polnisch, blieb aber nach wie vor deutsch.

Wie schwierig die Situation in Nakel gewesen ist, vermag eine kurze Skizze der allgemeinen Entwicklung nach der Neueinrichtung des Staates Polen zu verdeutlichen. Polen war zwar von der Völkergemeinschaft dazu gezwungen worden, ein sogenanntes Minderheitenschutzabkommen zu unterzeichnen, „der die deutsche und jüdische Bevölkerung vor einer raschen und gewaltsamen polnischen Assimilierungspolitik schützen sollte. Trotzdem setzte, besonders in der Provinz Posen, eine Verdrängung der deutschen Bevölkerung ein“ (Hoensch 1998, S. 255). Bis zum Jahre 1929 sind ca. 700.000 Deutsche abgewandert. Entsprechend klein wurde der deutsche Kulturkreis, in dem sich Alice Bärwald von dem Zeitpunkt der polnischen Staatsgründung an bewegte.

Es folgte schließlich die Entscheidung, in die Freie Stadt Danzig¹⁴ überzusiedeln. Man wollte einerseits in einem deutsch-kulturellen Umfeld leben. Zum anderen sollte das Familienunternehmen und damit die wirtschaftliche Grundlage der Familie, erhalten bleiben. Im Manuskript heißt es dazu:

„Fuer uns war die einzige Moeglichkeit der Freistaat wo wir mit polnischen Paessen als gleichberechtigte Buerger leben konnten und ausserdem zu den Fahrten nach Polen und Deutschland kein Visum brauchten. (...) Unser ganzer Besitz war in Nakel, Mahl- und Schneidemuehle, ein Arbeiterdorf mit großem Landbesitz, ein Waldgut nahe bei Nakel, alles war nun in Polen aber frei und unangetastet. Wir hatten einen Verwalter“ (AB/15/23).

In Danzig baute Arthur Bärwald ein Exportgeschäft auf, das mit dem Holz aus dem Nakeler Unternehmen handelte. Da sich aber insgesamt die wirtschaftliche Lage sowohl in Deutschland als auch in Polen in den 20er Jahren stark verschlechterte, und ein Zollkrieg zwischen Deutschland und Polen den Handel in

Danzig massiv beeinträchtigte, wurde das Danziger Unternehmen von Arthur Bärwald 1935 ganz aufgegeben¹⁵.

Obgleich Danzig ein Freistaat war, der unter dem Schutz des Völkerbundes stand, hat sich auch dort der Nationalsozialismus systematisch etabliert. Indes trat die nationalsozialistische Bewegung in Danzig verzögert auf, wurde aber mit Kalkül von Hitler gelenkt¹⁶. Maßnahmen gegen Juden trafen erst zu späteren Zeitpunkten die jüdischen Einwohner Danzigs, als es im Deutschen Reich der Fall war¹⁷. 1936 gewann die NSDAP die Parlamentswahlen in Danzig und stellte fortan die Regierung (vgl. Schenk 2000). Im Geflecht der internationalen Vereinbarungen mit dem Freistaat Danzig war die NSDAP dort wesentlich stärker auf außenpolitische Zusammenarbeit angewiesen als im Deutschen Reich, was dazu führte, dass die Verfolgungspolitik in kleineren Schritten in Danzig umgesetzt wurde. Ab 1937 führten die Nationalsozialisten die Verfolgung von Juden anhand von erfundenen Steuerschulden verschärft durch und ab dem Zeitpunkt der sogenannten Reichskristallnacht – deren Verwüstungen in Danzig erst einige Tage später einsetzten – wurde die Verfolgungspolitik massiv vorangetrieben (vgl. Schenk 2000; Liechtenstein 1973).

Die Jüdische Gemeinde Danzigs reagierte auf die zunehmende Verfolgung, indem sie sich stärker organisierte; die zionistische Organisation verstärkte z.B. ihre Bemühungen, jüdische Mädchen auf eine Emigration nach Palästina vorzubereiten, woran sich auch Alice Bärwald beteiligte. Sie engagierte sich in der jüdischen Gemeinde darüber hinaus kulturell, distanzierte sich von ihren ‚deutschen‘ Freunden und bereitete ab 1938 selbst ihre Emigration vor. Sie schreibt: „Privater gesellschaftlicher Verkehr hoerte fast ganz auf. (...) Es war mir nicht mehr moeglich einer Gesellschaftsschicht zu begegnen, deren Programm es war, mein Volk auszurotten“ (AB/15/38-39).

Der Sohn Ludwig war schon 1931 in die USA emigriert, um dort als Tänzer zu arbeiten¹⁸. Den Sohn Werner konnte man im November 1938 zu seinem Bruder schicken, die Tochter Hildegard war mit ihrem Mann nach England emigriert¹⁹.

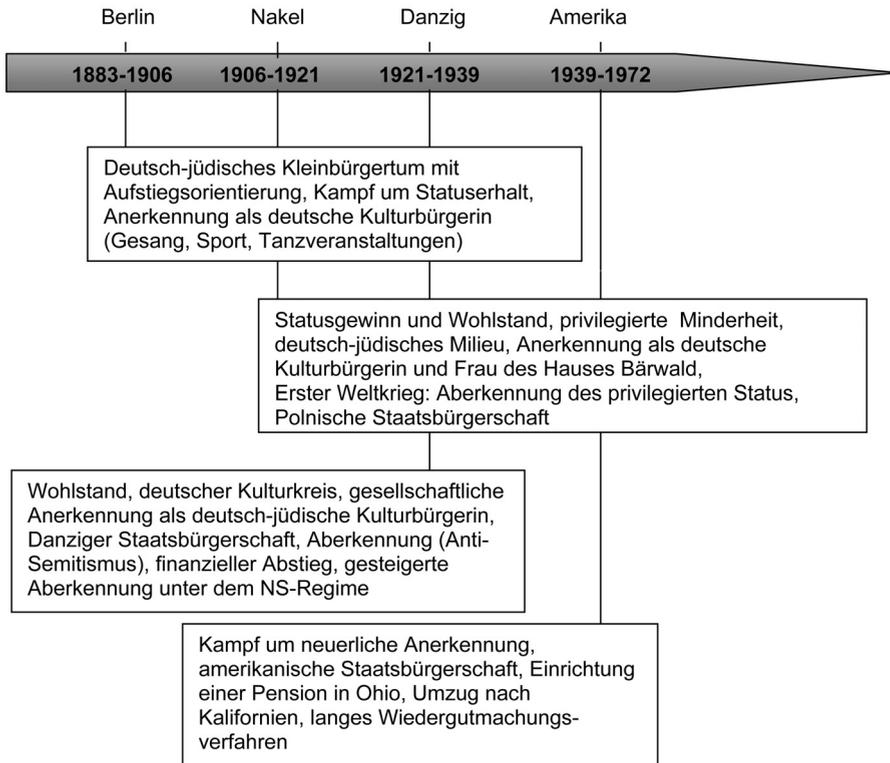
Ab 1938 waren die Verhältnisse in Danzig denen im Deutschen Reich vollkommen angeglichen. Auch Bemühungen, wie die ‚geheime‘ Gesamtmigration der Jüdischen Gemeinde nach Palästina, halfen am Ende nicht, die jüdischen Bürger von Danzig zu retten (vgl. Lichtenstein 1973)²⁰. Arthur Bärwald reiste schon im Frühjahr 1939 nach England. Alice Bärwald folgte ihm im August und gemeinsam reisten sie von England in die USA, wo sie mit ihren Söhnen zusammentrafen. 1945 erhielt Alice Bärwald die amerikanische Staatsbürgerschaft. Zunächst ließ sich die Familie in Cincinnati im Bundesstaat Ohio nieder, wo Alice Bärwald laut Angaben in den Wiedergutmachungsakten mit dem noch verbliebenen Geld eine Pension eröffnete. Arthur Bärwald verstarb 1941. Darüber hinaus ist nur bekannt, dass Alice Bärwald mit ihren Söhnen nach Kalifornien gezogen ist (vgl. Wiedergutmachungsakten A 10/V411 USA I-III).

2.2 Anerkennung – Aberkennung

Obgleich die Darstellungen der historischen Einbettung des Falles Alice Bärwald hier knapp ausfallen mussten, so zeigen sie doch welches Ausmaß äußere Zwänge in den verschiedenen Etappen ihres Lebens ausübten. In Abbildung 1

werden die Orte ihres Lebens und die Zeiträume, die sie dort jeweils verbrachte, veranschaulicht. Damit wird der Grundstein für die Argumentation, dass der Wechsel ihrer Staatsbürgerschaften eine rahmende Disposition ihres Aberkennungsprozesses darstellte, der anhand des autobiographischen Manuskriptes rekonstruiert wurde, gelegt.

Abbildung 1:



In der Abbildung wird zunächst zusammengefasst, an welchen Orten sich Alice Bärwald aufgehalten hat. In den jeweiligen Anmerkungen wird zusätzlich vermerkt, welche signifikanten Rahmungen das Leben von Alice Bärwald bestimmt haben. Diese bilden jene Eckpunkte, die im Folgenden noch näher ausgeführt werden. Ausschlaggebend ist an dieser Stelle, dass der sinnbildende Charakter dieser überformenden Eckpunkte der Biographie Alice Bärwalds in Bezug auf eine Gesamtgestalt des Lebenslaufs (Schütze 1983) verstanden wird. Der analytische Blick richtet sich insbesondere auf jene Aspekte, die im Zusammenhang einer Theorie der Aberkennung als selbstthematische Anker ihrer Autobiographie herangezogen werden können. Eine solche Sicht erlaubt aufgrund ihrer Spezifität kein umfassendes Porträt der Person Alice Bärwald wie es Einzelfallanalysen normalerweise ermöglichen (vgl. Hauptert 1991; Lohfeld 2003). Dennoch lassen sich weiterführende Erkenntnisse aus der Betrachtung einzelner biographischer Teilbereiche erreichen²¹.

Während bisher die Biographie von Alice Bärwald im Vordergrund stand, soll es im folgenden Abschnitt darum gehen, allgemeine Überlegungen in Bezug auf Anerkennung und Aberkennung vorzunehmen.

Auf die Eckpunkte in Abbildung 1 komme ich zurück, wenn ich den Verlauf anerkennungsrelevanter Aspekte darstelle und mit aberkennungsrelevanten Erfahrungen im Lebensverlauf von Alice Bärwald in Beziehung setze. In der Mitte dieser sich aufgrund des besonderen Außendruckes wie zwei Zahnräder ineinander verhakenden Prozesse steht eine Wandlung²² von einer deutschen zu einer deutsch-jüdischen und später zionistischen Persönlichkeit.

Während sich Wandlungsprozesse genuin auf den Wandel der Identität beziehen (vgl. Strauss 1974), lässt sich Anerkennung in verschiedenen Facetten derselben ausbuchstabieren. Dieser Punkt wird bedeutsam, wenn im Folgenden die aberkennungsrelevanten Zugriffsmechanismen des nationalsozialistischen Systems auf die Biographien jüdischer Personen zur Sprache kommen. Es wird zu fragen sein, auf welchen Ebenen z.B. Ausgrenzung und Entrechtung jeweils von Personen wirksam empfunden und damit biographisch in besonderer Weise für die Auslösung eines Aberkennungsprozesses relevant wurden. Detlef Garz (2000a) geht unter anderem aus diesem Grund in seiner Arbeit über Aberkennungsprozesse auf die systematische Einteilung Axel Honneths ein, die die Entwicklung verschiedener Anerkennungsebenen in Bezug zu Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung darstellt (vgl. Honneth 1994, S. 211). Honneth bezeichnet diese Ebenen als ‚praktischen Selbstbezug‘, welcher m.E. in dem Moment, in dem jemand sein Leben erzählt, Sinn bildend thematisch wird²³.

Parallel lässt sich für die Analyse autobiographischer Zeugnisse ein solcher Selbstbezug in Abhängigkeit von Anerkennungserfahrungen heranziehen. Dasselbe kann für Erfahrungen von Aberkennung gelten, die sich ebenso in autobiographischen Erzählungen, z.B. von jüdischen Emigranten zur Zeit des Nationalsozialismus, finden lassen.

Die Basis einer Theorie der Aberkennung bildet die Umkehrung einer sozialphilosophischen, auf den Selbsterhalt des Individuums gerichteten Theorie der Anerkennung, wie sie von Axel Honneth vertreten wird. Diese soll in ihren Grundzügen im Zusammenhang weiterer Autoren (Todorev, Taylor) kurz vorgestellt werden, um daran anschließend die Ebenen möglicher Aberkennungsprozesse bei jüdischen Emigranten – wie im Falle Alice Bärwald – zu skizzieren.

2.2.1 Anerkennung

Ludwig Siep (1979) verdeutlicht in seiner Arbeit über Hegels Jenaer Schriften den Stellenwert von Anerkennung für den Sozialisationsprozess und damit die Individuierung des Subjekts:

„Hegel fasst Anerkennung als einen Prozess der wechselseitigen Bildung des einzelnen und des allgemeinen Bewusstseins. Auf der Stufe der interpersonalen Beziehungen bildet sich das Selbstbewusstsein des Einzelnen durch die verschiedenen Formen, sich im Anderen als Einheit von Einzelheiten und Allgemeinheit zu erkennen – das heißt als Zugleich des sich selbst ‚Konkretisierens‘“ (ebd., S. 278).

Dahinter steht die Aufforderung, gegenseitig die unverwechselbare Individualität anzuerkennen, wie Todorov zugespitzt konstatiert, dass diese Anerkennung eine notwendige Funktion für den Menschen im Sinne einer ‚*Conditio Humana*‘

habe (1996). Damit wendet sich Todorov gegen eine Asozialisierung des Menschen und entwickelt im Anschluss an Rousseau (Achtung), Smith (Beachtung) und Hegel (Anerkennung) die Auffassung, dass „das Bedürfnis nach Anerkennung (...) das konstitutive menschliche Faktum [ist]“ (ebd. 1996, S. 34).

Wie sich Anerkennung vollzieht und *was* wechselseitig voneinander anerkannt wird, ist von Honneth auf der Basis des Hegelschen ‚Systems der Sittlichkeit‘ untersucht worden. Honneths Ansatz gibt gerade aufgrund des Entwurfs verschiedener Stadien, auf denen sich Anerkennung vollzieht, eine Systematik vor, die sich für ein Verständnis *biographischer* Prozesse heranziehen lässt, insbesondere da er seine Argumentation auf den intersubjektivistischen Ansatz von George Herbert Mead (1973) aufbaut.

In dem hier vorgestellten Zusammenhang sind die angesprochenen Stadien, in denen sich Anerkennung gleich einer fortschreitenden Entwicklung wirksam zeigt, von Bedeutung. So differenziert Honneth die Ebenen der emotionalen Zuwendung, der rechtlichen Verhältnisse sowie der solidarischen Zustimmung.

<i>Liebe</i>	(z.B. affektives Anerkennungsverhältnis der Familie)
<i>Recht</i>	(z.B. kognitiv-formelles Anerkennungsverhältnis des Rechts – in der Gesellschaft)
<i>Solidarität</i>	(z.B. emotional aufgeklärtes Anerkennungsverhältnis des Staates)



Des weiteren ordnet Honneth diesen Anerkennungsformen praktische Selbstbeziehungen des Subjektes zu, die für eine Rekonstruktion von Anerkennungsprozessen in Biographien bestimmend sind, da sich rückblickend erzählende Personen nur auf das beziehen können, was ihnen selbst bedeutsam in Erinnerung ist. So z.B. die Anerkennung des Vaters nach einem gewonnenen Schwimmwettkampf, die Anerkennung der Peergroup für das Bestehen des Führerscheins oder die Anerkennung des Staates für besondere Dienste, z.B. ehrenamtliche Tätigkeiten für das Gemeinwohl – aber auch die simple Anerkennung als Staatsbürger, der Schutz durch den Staat genießt. Daher ist es besonders signifikant für diese Überlegungen, wie Anerkennungsformen, -weisen und -wirkungen in Beziehung stehen.

Tabelle 2: Honneth 1994, S. 211

Anerkennungsformen	Primärbindungen (Liebe, Freundschaft)	Rechtsverhältnisse (Rechte)	Solidaritätsverhältnisse (Solidarität)
Anerkennungsweise	Emotionale Zuwendung	Kognitive Achtung	Soziale Wertschätzung
Praktische Selbstbeziehung	Selbstvertrauen	Selbstachtung	Selbstschätzung
Persönlichkeitsdimension	Bedürfnis- und Affektnatur	Moralische Zurechnungsfähigkeit	Fähigkeiten und Eigenschaften
Entwicklungspotential		Generalisierung Materialisierung	Individualisierung Egalisierung

In autobiographischen Erzählungen sollten sich Erinnerungsstücke von erfahrener Anerkennung finden lassen, die im Sinne eines praktischen Selbstbezugs und dessen Entwicklung im Zuge des fortschreitenden Lebens- und Erinnerungsfragments der Erzählung rekonstruiert werden. Dies können auch negati-

ve Konnotationen von Anerkennung sein, die nicht, wie die Beispiele oben zeigen, auf Leistungen abzielen, sondern z.B. auf Verfehlungen. Ein Dieb wird gefasst und im Zuge eines ‚ordentlichen‘ Rechtsverfahren verurteilt. Er wird zwar bestraft und erhält keine Anerkennung für sein unsolidarisches Verhalten, aber er wird doch als Person mit gleichen Rechten behandelt und so im Sinne des Rechtssystems anerkannt. Die Spielarten, auf denen sich biographisch relevante Erfahrungen in Bezug auf Anerkennung herauskristallisieren (in der biographischen Erzählung) sind also durchaus vielfältig. Damit verbunden sind auch Erfahrungen von Brüchen, Krisen und Wandlungen, die durch den Komplex ‚Anerkennung‘ motiviert werden können, also z.B. eine durch positive Anerkennung vorwärtsgetriebene Wandlung, eventuell eine Künstlerkarriere. Und selbst der erwähnte Dieb kann sich durch die Erfahrung, im Rechtssystem anerkannt worden zu sein, hin zu einem ‚Nicht-Dieb‘ entwickeln, da sich auf der Ebene des praktischen Selbstbezugs eine Rückwirkung ergibt, die positiv wirkt.

Das vorgelegte Modell bietet die Möglichkeit, systematisch die Erzählungen von jüdischen Emigranten aufzuschließen und ihre Anerkennungserfahrungen auf ihre jeweiligen praktischen Selbstbezüge zu beziehen. Man kann sogar – die Kritik der normativen Setzung von Anerkennung für das Gelingen menschlicher Selbstverwirklichung im Blick – sehen, ob es sich unter diesen Maßgaben um gelungene oder misslungene Anerkennungs-,geschichten‘ handelt²⁴.

2.2.2 Aberkennung

Interessant für die Entwicklung einer Theorie der Aberkennung wird Honneths Argumentation vor allem an jener Schnittstelle, die die Bedeutung der *Verweigerung von Anerkennung* hervorhebt (er spricht von *Missachtung*, ders. 1994, S. 212ff.). So hebt auch Charles Taylor (1994) hervor, dass diese zu erheblichen ‚Wunden‘ bei Individuen führt:

„and so a person or group of people can suffer real damage, real distortion, if the people or society around them mirror back to them a confining or demeaning or contemptible picture of themselves. Nonrecognition or misrecognition can inflict harm; can be a form of oppression, imprisoning someone in a false, distorted, and reduced mode of being“ (ebd., S. 25).

Für diese Form der „Nicht-Achtung“, „Missachtung“, oder, wie Straub sagt: „Widerfahrnis“ (1999), gibt die Systematik von Honneth ebenfalls Anhaltspunkte, die die oben angeführte Tabelle erweitern:

Tabelle 3: Honneth 1994, S. 211

Missachtungsform	Misshandlung und Vergewaltigung	Entrechtung und Ausschließung	Entwürdigung und Beleidigung
Bedrohte Persönlichkeitskomponente	physische Integrität	soziale Integrität	‚Ehre‘, Würde

Soweit die Diskussion derzeit fortgeschritten ist, verbleibt sie dabei zu konstatieren, dass fehlende Anerkennung bzw. negative Anerkennung (Kauppinen 2002), wie z.B. aktiver Disrespekt, zu einer radikalen Entwertung (Straub 1999) führt. Was aber eine solche Entwertung im aktuellen Selbstbezug eines Menschen oder auch einer Gruppe von Menschen bewirkt, und wie sich das konkret

z.B. in Form von psychischen Prozessen der Entwicklung oder Wandlung von Weltbildern, moralischen Normen äußert, hat bisher wenig Resonanz gefunden; zumindest in Bezug auf konkret gestaltete biographische Prozesse als ‚Antwort‘ auf erfahrene Entwertung.

Honneth (1994) formuliert zu diesem Punkt die Frage, wie „die Erfahrung von Missachtung so im affektiven Erleben menschlicher Subjekte verankert ist, dass sie motivational den Anstoß zu sozialem Widerstand und Konflikt, eben: zu einem Kampf um Anerkennung, geben kann“ (ebd., S. 214). Seine Ausrichtung ist eindeutig, schließlich will er in seinem Buch eine normativ gehaltvolle Gesellschaftstheorie entwickeln (vgl. ebd., S. 7). Daher zeigt er auf, wie sich Missachtung in unterschiedlichen Dimensionen (Liebe, Recht und Solidarität) auf den praktischen Selbstbezug auswirkt – wie in Tabelle 3 veranschaulicht. Die einzelnen Arten von Missachtung – zusammenfassend: die Erfahrung von Erniedrigung und Demütigung – werden schließlich soweit skizziert, dass am Ende deutlich ist: sie gefährden die Identität von Menschen ebenso wie dies Krankheiten physisch tun (vgl. ebd., S. 218). Bezeichnungen wie ‚psychischer Tod‘ ‚sozialer Tod‘ und ‚Kränkung‘ belegen dies nach seiner Ansicht. Der hohe affektive Gehalt von missachteten Annerkennungsansprüchen beim einzelnen Subjekt trüge in sich das Potential für politischen Widerstand – und eben in diese Richtung bewegt Honneth den ‚Kampf um Anerkennung‘ als kritischen Interpretationsrahmen für *gesellschaftliche* Entwicklungsprozesse (ebd., S. 274).

Mit dieser knappen Darstellung einiger Argumente Honneths ist m. E. der Boden bereitet, um sich den Überlegungen von Garz zu nähern, der diese im empirischen Kontext in Bezug auf individuelle Entwicklungsprozesse umsetzt. Seine Überlegungen, Prozesse von Aberkennung zu bestimmen, resultieren aus empirischen Befunden der langjährigen Arbeit mit autobiographischen Manuskripten jüdischer und als ‚nicht-arisch‘ verfolgter Emigranten zur Zeit des Nationalsozialismus. Dort vorfindbare Prozesse, die infolge der radikalen Entwertungen von Juden durch den Nationalsozialismus in den autobiographischen Erzählungen sichtbar wurden, konnten einerseits mit der prozessorientierten Struktur von Verlaufskurven des Erleidens (Schütze) beschrieben werden. Andererseits blieb ein Rest ‚Besonderheit‘ gerade für diese historisch so massiv sich auswirkende ‚Entmenschlichung‘ (Todorov), der Anlass gab, die Biographieverläufe jüdischer Emigranten mit dem Konzept der Anerkennung und deren Umkehrung zu betrachten.

Garz konstatiert: „Die Ausgrenzung der jüdischen Bürger aus dem gesellschaftlichen Leben mit allen seinen Implikationen vollzog sich sukzessiv, einhergehend damit wurden Identitätswürfe gebrochen und vernichtet“ (Garz 2000a, S. 77). Im Zuge seiner Arbeit konnte Garz empirisch gestützt anhand von Analysen autobiographischer Erzählungen jene Zugriffsmechanismen bestimmen, die er – in Erweiterung eines Begriffes der „Missachtung“ oder „Nicht-Achtung“ – mit „Aberkennung“ bezeichnet.

Ich will dies kurz anhand der Eckpunkte von Alice Bärwalds Biographie verdeutlichen: Die neue Grenzziehung im Osten nach dem Ersten Weltkrieg hat sie polnisch werden lassen, später wurde sie Danzigerin, im weiteren Verlauf einer Emigration in die Vereinigten Staaten, Amerikanerin. Während sie sich als deutsche Kulturbürgerin²⁵ verstand, verlagerte sie innerhalb der sie prozessierenden historischen Entwicklungen langsam ihr Bedeutung stiftendes Umfeld in die jüdische Gemeinde, bis hin zur Einnahme einer aktiven und führenden Position in der zionistischen Organisation. Die zuvor erworbene Anerkennung

als *deutsche Kulturbürgerin* wurde ihr im Fortschreiten der politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen des Nationalsozialismus sukzessive *aberkannt*. Anhand verschiedener Erzählabschnitte im autobiographischen Manuskript wird die Bedeutung ihrer Verankerung in der deutschen Kultur deutlich. So richtet sich Alice Bärwalds Fokus im Hinblick auf ihre Jugendjahre in Berlin insbesondere auf ihre musikalische Ausbildung und ihre Teilnahme am deutschen Turnsport; auch weist sie begeistert auf den deutschen Kaiser hin. Klassische Musik hilft ihr, die Kriegsjahre zu ertragen. Sie erwähnt verschiedene Personen, denen sie es zu verdanken hatte, „dass in noch so schwerer Zeit immer wieder Kuenstler zu uns kamen, die uns wenigstens fuer Stunden aus der Trostlosigkeit herausrissen“ (Bärwald 1939, S. 18). Deutlicher formuliert Alice Bärwald ihre Haltung als ‚Deutsche‘ in Bezug auf die Grenzverschiebung nach dem Ersten Weltkrieg. Sie schreibt: „Für uns war das ein furchtbarer Schmerz“ (AB/15/20).

Aberkennung tritt also entsprechend dann biographisch relevant auf, wenn es sich um eine tiefgreifende biographisch erworbene Anerkennung handelte, die genommen wurde.

Mit den folgenden Punkten systematisiert Garz die Voraussetzungen für Aberkennungsprozesse:

- Aberkennung erfolgt immer durch eine größere, mit Macht versehene Gruppe bzw. Aberkennungsinstanzen
- Bei den Betroffenen werden damit inhaltliche Bereiche angesprochen, die affektiv stark besetzt sind und sich auf die umfassende Gesellschaft beziehen
- Inhalte sind historisch wandelbar (vgl. ebd. 2006).

Weitere Anknüpfungspunkte werden in Bezug auf Sozialisationsprozesse vorgenommen. In Anlehnung an Berger/Luckmann (1966) wird dann bei einer ‚gelingenden‘ Aberkennung von *Desozialisation*, also einem Zustand, der bei Betroffenen eine Leere hinterlässt, „die durch etwas anderes aufgefüllt wird“ (Garz 2005, S 11) gesprochen. An die Stelle des ‚Alten‘ kann schließlich etwas treten, das zuvor keine biographische Dominanz und sozialisatorische Bedeutung besessen hat. Oder: es findet keine Füllung der Leere statt, was ungleich problematischer ist.

Dieser Prozess sei zu unterscheiden von der *Resozialisation* (Berger/Luckmann 1968), bei der sozialisatorisch relevante Inhalte gegeneinander ausgetauscht werden.

Inwieweit nun Prozesse der Aberkennung – also *Desozialisation* – biographisch bewertet und bearbeitet werden, ist, so Garz, eine empirische Frage.

In Anlehnung an die Darstellungen Honneths wird ferner der Vorschlag unterbreitet, einen Prozess der Aberkennung in der Umkehrung der Stadien Liebe, Recht und Solidarität anzusiedeln, also, *was* konkret aberkannt wird und *wie*. In gleichem Maße, wie sich praktische Selbstbezüge durch Anerkennung entwickeln, zeigen sich diese auch durch die Aberkennung zuvor erfolgter Anerkennung.

Für jüdische Emigranten könnte dies allgemein folgende Aspekte beinhalten:

- Aberkennung der Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft.
- Aberkennung als wertvolles Mitglied in der näheren Lebens-Gemeinschaft .
- Aberkennung bestimmter Rechte.
- Aberkennung der Lebens- bzw. Existenzmöglichkeiten, also dem Recht überhaupt zu existieren, was der

- Aberkennung von Menschlichkeit generell gleichkommt (im Rassenkonstrukt der nationalsozialistischen ‚Philosophie‘).

In diesen Punkten spiegeln sich die drei wesentlichen Ebenen der Wirksamkeit sowohl von Anerkennung als auch von Aberkennung wider: Solidarität, Recht und Liebe. Während Honneths Stadien eine entwicklungslogische Ordnung vom engeren Lebensumfeld (Familie) bis hin zu komplexen Erfahrungen in der Gesellschaft betont, schlägt Garz eine Abwandlung vor, die sich auf die beiden Ebenen der primären und sekundären Sozialisation bei Berger/Luckmann beziehen. Seiner Ansicht nach kann man die erste Kategorie der Liebe als die emotionale Unterstützung in der primären Sozialisation auffassen, während die beiden weiteren Kategorien Recht und Solidarität innerhalb des lange anhaltenden Prozesses der sekundären Sozialisation dynamisch parallel verlaufen. Es ergibt sich folgendes Bild:

Abbildung 2: Phasen der Anerkennung im Sozialisationsprozess

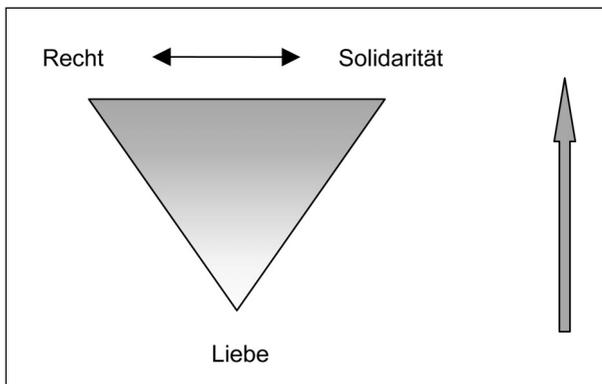
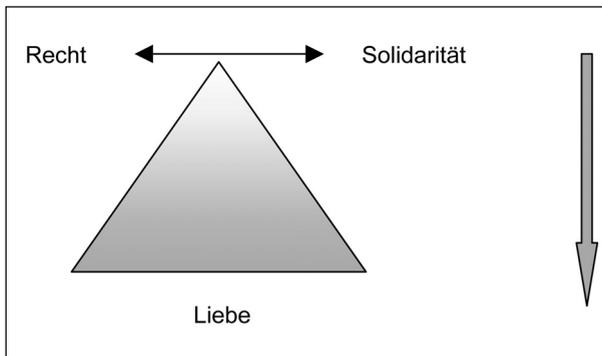


Abbildung 3: Phasen der Aberkennung im Sozialisationsprozess



Für Prozesse der Aberkennung wird diese Systematik umgekehrt (Abbildung 3), d.h. zunächst erfolgt ein Eingriff in die Anerkennungsinstanzen Recht und Solidarität, welcher sich je subjektiv unterschiedlich wirksam zeigt. So kann eine Person rechtliche Einschränkungen als weniger bedrohlich empfinden als eine andere, auch der Verlust von Solidarität kann sich differenziert stark bemerkbar machen. Eine parallele Darstellung wird hier geboten, die man sich dynamisch vorstellen muss, wie sich am Beispiel von Alice Bärwald im Folgenden

zeigen wird. Entscheidend ist, dass es keine stringente Abfolge von Aberkennungsinstanzen gibt, die hierarchisch aufgebaut ist. Lediglich die je konkrete biographische Perspektive kann eine Antwort darauf geben, wie tief eine von außen zugreifende Machtinstanz in den Identitätserhalt einer Person eingreift. Im Falle von Alice Bärwald kann beispielhaft gezeigt werden, dass sie an einem Punkt anlangte, an dem sie sukzessive ihre Identität als deutsche Kulturbürgerin gegen eine jüdische zionistische Identität ersetzte. Dieser Prozess vollzog sich langsam über mehrere Jahrzehnte hinweg, was sich angesichts ihrer individuellen Entwicklungsgeschichte und der historischen Umstände abzeichnete. Die erwähnte Prägung durch den deutschen Turnsport und ihre musikalische Ausbildung in der Jugend bildete den Grundstein ihrer Identität als deutsche Kulturbürgerin. Ihr religiöses Leben war zwar von den Eltern ausgestaltet, wirklich überzeugt hat sie es aber nicht: „Neben der Schule und dem Turnverein besuchten wir Jahre hindurch eine juedische Religionsschule, die mir aber in damaliger Zeit noch keine Herzensangelegenheit war, sondern eben nur eine Schulstunde, wie jede andere auch“ (AB/15/5).

Ihre Jugend in Berlin fasst sie im Zusammenhang der Darstellungen zu ihrer Hochzeit in der Synagoge Oranienburger Straße wie folgt zusammen: „Das war ein Preußentum in seiner edelsten Verkoerperung. Meine glueckliche Jugendzeit; mein Berliner Leben war abgeschlossen, ich ging jung und mutig in die Fremde“ (AB/15/12).

Angesichts dieser Darstellungen wurden die Eindrücke in Nakel im Hause des Schwiegervaters zunächst wie ein fortwährendes Abenteuer in der ‚ersten Gesellschaft‘ geschildert, wodurch der Bruch mit Beendigung des Ersten Weltkrieges und der Übernahme der polnischen Nationalität auch in Bezug auf ihre Einstellung als ‚Deutsche‘ thematisch wurde. Sie konstatiert: „dass es einer deutschen Frau gleich sei, zu welchem Volke sie gehoere“ (AB/15/19), wobei sie sich auf eine Äußerung eines Freundes bezieht und für sich selbst davon spricht, dass sie eine internationale Einstellung vertrete. Später, unter der Verfolgung durch die Nationalsozialisten, wandelte sich ihre Einstellung und das Volk, zu dem sie sich zugehörig fühlte, war das jüdische. Mit dem deutschen Volk, das ‚ihr Volk‘ verfolgte, hatte sie in den letzten Jahren vor ihrer Emigration wenig zu tun. Alice Bärwald schloss sich den jüdischen Organisationen in Danzig an: „Wir hatten ja unseren Klub, man sah sich fast taeglich und vergass die feindliche Umwelt“ (AB/15/46). Solche Aussagen sprechen für einen lebensnotwendigen Zusammenschluss der Danziger Juden, den Alice Bärwald aktiv mitgestaltete, wie sie anhand zahlreicher Beispiele in ihrer Autobiographie ausführt. Ihr gesellschaftliches Tätigkeitsfeld verschob sich sukzessiv, auch ihre Haltung zu ‚den‘ Deutschen veränderte sich bis hin zu der Feststellung, wie dumm und einfältig das deutsche Volk doch sei:

„Aber das sind alles ganz ungebildete Menschen, die bei einem Danziger Pass, in dem bei Juden noch nicht der Beiname Sarah gefuehrt werden musste, gar nicht auf die Idee kamen, dass ich Juedin sei. Es war schon sehr klug von Goebbels ausgedacht, allen Juden zu verordnen die Namen Israel und Sarah neben ihren eigenen Namen zu fuehren. Die Deutschen haben im Anfang alle dunkelhaarigen Menschen fuer Juden gehalten, was zu den unangenehmsten Zwischenfaellen fuehrte“ (AB/15/80).

Für Alice Bärwald ging die zunehmende Beteiligung am jüdischen Gemeindeleben und dem Engagement in der zionistischen Organisation einher mit einer sich steigernden Abwendung von den Deutschen, bis hin zu einer verächtlichen Haltung ihnen gegenüber.

Aberkennung erreichte ihr Selbstbild von daher nicht auf der existenziellen Ebene der Liebe bzw. physischen Integrität (Honneth).

3. Aberkennung – das Beispiel Alice Bärwald

Im Zentrum der Biographieanalyse über Alice Bärwald stehen die Anerkennungskategorien, die von Garz in der sekundären Sozialisation angesiedelt sind: Recht und Solidarität. Insbesondere als Staatsbürgerin, als ganze Person, die vom Staat Schutz und Anerkennung genießt, rückt sie hier in den Vordergrund. Sie wurde als deutsche Staatsbürgerin von ihren Eltern erzogen und fühlte sich in keiner Weise anders, als sie nach Posen zog. Erst als sie die polnische Staatsbürgerschaft annahm, wurde ihre Identität als deutsche Staatsbürgerin herausgefordert, was sie in ihrer autobiographischen Erzählung anhand der Einführung der polnischen Sprache an den Schulen veranschaulicht (vgl. AB/15/21). Aufgrund von pragmatischen Überlegungen wurde die Familie zwar polnisch, die Kinder sollten aber weiterhin deutschsprachigen Unterricht erhalten, was in Form von Privatunterricht realisiert werden konnte. Das wesentliche ihrer eigenen Herkunft sollte für die nächste Generation tradiert werden, weshalb auch ein Umzug in den deutschen Kulturkreis Danzig erfolgte. Selbstverständlich ist dieser Wechsel der Staatsbürgerschaften und damit verbunden der Orte in keiner Weise vergleichbar mit den Veränderungen, die der Nationalsozialismus der Familie brachte. Die Abfolge einer zweifach erzwungenen Selbstbestimmung als Deutsche ist in Bezug auf den Aberkennungsprozess hier heranzuziehen. Während sie nach dem Ersten Weltkrieg noch Handlungsräume hatte, mit den erzwungenen Veränderungen umzugehen, wurden ihr diese durch den Nationalsozialismus in Danzig vollkommen genommen: Rechte und Solidarität unter den Deutschen in Danzig wurden ihr verweigert.

Der Verlust von Rechten beeinflusste auch die Solidarität in der Gemeinschaft der Danziger und vice versa. Das kann man sowohl gedanklich herleiten als auch anhand ihrer Biographie und ihrer Erzählung nachzeichnen. Alice Bärwald beschreibt verschiedene Ereignisse aus ihrem näheren Umfeld, die die zunehmenden und sich steigernden Verfolgungsmaßnahmen der Nationalsozialisten skizzieren. Diese hatten einen Einfluss auf persönliche Beziehungen, das gesellschaftliche sowie das alltägliche öffentliche Leben, wie z.B. der Besuch von Parkanlagen, Cafés oder Fahrten mit der Straßenbahn. Alice Bärwald berichtet von einem Verhör bei der Polizei, das sie aufgrund einer Denunziation über sich ergehen lassen musste. Sie erlebte Einschüchterung und Unsicherheit, wurde jeglicher Rechtssicherheit des Staates beraubt. Es existierte kein Gesetz mehr, welches sie, die Jüdin, beschützte. Der einzige Halt neben der Familie wurde die Jüdische Gemeinde.

Die Aberkennung von Rechten und Solidarität entwickelte sich parallel, allerdings gleich einem verzahnenden Prozess, der mal dem einen Vorschub leistete und dann wieder dem anderen; der also in gewissen Stellungen eine Ruhepause erlaubte, sich aber wieder weiterdrehte, wenn eine Seite mehr Belastung erfuhr. Während Alice Bärwald einerseits erlebte, dass sie von der Straße weg zu einem Verhör geholt wurde, geschah es andererseits, dass man sie zu einer von ‚Ariern‘ gegebenen Gesellschaft einlud. Mit dem Fortschreiten der Verfol-

gungsmaßnahmen durch die Nationalsozialisten in Danzig ab 1937 entwickelten beide Aberkennungsinstanzen (Recht und Solidarität) eine gesteigerte Dynamik. Für Alice Bärwald äußerte sich dies darin, dass es kein ‚Verzähnen‘ mehr gab, also keine zeitweise Entlastung auf der einen oder anderen Seite. Dagegen steigerte sich die Geschwindigkeit, in der sie realisierte, dass es zu keinem Zurück zu einem Deutschsein in ihrem Sinne mehr kommen konnte. Damit verbunden setzte die Leere ein, von der Garz in seiner Aufstellung der Kennzeichen von Aberkennungsprozessen spricht. Für Alice Bärwald gab es kein gesellschaftliches Leben mehr außerhalb jüdischer Kreise.

Bezogen auf ihre gesamte Biographie ist dieser Punkt besonders relevant. Wie in Abbildung 1 zusammengefasst wurde, hat ihr Leben bis ins spätere Erwachsenenalter aus gesellschaftlichem Aufstieg bestanden, der zwar kurz von der Verschiebung der Grenzen nach dem Ersten Weltkrieg unterbrochen, aber in Danzig kraftvoll fortgeführt wurde. Wie sie in der Einleitung ihres autobiographischen Manuskripts schreibt: „Wir verkehrten in der ersten Gesellschaft“ (AB/15/1). Diese war ihr als Jüdin im nationalsozialistischen Danzig nicht mehr zugänglich.

3.1 Der schleichende Prozess einer Wandlung und der initiatorische Wendepunkt

Während man mit Blick auf ihre gesamte Biographie davon sprechen kann, dass die einzelnen Etappen ihres Lebens Alice Bärwald langsam zu einer Belebung eines jüdischen Bewusstseins trieben, zeigt sich in der Erzählung, dass sie einen Wendepunkt markiert, der den Wandel abschloss. Sie schreibt: „Jetzt hoerte jedes persoenliche Leben fuer uns auf. Mein Mann arbeitete im Vorstand der Synagogengemeinde und ich im Vorstand der zionistischen Organisation und des Palaestinaamtes“ (AB/15/64). Zeitlich ordnet sich diese Aussage in die Ereignisse um die geplante Gesamtmigration der Danziger Juden ein, also Mitte Dezember 1938. In der Abfolge der Erzählung stand zunächst die Realisierung, dass Danzig für sie ‚erledigt‘ sei, im November 1938. Alice Bärwald blieb in ihrer Erzählung chronologisch, zeichnete die Zuspitzung ihres Erlebens nach und steuerte auf den Wendepunkt hin, der den Beginn ihrer Emigration nicht nur als gedankliche Verwirklichung, sondern auch als Handlung markierte.

Damit ist für Alice Bärwald ihr ‚deutsches‘ Leben beendet, womit sie sich selbst im Dienste der zionistischen Aufgabe, junge jüdische Menschen zu retten, d.h. deren Emigration nach Palästina zu unterstützen, sah. Im Sinne einer Revision der Identität (Strauss) erfolgte bei Alice Bärwald über die Jahre ein Identitätswandel von der deutschen Kulturbürgerin hin zur Zionistin.

Wie erklärt sich dieser Wandel angesichts der Ausführungen über Aberkennung und Anerkennung?

Aberkennung von Rechten und Solidarität griff bei Alice Bärwald in ihr Selbstbild als ‚ehrbare‘ Deutsche, als Vertreterin der deutschen Kultur und auch als assimilierte Jüdin ein. Die Kränkung auf dieser Ebene war für sie besonders groß: ihr ansonsten offenes und von Gesellschaften, Salons und Festen verwöhntes Haus verlor an Status und sie selbst an sozialer Integrität. Damit setzte der Aufbau einer bisher weniger relevanten sozialen Integrität ein, die Alice Bärwald zu Stabilität verhalf: ihr Engagement in der Jüdischen Gemeinde von Danzig. Je mehr sie auf der einen Seite verlor, desto mehr baute sie die So-

lidarität mit anderen deutschen Juden in Danzig auf, bis hin zu ihrer vollkommenen Hingabe an die Aufgaben in der zionistischen Organisation. Bevor es also zu einer tiefgreifenden Umwälzung auf personaler Ebene kommen konnte, blockten Prozesse innerhalb der Anerkennungsinstanz Solidarität eine solche ab. Der ‚soziale Tod‘, der sie zu erreichen drohte, konnte von ihr selbst mit dem Füllen ihrer Leere angesichts der verweigerten Partizipation am gesellschaftlichen Leben abgewendet werden.

Gleichwohl muss betont werden, dass sie kaum eine andere Chance hatte, ihr Überleben angesichts der nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen zu sichern. Die Schaffung einer Solidarität mit den Juden ihrer Gemeinde bildete eine gute, wenn nicht sogar die einzige, Möglichkeit, sich vorläufig zu retten – was eine vorzeitige Emigration allerdings auch gewesen wäre. Alice Bärwald blieb aber über den Zeitpunkt der gescheiterten Gesamtemigration der Danziger Juden hinaus in Danzig, was dafür spricht, dass sie sich der ‚Sache‘ verschrieben hatte, nicht nur sich selbst, sondern auch andere zu retten. Biographisch besonders relevant ist tatsächlich die Ebene der gesellschaftlichen Anerkennung, die sie im Rahmen ihrer Aufopferung für die jüdische Gemeinde in Danzig erhielt. Grundlage für diese Aussage ist die sich durch die gesamte Autobiographie ziehende Überbetonung gesellschaftlicher Resonanz ihres eigenen Lebens: seien es die Turnwettkämpfe, die Musikaufführungen, die Gesellschaftsabende in Nakel, die sie ausrichtete oder auch ihr offenes Haus in Danzig: sie hat sich immer, ihre gesamte Lebenszeit bis zum Zeitpunkt der erzählerischen Rekapitulation hindurch, einem gesellschaftlichen Leben verschrieben, in dem sie eine bedeutsame Rolle gespielt hat – so ihre Selbstauffassung. So gesehen passt ihr Engagement für die jüdische Gemeinde in Danzig in das Bild, das sie selbst von sich zeichnet. Der tiefe Schmerz von Verlust und Aberkennung wird lediglich am Ende der Autobiographie in dem sehnsuchtsvollen Satz: „Nur ein Gedanke erfüllte mich: hinaus in die Freiheit“ (AB/15/80) deutlich. Sie selbst kennzeichnet diesen Prozess als ‚Umwälzung‘.

Alice Bärwald erreichte für sich eine ‚Wieder‘anerkennung auf jener Ebene, die für sie selbst relevant war, nämlich der Gesellschaft. In dem Sinne kann man auch das Zusammenspiel von Anerkennung mit Aberkennung hier gut nachvollziehen: erfahrene Aberkennung auf einer Ebene wird mit neuerlicher Anerkennung auf der anderen kompensiert.

Im Fall von Alice Bärwald zeigt sich, dass davon vorrangig die Anerkennungsinstanzen Recht und Solidarität betroffen sind. Ihre autobiographische Erzählung intendiert von Beginn an, das Bild einer Frau aus ‚erster Gesellschaft‘ zu präsentieren. Die einzigen Brüche, die von ihrer Seite aus thematisiert werden, beziehen sich auf historische Umwälzungen und politische Ereignisse. Ihr eigener Bruch, der Verlust ihrer deutschen Zugehörigkeit, ihrer kulturellen Identität, ist kein Thema auf der Oberfläche der Autobiographie, aber als gegenpolige Darstellung einer überaus integrierten und deutsch-kulturellen Persönlichkeit in den Schilderungen ihres Lebens vor dem Zugriff des Nationalsozialismus geradezu ‚trotzig‘ thematisch.

Auf dieser Ebene lässt sich nachvollziehen, inwieweit eine autobiographische Erzählung dann im Modus eines historischen Bewusstseins erzählt wird, wenn die Biographie von äußeren Zwängen zur Selbstthematisierung gebracht wurde. Darüber hinaus zeigt sich auch, dass gerade jene Aspekte relevant erscheinen, die einer erzwungenen Aberkennung unterliegen (womit auch Ereignisse besonderer Anerkennung als erklärende Kontrastfolie angesprochen sind).

Anmerkungen

- 1 In verschiedenen Arbeiten wurde darauf mit unterschiedlichen Konzepten eingegangen (Lohfeld 1998, 2003; Garz 2000a-c, 2002; Blömer 2004; Bartmann 2006). Sie basieren allesamt auf autobiographischen Manuskripten, die als Antwort auf ein wissenschaftliches Preisausschreiben der Harvard Universität in den Jahren 1939 und 1940 dort eingegangen sind. Vgl. auch die Einleitung.
- 2 Die Frage, in welcher Form die Stigmatisierung durch die Nationalsozialisten Einfluss auf die je eigene Identität von Menschen jüdischen Glaubens in Deutschland bzw. denjenigen Deutschen, die als ‚nicht-arisch‘ gekennzeichnet wurden, beantwortet sich m.E. nicht anhand einer Systematisierung dieser Gruppe, sondern vor allem anhand der je subjektiv vollzogenen Selbstverortung. Entsprechend sind die drei hier vorgeschlagenen Reaktionsweisen lediglich eine Annäherung an die komplexe Vielfalt möglicher biographischer Beantwortungen der historisch evidenten brutalen Ausgrenzung der deutschen Juden. (Vgl. hierzu z.B. die Ausführungen zum Bewusstseinswandel deutscher Juden von Eva Reichmann (1971) oder auch die Kategorisierungen von Carolyn S. Blackwell (1988)).
- 3 Zu einem frühen Zeitpunkt der Nazi-Diktatur wurde ja schon zum ‚Judenboykott‘ aufgerufen (1.4.1933), der ganz deutlich unterstrich, dass jüdischen Bürgerinnen und Bürgern von staatlicher Seite der Schutz entzogen wurde und sie ihrer Rechte auf Wahrung ihres Eigentums und ihres Körpers beraubt wurden.
- 4 Eine Anmerkung zum methodischen Vorgehen bei der Analyse: das autobiographische Manuskript, sowie die biographischen Daten wurden sequenzanalytisch mit der Objektiven Hermeneutik analysiert. Vgl. Oevermann 2000, aber auch Wagner 1999.
- 5 Jürgen Straub betont im Zusammenhang seiner Untersuchungen einer narrativen Psychologie den notwendigen Zusammenhang von Zeit und Erzählung – und zwar nicht im Sinne einer chronometrischen Zeit, sondern im Sinne der Erzeugung einer ‚biographischen oder historischen Zeit‘. Biographische Selbstthematisierungen – wie autobiographische Erzählungen – beruhten gerade „auf der Fähigkeit, Geschichten [zu] verstehen beziehungsweise erzählen und damit zugleich Zeitlichkeit entwerfen zu können“ (Straub 2000, S. 143). Jene, so stellt Straub im Rekurs auf Ricoeur fest, sei eine ‚Daseinsstruktur‘.
- 6 Der erste Punkt wird damit begründbar, dass es Aspekte des Lebens gibt, die für *alle* Menschen gelten, z.B. „basale Strukturen der Kognition, der Moral oder auch der Sprachgrammatik“ (Garz 2000a, S. 165). Im Weiteren gibt es Strukturen, die für *einige* Menschen gelten, womit Zusammenhänge wie z.B. Generationen, Milieus, Geschlecht, Kultur oder ‚Rasse‘ gemeint sind. Im letzten Punkt schließlich begegnet uns das ‚biografisch Einmalige‘ als jene Strukturen, die für *einen* Menschen gelten. Innerhalb dieser Systematik kann die einzelne Biographie verortet werden als Informationsträger aller drei ‚(Lebens)Formate‘. In biografischen Erzählungen wird von allen drei Strukturen etwas transparent und entsprechend der Erzählpfänge (Schütze 1983) oder der erzählerischen Universalien (Bruner 1998) einem aktiven oder auch fiktiven Zuhörer bzw. Leser sinnhaft strukturiert, portioniert und proportioniert unterbreitet.
- 7 Das Projekt „ ‚Nur ein Gedanke erfüllte mich: hinaus in die Freiheit‘ – Alice Bärwald. Eine biographietheoretische und alltagstheoretische Rekonstruktion ihres Lebens in Nakel an der Netze (1906-1921) und Danzig bis zur Emigration im August 1939“, wurde vom Bundesministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert. In diesem Rahmen sind die zusätzlichen Recherchen für die umfassende Biographie von Alice Bärwald durchgeführt worden.
- 8 Quellen: Landesausgleichsamt Berlin: A 10/ V 411 USA I; A 10/ V 411 USA II; A 10/ V 411 USA III Social Security Administration USA: SSN: 273-18-5606, Ludwig Lefebre; SSN: 278-16-5811, Werner Lefebre; SSN: 295-30-0594, Alice Baerwald und Auskunft des Centrum Judaicum Jüdisches Museum Berlin.
- 9 Zur Provinz Posen wird im folgenden Kapitel eine ausführlichere Darstellung gegeben.
- 10 Dem Vater von Arthur Bärwald wurde z.B. zu seinem 80. Geburtstag ein Porträt von ihm geschenkt, welches im Rathaus zu sehen war. Außerdem benannte man eine

Straße nach ihm. Das wird sowohl von Alice Bärwald in ihren Aufzeichnungen geschildert als auch von Lesser Bärwald (dem Vater von Arthur Bärwald) in dessen Familienerinnerungen festgehalten (vgl. Lesser Bärwald: Geschichte des Hauses Bärwald. Nakel 1913).

- 11 Folgt man den Ausführungen Jürgen Straubs (1998) zur Entwicklung des historischen (biographischen) Bewusstseins im Rahmen einer narrativen Psychologie, so ergibt sich gerade aus der Notwendigkeit einer Erzählung, Kontingenz zu transformieren, ein historisches Denken, wenn das Subjekt für sein Handeln mit Kontingenz, dem Neuen und Veränderung ‚rechnet‘. Also damit, dass bestimmte Dinge im Leben anders geworden sind oder noch ganz anders hätten sein können. Ist ein solches Bewusstsein verankert, so richtet sich das Handeln daran aus. Die narrative Repräsentation eines historischen Bewusstseins sei entsprechend die „reflexive Vergegenwärtigung von ‚Geschichte‘“ (ebd., S. 151), in der eine Kontingenzzreduktion und Kontingenzbewältigung stattfindet. Kern der narrativen historischen Sinnbildung ist die Temporalisierung der Lebensgeschichte, die sich – wie im Fall von Alice Bärwald – unter anderem an äußeren Faktoren entlang zieht.
- 12 Als bekanntester Vertreter der Familie Bärwald ist Hermann Bärwald zu nennen, der im Jahre 1868 die Leitung des Philanthropins in Frankfurt übernahm und diese bis zu seiner Pensionierung 1899 innehatte. Vgl. Bärwald 1913.
- 13 Polen existierte in der Zeit von 1795 bis 1920 als Staat nicht. Teile gehörten in diesem Zeitraum zu Russland (östlich), andere zu Österreich (Galizien) und der westliche Teil zu Preußen. Trotzdem, so Jörg Hönsch, bestand ein Nationsgefühl der Polen, „das ein Überleben der Nation ohne Staat durch mehr als ein Jahrhundert der Teilung und Unfreiheit gewährleistete“ (ebd. 1998, S. 168).
- 14 Die Freie Stadt Danzig wurde zu einem Großteil von Deutschen bewohnt. Ein geringer Anteil war polnisch. Es bestand eine lange deutsch-jüdische Tradition in Danzig, die mit dem Zuzug vieler Ostjuden in den 1920er Jahren zunehmend orthodoxen Einflüssen unterlag. Bis 1929 kamen immer mehr polnische und russische Juden in die Stadt, um von dort aus nach Amerika oder Kanada zu emigrieren. Der Kern der jüdischen Gemeinde sah sich allerdings unumstößlich als deutschnational an (vgl. Bacon 1980).
- 15 Dazu findet sich ein Vermerk in den Wiedergutmachungsakten, der sich allerdings weniger auf die wirtschaftliche Beeinträchtigung des Betriebes bezieht, als vielmehr auf die nationalsozialistische Verfolgung, was in dem Kontext der Akte ja auch Sinn macht. Dort heißt es: *„Dem Vortrag der Antragstellerin zufolge war Arthur Baerwald in Danzig der Inhaber der Firma L. Baerwald, Getreidegrosshandlung in Nakel a.d. Netze und einer Holz-Export-Firma in Danzig. Er habe den Betrieb nach 1935 auf Grund der gegen die Juden gerichteten nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen aufgeben müssen. Im Jahre 1939 sei er, um weiteren Verfolgungsmaßnahmen zu entgehen, nach USA ausgewandert.“* (A 10/ V 411 USA I-III).
- 16 Der von Hitler in Danzig eingesetzte Gauleiter Forster wurde direkt von Hitler instruiert, um die Stadt Danzig ‚heim ins Reich‘ zu führen. Vgl. Schenk 2000.
- 17 Die Nürnberger Gesetze wurden z.B. erst im November 1938 in Danzig wirksam, und nicht, wie im Deutschen Reich, 1935. Der Einsatz des Vertreters des Völkerbundes, zu der Zeit der Ire Sean Lester, war unter anderem für die Verzögerung der Judenverfolgung in Danzig verantwortlich.
- 18 In der Emigration änderte Ludwig Bärwald seinen Namen in Ludwig B. Lefebre, benutzte also den Geburtsnamen seiner Mutter. Er hat nachweislich kurze Zeit als Tänzer und Choreograph gearbeitet, wurde 1951 als Psychologe an der Universität Heidelberg promoviert. In den 1960er Jahren hat er als Psychotherapeut in San Francisco gewirkt (vgl. Universität Heidelberg: UAH H-IV-757/51).
- 19 Der Sohn Werner nahm ebenfalls in den USA den Mädchennamen seiner Mutter an. Wann die Tochter Hildegard nach England emigriert ist, konnte nicht ermittelt werden. Es konnte lediglich aus den Wiedergutmachungsakten entnommen werden, dass sie einen Gerhard Rothmann geheiratet hat mit dem Sie zum Zeitpunkt des Antrages auf Wiedergutmachung 1960 in London lebte. (Vgl. A10/ V411 USA).
- 20 Die Pläne von Hermann Segall, einem visionierten Zionisten, die verbliebene jüdische Gemeinde komplett nach Palästina zu retten, konnten von den engagierten Mitgliedern der Gemeinde nicht erfolgreich umgesetzt werden. Man schickte zwar eine Grup-

- pe von rund 500 Personen auf den Weg nach Palästina, diese scheiterten aber an der Einreiseerlaubnis und wurden wieder zurück nach Danzig gebracht (vgl. Bacon 1980). Alice Bäwald berichtet in ihrem Manuskript ausführlich von diesem Ereignis.
- 21 Eine solche Auffassung schließt an Positionen in der Biographieforschung an, die sowohl methodisch, strukturell als auch theoretisch das Partikulare als Träger des Typischen formuliert. So fasst Garz zusammen: „Denn jede Erzählung, jede Geschichte enthält bereits Typiken mit einem umfangreicheren Grad der Allgemeinheit. (...) Immer handelt es sich um token (Zeichen) eines umfassenderen Typs“ (Garz 2000c, S. 170).
- 22 Wandlungsprozess wird hier in Anlehnung an Anselm Strauss (1974) verwandt. Seine Terminologie der Wandlungen buchstabierte verschiedene ‚Marksteine‘ aus, die eine Person zur Realisierung von Veränderungen veranlassen, die sich in ihrem Leben – oft alltäglich und allmählich – vollzogen haben. Strauss spricht von Wendepunkten, die das Individuum „zu Bestandsaufnahme, Revision, Neubewertung, Neuverstehen und Neubeurteilung zwingen“ (ebd., S. 107). Erfahrungen der Aberkennung – z.B. durch Verrat – können ebenfalls als Wendepunkte und damit als Initiatoren von Wandlungsprozessen verstanden werden.
- 23 Sei es, dass man mit dem Begriff der Biographisierung (Marotzki 2000) argumentiert oder mit Characters (McAdams 1990): die Selbstbezüge des Erzählenden sind in die Erzählung implementiert, entweder direkt oder indirekt. „Selbst-Geschichten sind Antworten auf die selbstbezügliche Frage, wer ich (geworden) bin und sein möchte“ (Straub/Zielke 2005, S. 179).
- 24 Die Kritik aus feministischer und postmoderner Sicht an den Ausführungen Honneths bezieht sich insbesondere auf deren normativen Gehalt (vgl. Fraser 2000; Markell 2003; Meyer 2001).
- 25 Mit der Bezeichnung ‚Kulturbürgerin‘ soll der besonderen Verankerung der Biographin in der deutschen Kultur, insbesondere ihre Hingabe an Musik, Rechnung getragen werden. Ihre besondere musikalische Begabung und Neigung konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht ausreichend berücksichtigt werden, soll aber zumindest in dieser Begrifflichkeit Berücksichtigung finden.

Literatur

- Bartmann, S. (2005): „Flüchten oder Bleiben?“ Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus. Wiesbaden.
- Bäwald, A. (1939): „Mein Leben vor und nach dem 30. Januar 1933“. Manuskript. Harvard Houghton Archive (GER 15).
- Blackwell, C. S. (1988): German Jewish Identity and German Jewish Response to National Socialism 1933 – 1939. Ann Arbor: Purdue University, Mikrofilm.
- Blömer, U. (2004): „Im übrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg.
- Blömer, U./Garz, D. (2003): Aberkennungsverhältnisse und Aberkennungsprozesse. Über die Verfolgungs- und Konflikterfahrungen nicht-jüdischer Emigranten und Emigrantinnen zwischen 1871 und 1939. In: Bierbauer, G./ Jaeger, M. (Hrsg.): Projektverband Friedens- und Konfliktforschung der Jahre 1998-2001. Osnabrück, S. 127-173.
- Echt, S. (1972): Die Geschichte der Juden in Danzig. Leer.
- Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.) (2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.
- Fraser, N. (2000): Rethinking Recognition. In: New Left Review, 3, S. 107-120.
- Garz, D. (2000a): Biographische Erziehungswissenschaft. Lebenslauf, Entwicklung und Erziehung. Eine Hinführung. Opladen.
- Garz, D. (2000b): Jüdisches Leben vor und nach 1933. In: Einblicke Nr. 32, Oldenburg, S. 17-20.
- Garz, D. (2000c): ‚Das Leben stört natürlich ständig‘. Qualitativ-biographische Verfahren als Methoden der Bildungsforschung. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a. M., S. 157-178.

- Garz, D. (2001): Der ‚homo socialis‘ – Zu Methodologie und Theorie der Objektiven Hermeneutik. In: Hug, T. (Hrsg.): *Wie kommt Wissenschaft zu ihrem Wissen?* Bd. 3. Baltmannsweiler, S. 255-261.
- Garz, D. (2003): *Prozesse der Aberkennung*. In: Allmendinger, J. (Hrsg.): *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, CD-Rom. Opladen.
- Garz, D. (2004): „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität und seine in die USA emigrierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Gebieten der Literatur. In: Spalek, J. M./Strelka, J. (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*. München, S. 305-333.
- Garz, D. (2006): *Weder Solidarität noch Recht noch Liebe – Grundzüge einer Moral der Aberkennung*. In: Drerup, H./Fölling, W. (Hrsg.): *Gleichheit und Gerechtigkeit. Pädagogische Revisionen*. Dresden, S. 51-69.
- Garz, D. (2007): *Wie wir zu dem werden, was wir sind. Über Anerkennungs- und Aberkennungsverhältnisse in der sozialisatorischen Interaktion*. In: Andresen, S./Pinhard, I./Weyers, St. (Hrsg.): *Erziehung, Ethik, Erinnerung. Pädagogische Aufklärung als intellektuelle Herausforderung*. Weinheim, S. 34-50.
- Harscheidt, M. (1989): *Biographieforschung: Werden und Wandel einer komplexen Methode*. In: *Historical Research*, 14, S. 99-142.
- Hauptert, B./Schäfer, F. J. (1992): *Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz*. Frankfurt a. M.
- Honneth, A. (1990): *Integrität und Missachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung*. In: *Merkur*, Vol. 12/44, S. 1043-1054.
- Honneth, A. (1994): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.
- Honneth, A. (2001): *Leiden an Unbestimmtheit*. Stuttgart.
- Honneth, A. (2003): *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*. Frankfurt a. M.
- Honneth, A. (2005): *Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie*. Frankfurt a. M.
- Kauppinen, A. (2002): *Reason, Recognition, and Internal Critique*. In: *Inquiry*, 45, S. 479-498.
- Klünner, H.-W. (1992): *Berlin 1928 – Das Gesicht der Stadt*. Berlin.
- Kraimer, K. (2000): *Die Fallrekonstruktion – Bezüge, Konzepte, Perspektiven*. In: ders.: *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a. M., S. 23-57.
- Laitinen, A. (2003): *Social Equality, Recognition and Preconditions of Good Life*. In: <http://www.crsi.mq.edu.au/Social%20Inequality%20Today/Laitinen.pdf>. (20. Juni 2005).
- Lichtenstein, E. (1973): *Die Juden der Freien Stadt Danzig unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*. Tübingen.
- Lohfeld, W. (1998): *Es waren die dunkelsten Tage in meinem Leben. Biographie und moralische Entwicklung. Eine qualitative Biographieanalyse*. Frankfurt a. M.
- Lohfeld, W. (2003): *Im Dazwischen. Portrait der jüdischen und deutschen Ärztin Paula Tobias 1886-1970*. Opladen.
- Lohfeld, W. (2004): *Aberkennung als Kategorie sozio-historischer Forschung. (Über)Lebensstrategien von jüdischen Emigranten in Shanghai. Eine qualitative Biographiestudie*. In: *BIOS 1/2004*, S. 280-285.
- Lohfeld, W. (2005): *Du bist nicht mehr Teil Deutschlands. Die Flucht nach Shanghai 1939. Einzelfallanalyse aus einem DFG-Projekt*. In: *BIOS 2/2005*, S. 264-286.
- Markell, P. (2003): *Bound by Recognition*. Princeton/Oxford.
- Marotzki, W. (2000): *Qualitative Biografieforschung*. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg, S. 175-186.
- McAdams, D. P. (1990): *Unity and Purpose in Human Lives: The Emergence of Identity as a Life Story*. In: Rabin, A. I./Zucker, R. A./Emmons, R. A./Frank, S. (Hrsg.): *Studying Persons and Lives*. New York, S. 148-200.

- Niethammer, L. (1984): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History*. Frankfurt a. M.
- Niethammer, L. (1992): *Erinnerungsgebot und Erfahrungsgeschichte. Institutionalisierungen mit kollektivem Gedächtnis*. In: Loewy, H. (Hrsg.): *Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte*. Reinbek bei Hamburg, S. 21-34.
- Oevermann, U. (2000): *Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis*. In: Kraimer, K. (Hrsg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a. M., S. 58-156.
- Reichmann, E. (1971): *Der Bewusstseinswandel der deutschen Juden*. In: Mosse, W./Paucker, A. (Hrsg.): *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923*. Tübingen, S. 512-613.
- Ricoeur, P. (2005): *The Course of Recognition*. Cambridge.
- Rürup, R. (1995): *Jüdische Geschichte in Berlin*. Berlin.
- Schütze, F. (1981): *Prozessstrukturen des Lebenslaufs*. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg, S. 67-156.
- Siep, L. (1979): *Anerkennung als Prinzip der praktischen Philosophie. Untersuchungen zu Hegels Jenaer Philosophie des Geistes*. Freiburg/München.
- Straub, J. (1998): *Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*. In: Ders: *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a. M., S. 81-169.
- Straub, J. (1999): *Verstehen, Kritik, Anerkennung. Das Eigene und das Fremde in der Erkenntnisbildung interpretativer Wissenschaften*. Göttingen.
- Straub, J. (2000): *Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie*. In: Hoerning, E. (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart, S. 137-163.
- Straub, J. (Hrsg.) (1998): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a. M.
- Straub, J./Zielke, B. (2005): *Autonomie, narrative Identität und die postmoderne Kritik des sozialen Konstruktivismus. ‚Relationales‘ und ‚dialogisches‘ Selbst als zeitgemäße Alternative?* In: Jaeger, F./Straub, J. (Hrsg.): *Was ist der Mensch, was Geschichte? Annäherungen an eine kulturwissenschaftliche Anthropologie*. Bielefeld, S. 165-210.
- Taylor, C. (1994): *The Politics of Recognition*. In: Gutman, A.: *Multiculturalism. Examining the Politics of Recognition*. New Jersey, S. 25-74.
- Todorov, T. (1998): *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*. Frankfurt a. M.
- Volkov, S. (1994): *Die Juden in Deutschland 1780-1918*. München.
- Wagner, H.-J. (1999): *Rekonstruktive Methodologie*. Opladen.
- Walk, J. (1996): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat*. Heidelberg.
- Welzer, H. (2002): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München.
- Welzer, H./Moller, S./Tschuggnall, K. (2002): *„Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M.
- Zimmermann, M. (1997): *Die deutschen Juden 1914-1945*. München.

Sylke Bartmann

Wege in die Emigration: der Achtsame, der Unverwundbare, der Nichtbetroffene, der Geschützte

Ways towards emigration, four profiles: the highly aware, the invulnerable, the unaffected, the protected individual

Zusammenfassung:

Im vorliegenden Beitrag wird auf der Grundlage von vier schriftlichen Autobiographien von Emigranten aus dem Nationalsozialismus der Frage nachgegangen, wie der Prozess hin zur Emigration verlaufen ist. Dabei wird der Versuch unternommen, die Betroffenen nicht einzig als Opfer der Geschehnisse zu begreifen, sondern es wird analytisch erschlossen, wie sie ihr Leben im Nationalsozialismus selbst wahrgenommen und gedeutet haben. Zur Rekonstruktion dieser Perspektive werden biographische Ressourcen aus dem Material generiert, ein Ansatz, der eine Erweiterung des biographieanalytischen Vorgehens darstellt, ohne die Offenheit des methodischen Herangehens und die subjektbezogene Strukturierung einzuschränken.

Schlagworte: Resilienz, Emigration, Biographie, Ressourcen

Abstract:

Based on four autobiographies written by emigrants from Nazi Germany, the paper addresses the process leading to emigration. Its aim is to come to a deeper understanding of how the individuals concerned perceive, and interpret, their life under Nazi rule, rather than reduce them to being mere victims of events. This perspective is reconstructed by generating biographical resources from the autobiographies. The approach extends the way biographies may be analyzed without affecting the openness of the methodological approach, or the subject-centered structuring.

Keywords: resilience, emigration, biography, resources

Die subjektive Wahrnehmung und Deutung des eigenen Lebens im Nationalsozialismus, die daraus resultierenden unterschiedlichen Strategien im Umgang mit Widerfahrenem und die damit verknüpften Wege in die Emigration bilden den Fokus des vorliegenden Beitrages. Anhand von vier im Rahmen des Preisausschreibens (vgl. Einleitung) eingereichten Autobiographien wird darüber hinaus exemplarisch aufgezeigt, wie die biographischen Erfahrungen *vor* 1933 sinnstiftend für das Leben in der NS-Zeit waren und wie überhaupt in einer sich entsolidarisierenden Gesellschaft weiterhin Kontinuität und Sinnhaftigkeit erarbeitet werden konnte. Zur Erfassung der hier angedeuteten Prozesse wird das Konzept der biographischen Ressource eingeführt und methodisch angewendet (vgl. Bartmann 2006a). In diesem Rahmen erfährt des Weiteren eine gängige

Methode der Biographieforschung, die Narrationsanalyse, eine Erweiterung, indem sie für die Analyse schriftlicher Autobiographien Anwendung findet. Dementsprechend werden im ersten Schritt das Erkenntnisinteresse, die Methodenwahl und die Praxis der Auswertung detailliert bevor im Weiteren die Fallanalysen zur Vorstellung kommen, die schlussendlich bezüglich ihrer Wege in die Emigration zusammenfassend vorgestellt werden.

1. Erkenntnisinteresse und Methodenwahl

Anders als in vielen qualitativ ausgerichteten Studien stand für die hier vorzustellende Untersuchung das Datenmaterial bereits zur Verfügung. Demzufolge lag nicht zuerst ein Erkenntnisziel vor, aufgrund dessen die methodische Herangehensweise zur Datenerhebung bestimmt wurde, sondern es wurde auf der Grundlage der verfügbaren autobiographischen Lebensbeschreibungen ein Forschungsinteresse entwickelt. Hinzu kam, dass das Datenmaterial ursprünglich 70 Jahre zuvor in einem anderen Forschungsprojekt generiert wurde, und auch dieser Erhebungskontext sollte Berücksichtigung finden. Im Weiteren waren zweierlei Entscheidungen bezüglich des Forschungsdesigns zu treffen: Erstens eignen sich die Manuskripte nicht nur zur Beantwortung *einer* möglichen Fragestellung, sondern sie lassen vielfältige Erkenntnisinteressen zu, wie der vorliegende Band dokumentiert. Deshalb musste eine Entscheidung über Zielsetzung, theoretische Rahmung und konkrete Fragestellung getroffen werden. Zweitens impliziert die bereits erfolgte Erhebung des Materials keine Festlegung auf eine Auswertungsmethode, so dass diese abhängig vom Erkenntnisinteresse und Datenmaterial reflektiert und begründet werden musste.

Mein Forschungsinteresse beinhaltet den Fokus auf den Einzelnen als Akteur und als Gestalter seines eigenen Lebens. Die forschungsleitende Perspektive ist auf die von den Subjekten geleistete Biographisierung ausgerichtet. Biographisierung umfasst u.a. die prozessuale Herstellung von (stabilisierenden) Sinn- und Bedeutungszusammenhängen; in ihren Prozessen kommt demnach eine individuelle Form der Erfahrungsverarbeitung zum Ausdruck. Diese Perspektive führte zu der Frage, inwieweit in den Prozessen der Biographisierung Ressourcen zu erkennen sind, die das Leben unter dem Nationalsozialismus (weiterhin) als zusammenhängend und damit als sinnvoll erscheinen lassen – auch wenn dem einzelnen Menschen die Welt als sinnentleert gegenüber zu stehen scheint. Das vorgestellte Forschungsinteresse strebt mit der Rekonstruktion den Nachvollzug von Prozessen der Welt- und Selbstdeutungen an. Diese zunächst sehr allgemein gehaltene Fragestellung führte im Weiteren zu konkreten Fragen, welche die Wahrnehmungen und Deutungen des NS-Regimes in den Blick nehmen, den Umgang mit dem Nationalsozialismus als Ausdruck lebensgeschichtlicher Sinngebung fokussieren und Mechanismen und Strategien des Lebens in NS-Deutschland und deren Auswirkung auf die Art der Emigration beleuchten.

Dieser Fragenkomplex wurde aus dem Material generiert. Damit verbunden ist die Erkenntnis, die zugleich ein Ergebnis der Studie ist, dass die untersuchten Selbst- wie Weltverständnisse sehr viel stärker auf Kontinuität verweisen statt, wie zunächst angenommen, auf Wandel, Brüche oder Wendepunkte. In

der Auswertung des Datenmaterials kristallisierte sich eine Resilienzperspektive (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 1998) heraus – also ein Interesse an der Frage, wie unterschiedliche Personen mit stark belastenden Lebenssituationen umgehen, beziehungsweise was sie als Subjekte diesen Gegebenheiten entgegenstellen können. Demzufolge wurde eine Gruppe von Menschen, die ansonsten berechtigterweise als Opfer angesehen werden, im Hinblick auf ihre individuellen Potentiale und damit als Akteure untersucht. Das veränderte Erkenntnisinteresse führte im Weiteren zur Intention, die verschiedenen Wahrnehmungs-, Deutungs-, Handlungs- und Verarbeitungsprozesse in Beziehung zu den biographisch ausgebildeten Ressourcen aufzuzeigen.

Wie bereits am Aufruf zum Preisausschreiben (vgl. Einleitung) zu erkennen ist, verweist die von den 1939 am Wettbewerb beteiligten Wissenschaftlern präferierte methodologische Ausrichtung auf Konzepte der Hermeneutik und damit auf eine verstehende und interpretierende Methodenlehre. Das im Wettbewerbsaufruf zum Ausdruck kommende Interesse an „einem Bericht persönlicher Erlebnisse“ (ebd.) und der gewählte Fokus auf das „Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ (ebd.) belegen sowohl die Aufmerksamkeit auf das Leben in seinem Gesamtverlauf als auch die Intention, Lebensverläufe verstehend nachzuvollziehen. Darüber hinaus lassen sich einige Parallelen zu dem in der Biographieforschung häufig eingesetzten Erhebungsinstrument des narrativen Interviews aufzeigen. Fritz Schütze, der diese Interviewform entwickelte, definiert sie wie folgt:

„Im narrativen Interview wird der Informant dazu ermutigt und darin unterstützt, seine eigenen Erlebnisse mit sozialwissenschaftlich interessierenden lebensgeschichtlichen, tagtäglichen Situationen und/oder kollektivhistorischen Ereignisabläufen, in denen er selbst verwickelt war, in einer Stegreiferzählung wiederzugeben“ (1987, S. 237).

Das von Schütze formulierte Ziel weist eine hohe Affinität zur Intention der damaligen Wissenschaftler in Harvard auf. Da der Wettbewerbstitel in erster Linie nach dem *Wie* und weniger nach dem *Warum* fragt, kann er m. E. im Sinn von Schütze als „erzählgenerierende Anfangsfrage“ (Herrmanns 1992, S. 119) interpretiert werden. Sie ist auf die „Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984, S. 79) ausgerichtet, die zu Erzählungen und nicht zu Erklärungen oder philosophischen Erwägungen führt. Solche lehnte die Jury denn auch ausdrücklich ab. Entscheidend für die Wahl der Narrationsanalyse als Auswertungsmethode war insbesondere die Feststellung, dass die autobiographischen Manuskripte Erzählungen sind. Gemeint ist damit nicht nur der Hinweis auf Erzählungen in Form einzelner Geschichten oder Episoden, sondern der Umstand, dass die einzelne Autobiographie als *eine* Gesamterzählung verstanden werden kann, die eine innere Strukturierung aufweist. Hierin liegt die eigentliche Parallele zum narrativen Interview. Schützes Grundannahme ist, dass die narrative Darstellungsweise entsprechend eng an die Erlebniswirklichkeit anschliesst. Auf der Basis von grundlegenden Regeln, welche die Erzählung strukturieren, werden die Entwicklungen der jeweiligen Person in der Gesamterzählung aufgezeigt. Demzufolge finden sich in Erzählungen aufeinander folgende Zustandsänderungen im Verlauf der (Lebens-)Geschichte und die Gesamterzählung gliedert sich in Segmente, die, laut Schütze, der Phasengliederung der in der Vergangenheit erlebten (Lebens-)Geschichte entsprechen. Die Qualität des Erlebens vergangener Lebensphasen wird nicht alleine durch die Darstellungsinhalte, sondern auch durch die *Art* der Darstellung ausgedrückt: „Es ist erstaunlich, in welch

hohem Ausmaße die narrative Erfahrungsrekapitulation gerade in ihrem ‚Wie‘, d.h. in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge, eine systematische Geregeltheit und Ordnung aufweist“ (ebd.). Nach Schütze ist diese Geregeltheit weniger auf die kommunikative Interviewsituation zurückzuführen als „auf die Struktur der wieder erinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (ebd.). Indem die vorliegenden Autobiographien, und dies wurde konkret am Material überprüft, jeweils eine Gesamterzählung darstellen, die über eine formale Geordnetheit verfügen, konnten sie auf Grundlage des narrationsstrukturellen Verfahrens ausgewertet werden, eine Methode, die dem dargestellten Erkenntnisinteresse entspricht.¹

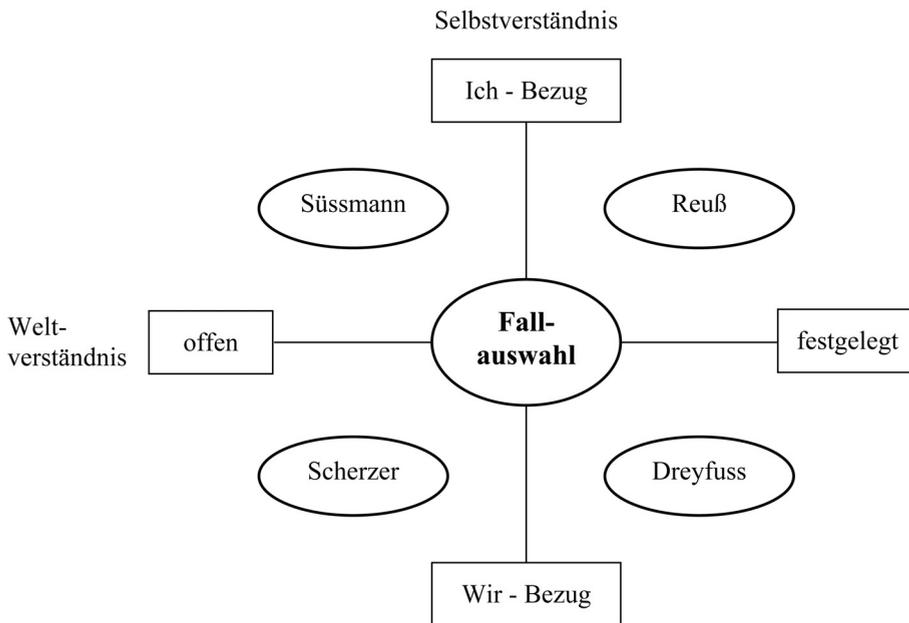
2. Praxis der Auswertung

Der erste Schritt der Auswertung beinhaltete die Auswahl einer ersten Autobiographie, also eines so genannten ersten Eckfalls, „in dem die biographischen und sonstigen sozialen Prozesse, die im Zentrum der analytischen Aufmerksamkeit stehen, besonders gut repräsentiert zu sein scheinen“ (Riemann 1991, S. 256). Für die Auswahl der ersten Autobiographie in der Emigrantenstudie wurde bei einem Sample von 24 Manuskripten insbesondere auf einen hohen Narrationsgehalt geachtet.² Für die weitere Fallauswahl war der Gedanke des kontrastiven Vergleiches bestimmend und es wurde die Differenz sowohl des Selbst- als auch des Weltverständnisses als Kriterium für den Kontrast genutzt. Diese Art von Verständnissen kommt oft in grundlegenden Haltungen zum Ausdruck, beispielsweise offenbart sich ein Verständnis von Welt in der Auffassung, dass ein Leben in vorgeprägten Bahnen zu verlaufen hat oder, als Gegenpol, selbstbestimmt verläuft. In der ersten Fallanalyse zeigte sich ein Weltbezug, in der die Welt neben der Zuordnung der eigenen Person zu verschiedenen Wir-Gemeinschaften als offen für Gestaltungen verstanden wird (man ist den Ereignissen nicht ausgeliefert), so dass für die zweite Fallanalyse eine Autobiographie ausgewählt wurde, in der eher ein festgelegtes Weltbild und eine ausgeprägte Ich-Bezogenheit zum Ausdruck kommt. Wie anhand der folgenden Graphik zu erkennen ist, bewegte sich die weitere Fallauswahl entlang der genannten Pole.

Als zentral für die Rekonstruktion der Biographien hat sich des Weiteren der Fokus auf die von mir so genannten ‚biographischen Ressourcen‘ erwiesen (vgl. Bartmann 2006a; Griese/Griesehop 2007), die als zweiten Schritt in der analytischen Abstraktion explizit herausgearbeitet wurden. Für die Analyse dieser Ressourcen ist relevant, wie Erlebnisse von dem jeweiligen Protagonisten in Sinnzusammenhänge verortet werden, beziehungsweise welche Deutungsmuster in Verbindung mit Erfahrungen zum Ausdruck kommen. Man könnte also auch von Biographisierungsressourcen sprechen. Hierbei ist die jeweilige Selbstcharakterisierung weniger von Interesse, sondern die implizit enthaltenen Sinn- und Bedeutungszuschreibungen bilden die Grundlage für die Analyse. Das, was jemand beispielsweise selbst als unterstützend begreift, stellt nicht unbedingt eine biographische Ressource dar, sondern welche Sinnzusammenhänge dem Gesagten zugrunde liegen. Dementsprechend lassen sich biographische Ressourcen eher in Narrationen finden und sie sind nicht an die eigentheoretischen Leistungen des Autors gebunden (vgl. Bartmann/Kunze 2008). Biographische

Ressourcen stellen, neben ihrer Funktion für die situative Bearbeitung von Ereignissen, die Basis für die Herstellung von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen im Lebensverlauf dar; sie zeigen die Verarbeitung von innerer und äußerer Realität im Sozialisationsprozess auf. Neben dieser inhaltlichen Perspektiverweiterung und damit auch jeweils fallspezifischen Komponente, liefern biographische Ressourcen gleichzeitig, und dies ist m. E. generell für die Biographieforschung interessant, eine Erweiterung des biographieanalytischen Vorgehens ohne die Offenheit des methodischen Herangehens und die subjektbezogene Strukturierung einzuschränken. Biographische Ressourcen können als eine Heuristik zur Datenanalyse dienen.

Abbildung 1: Graphische Darstellung der Fallauswahl



3. Kurzfassungen der Fallanalysen

Die vier Fallstudien zeigen unterschiedliche Umgangsweisen mit dem Nationalsozialismus und den damit verbundenen Repressalien und Bedrohungen auf, die auf differente biographische Ressourcen verweisen. Die Ausbildung der jeweiligen Ressourcen ist eng verbunden mit der Konturierung von Selbst- und Weltbildern und findet sich dementsprechend bereits in der Kindheit bzw. Jugendzeit. Die vier Fallanalysen dokumentieren darüber hinaus Weiterentwicklungen, Modifizierungen, Bewährungen oder auch Ausbildungen biographischer Ressourcen zu einem späteren Zeitpunkt, obgleich an dieser Stelle vorausgreifend gesagt werden kann, dass sich biographische Ressourcen durch eine ausgesprochene Kontinuität auszeichnen, beziehungsweise, dass sie maßgeblich zur

Kontinuitätserfahrung beitragen. Biographische Ressourcen haben damit eine stabilisierende Funktion, auch wenn sie – wie im Folgenden gezeigt wird – durch die Aufrechterhaltung der Sinnhaftigkeit von Welt dazu beitragen können, dass bedrohliche und das eigene Leben gefährdende Entwicklungen spät, kaum oder vage wahrgenommen werden.

Die Titel der Falldarstellungen: der Achtsame, der Unverwundbare, der Nichtbetroffene und der Geschützte benennen die jeweilige Haltung zum Nationalsozialismus. Die einzelnen Analysen beinhalten, in Verknüpfung mit den biographischen Ressourcen, eine Vorstellung des biographischen Verlaufs und der damit in Beziehung stehenden Sinn- und Bedeutungszusammenhänge. Dementsprechend werden im Folgenden kurz die für die Ausbildung der Ressourcen wesentlichen Erfahrungen skizziert, um in einem weiteren Schritt die Strategien und Mechanismen in der NS-Zeit und der daraus erfolgten Emigration darzulegen.

3.1 Oskar Scherzer – der Achtsame³

Oskar Scherzer wurde am 31. Dezember 1919 als Sohn polnischer Juden (mit österreichischer Staatsbürgerschaft) in Altona geboren. 1922 zog die Familie nach Wien, 1925 erfolgte die Einschulung. 1929 zog die Familie aus wirtschaftlichen Gründen ein weiteres Mal um, nach Elbing in Ostpreußen. Dort eröffneten die Eltern ein Herrenmodengeschäft. 1930 wurde Oskar Scherzer in das Humanistische Gymnasium aufgenommen. 1933 flüchtete die Familie vor den Nazis und ging zurück nach Wien. Dort besuchte Oskar Scherzer wieder ein Humanistisches Gymnasium, welches er im Juni 1938 mit der Matura erfolgreich abschließen konnte. Einen Monat zuvor war sein Vater in das Konzentrationslager Dachau gekommen. Oskar Scherzer flüchtete am 27. August 1938 mit einem 15tägigen Transitvisum nach Paris.

Die Ausbildung der insgesamt vier biographischen Ressourcen findet sich in der Erzählung über die ersten dreizehn Lebensjahre. Kennzeichnend für Oskar Scherzer ist, dass er im Kontext von früh erfahrenen Veränderungen seiner Lebenswelt eine auf Differenzen achtende Sichtweise entwickelt, die sich in einer deutlichen Unterscheidung zwischen der eigenen Person und der Familie sowie in Bezug auf die Schule oder den Freundeskreis zeigt. Diese Flexibilität ist verbunden mit einer ausgeprägten Fähigkeit zur Wahrnehmung von differenten Sichtweisen, die, wie im Folgenden noch ausgeführt wird, als Grundlage für die Ausbildung der ersten Ressource, welche als ‚distanziertes Gesellschaftsverständnis‘ definiert wird, angesehen werden kann.

Bedingt durch schwierige familiäre Ereignisse, wie die Geburt einer herzkranken Schwester oder Orts- und Schulwechsel, gewinnt die Suche nach dem eigenen Weg an Relevanz und die Wahrnehmung der eigenen Entwicklung steht im Vordergrund. Oskar Scherzer sieht sich selbst als in Entwicklung befindlich, welche aber intrinsisch motiviert und nicht durch äußere Faktoren bestimmt ist. Die daraus resultierende verstärkte Wahrnehmung seiner Selbst bildet die Grundlage für eine zweite Ressource, die als ‚distinguierte Antezedenz‘ begrifflich gefasst wird. Die in dieser Ressource zum Ausdruck kommende, auf sich selbst und die eigene Entwicklung bezogene Sichtweise spiegelt ein Interesse an der eigenen Person als Individuum in sozialen Beziehungen. Damit verknüpft

sind auch der Wunsch und die ausgeprägte Fähigkeit zur Integration, die sich u.a. in unproblematischen Schul- und Ortswechsel zeigt, die aber aufgrund des gleichzeitigen Selbstbezuges nicht zur Aufgabe eigener Vorstellungen führen.

Die charakteristischen Ausgangspunkte der dritten Ressource, die als (Eigen-) Verantwortlichkeit konzeptionalisiert wird, sind durch Interaktionen vermittelte Erfahrungen des Andersseins. Als Beispiel sei der Schulbesuch in Elbing genannt:

„Ich war der einzige Jude in meiner Klasse, was ich auch schon vor Hitler spuerte. Zuerst war dieses ‚Jud‘ etwas unangenehm, aber man gewohnte sich auch an das. Christliche Schulkollegen, die meine Freunde waren, verteidigten mich gegenüber antisemitischen Kameraden, indem sie sagten, sie sollen mich nicht schlagen, denn ich sei, wenn auch Jude, so doch auch ein Mensch“ (200, S. 3)⁴.

Aufgrund dieser Art von Erfahrungen entwickelt Oskar Scherzer eine Selbstbewusstheit, aus der heraus er verstärkt sein Selbstbild in Differenz zu unterschiedlichen Fremdbildern wahrnimmt. Hierbei registriert er zunächst, dass ‚etwas‘ über den Sohn, Bruder, Schüler und Freund Hinausgehendes existiert, so dass die Fragen, ‚wer bin ich‘ und ‚wie werde ich von anderen gesehen‘ zunehmend an Relevanz gewinnen. Anders als die anderen zu sein, wird dabei zwar als ‚unangenehm‘ empfunden, aber dennoch akzeptiert. Die skizzierten Erfahrungen sind dabei auch mit einem Zutrauen verknüpft, Verantwortung für sich selbst übernehmen zu können. Diese Haltung, auch in eher schwierigen Situationen selbst für ein inneres Gleichgewicht und äußere Integration zu sorgen, bildet die Grundlage für die dritte Ressource ‚(Eigen-)Verantwortlichkeit‘.

Divergierende Selbst- und Fremdbilder sowie die Einsicht in existierende Widersprüche und das Erleben von Ereignissen, die nicht antizipierbar waren, führen zu einer Erkenntnis, in der die Welt als mehrdeutig begriffen werden muss. Dennoch zieht dies nicht den Wunsch nach Veränderung der eigenen Person nach sich, sondern Oskar Scherzers Bestreben ist auf ein Eingebundensein in stabile Verhältnisse ausgerichtet. Dementsprechend impliziert die selbstgewählte Verortung einen Normalitätswurf (Schule, Freunde), der ebenso zukünftige institutionelle Ablaufmuster beinhaltet. Oskar Scherzer möchte die Matura bestehen, um anschließend studieren zu können. Folglich verfügt er über eine positive Grundhaltung zur Zukunft. Genau diese positive Grundhaltung – verknüpft mit einer Integrationsfähigkeit – bildet, wie sich im Folgenden noch deutlicher zeigen wird, die Grundlage für die vierte Ressource, die als ‚abstrakter Idealismus‘ bezeichnet wird.

Mit der im Jahr 1933 erfolgten Machtübergabe an die Nationalsozialisten veränderten sich zügig die Lebensbedingungen von Oskar Scherzer in Elbing. Bereits im Frühjahr 1933 erfuhr sein Vater, dass er inhaftiert werden soll, worauf er Elbing verließ. Im Herbst 1933 lebte die Familie Scherzer wieder in Wien. Dort erlebte Oskar Scherzer 1938 die Besetzung Österreichs durch die Nationalsozialisten. Dies kommentiert er mit: „Also z u m z w e i t e n Mal vor Hitler fluechten“ (ebd., S. 14f.; Hervorh. im Orig.), eine Anmerkung, die seine vorherrschende Handlungsstrategie, Gefahren für die eigene Person zu antizipieren, dokumentiert. Diese Haltung kann als wesentlicher Bestandteil der biographischen Ressource ‚distinguierte Antezedenz‘ gelten. Die von Oskar Scherzer hervorgehobenen, biographisch zurückliegenden Erfahrungen führen bereits vor der Besetzung Österreichs zu einer pessimistischen Einschätzung der gesellschaftlichen Entwicklung, womit – im Gegensatz zu anderen – zukünftige

Geschehnisse antizipiert werden, um sich innerlich darauf einzustellen. Infolgedessen wird die Annektierung Österreichs zügig mit dem Gedanken der Flucht verknüpft. Frühere Erfahrungen werden aktiv genutzt, animieren dementsprechend – situativ – zur Ergreifung von Handlungsschemata und fungieren gleichzeitig für Deutung und Einordnung aktueller Geschehnisse als permanente Hintergrundsfolie. Hier zeigt sich eine weitere Ressource, die als (Eigen-)Verantwortlichkeit eingeführt wurde. Aufgrund eines Verständnisses über die eigene Person und deren Aktionsrahmen kann die Aufmerksamkeit immer wieder achtsam auf sich selbst gerichtet und das eigene Leben im Nationalsozialismus reflektiert werden.

Darüber hinaus wird der durch äußere Ereignisse erzwungene Plan zur Emigration in einen über die eigene Person hinausgehenden Rahmen gesetzt, der in der Formulierung „J u d , d u m u s s t w a n d e r n !“ (ebd., S. 17; Hervorh. im Orig.) zum Ausdruck kommt. Diese Einordnung in einen größeren Bedeutungszusammenhang verweist auf eine weitere Ressource, die zuvor als distanzierteres Gesellschaftsverständnis bezeichnet wurde. Mit diesem Verständnis werden gesellschaftliche Zuschreibungen als unpersönliche Kategorien kognitiv erfasst. Die zitierte Formulierung belegt, dass eine Sinnkonstruktion existent ist, die über die 1938 gegenwärtige nationalsozialistische Gesellschaft hinausgeht. Die Einordnung in die Historie des Judentums ist abstrakt und stiftet gerade durch ihre Allgemeinheit Sinn. Das charakteristische Merkmal der Ressource, Geschehnisse nicht als auf sich selbst bezogen zu begreifen, stellt insbesondere in konkreten Situationen der Verfolgung eine Hilfe im Umgang mit den Ereignissen dar. Bereits Widerfahrenes sowie noch Befürchtetes wird dabei als „Schicksal“ (ebd., S. 45) verstanden, das sowohl für einen selbst als auch für Andere gilt. Demzufolge stellt sich die Frage, „wieso trifft es mich persönlich?“ überhaupt nicht, hingegen ist das Gefühl der Bedrohung unabhängig von der jeweiligen Situation präsent.

Darüber hinaus werden aus der Position des unschuldig Verfolgten die Taten der Nationalsozialisten bezeugt.⁵ Dabei impliziert die Frage der Schuld aber auch eine Vorstellung von Gerechtigkeit, eine Einstellung, die auf die vierte Ressource verweist. Begrifflich eingeführt als abstrakter Idealismus stellt sie zu diesem Zeitpunkt im Kern eine Lebensphilosophie dar. Diese Selbstlokalisierung in Sinnhorizonten beinhaltet die Antizipation einer gerechteren Gesellschaft, das Bild einer besseren Zukunft und trägt demnach weiterhin zu einer eher optimistischen Grundhaltung zum Leben bei. Damit unterstützen alle vier Ressourcen die Entscheidung zur und die Durchführung der Emigration.

3.2 Friedrich Reuß – der Unverwundbare

Friedrich Reuß, der 1904 als einziges Kind in eine Familie hineingeboren wurde, die in der gesellschaftlichen Oberschicht der Stadt Augsburg sozial integriert war, sein Vater war Richter, beginnt sein Manuskript mit einer Milieubeschreibung: „Die Schatten, die ueber den Erinnerungen meiner ersten Kindheit liegen, sind die kuenstlichen Schatten der gutbuengerlichen Periode des Beginns dieses Jahrhunderts“ (Reuß 2001, S. 1f.).⁶ Damit verweist er gleich zu Beginn auf die Relevanz seiner Zugehörigkeit zu einer privilegierten Familie, eine Einstellung, die in seiner Kindheit zu einer Übernahme des elterlichen Status in

der Gestalt von ‚Wir‘-Perspektiven und damit in die Haltung, zu wissen, wo man hingehört, führt.

Gesellschaftliche Veränderungen, wie der unerwartete Ausbruch des Ersten Weltkrieges und das Ende der Monarchie führen bei Friedrich Reuß nur kurzzeitig zu Verunsicherungen. Über die Änderung der Machtverhältnisse hinweg bleibt die familiäre Integration in die Oberschicht bestehen. Sein ‚exklusives Statusbewusstsein‘ bietet Orientierung und stabilisiert sein Selbst- und Weltverständnis. Es repräsentiert damit nicht ‚nur‘ eine Einstellung, sondern stellt die erste Ressource für Reuß‘ Biographisierungsleistungen dar.

Aufbauend auf diese Unterstützungsquelle bildet Friedrich Reuß eine weitere Ressource, die des ‚diversifizierenden Rollenhandelns‘, aus, welche in einer bewussten Trennung zwischen konformen Aktivitäten und Positionen auf gesellschaftlichen Vorderbühnen (z.B. Schule) und individuellen durch das Oberschichtmilieu geprägten Einstellungen und Haltungen auf ausgewählten Hinterbühnen (private Feierlichkeiten) zum Ausdruck kommt. Wiederum wird die Ausbildung dieser Ressource durch Erfahrungen gefördert, die mit dem Elternhaus verknüpft sind. Beispielsweise ging seine Mutter 1919 „ohne Hut zum Einkaufen, weil der Hut ein Zeichen des Bourgeois ist und Unannehmlichkeiten beim Anstehen vor dem Laden brachte“ (ebd., S. 36). Er lernt von seinen Eltern auf Veränderungen in der Gesellschaft durch wechselnde Rollenhandlungen zu reagieren, ohne dabei Veränderungen einmal gewonnener Haltungen vornehmen zu müssen. Diese Einstellung unterstützt wiederum über das Einüben flexibler Rollenmuster die Stabilität seines Selbst- und Weltbildes, die gerade aufgrund dieser Variabilität im Handeln durch gesellschaftliche Krisen und Umbrüche nicht zu erschüttern ist.

Die dritte Ressource, als ‚innere Autarkie‘ charakterisiert, schließt ebenfalls an die erstausgebildete Ressource des ‚exklusiven Statusbewusstseins‘ an und impliziert eine stärkere Individualisierung seines Selbstverständnisses, welches erst im Kontext des Studiums (Jura und Ökonomie), das er im Frühjahr 1923 beginnt, eindeutige Konturen gewinnt. Als biographisch relevantes Beispiel sei hier die Situation vorgestellt, in der er über die jüdische Herkunft seines Großvaters aufgeklärt wird. Im Rahmen einer Aufnahme-prozedur für das von ihm auserwählten Korps erfährt Friedrich Reuß von seinem Vater, dass ein Großvater „sich bei seiner Eheschließung habe taufen lassen, und von Geburt ein Jude gewesen sei“ (ebd., S. 42). Friedrich Reuß brauchte einige Tage um diese Information zu verarbeiten. Abschließend evaluiert er sie wie folgt:

„Mein Vater war Alter Herr bei der Landsmannschaft Alsatia, was freilich gesellschaftlich weit hinter einem Korps kommt, aber schließlich trat ich dort ein, wo natürlich der Sohn eines Alten Herrn ohne Fragen feierlich aufgenommen wurde. So bekam ich doch bunte Mützen und Säbel und alles war gut“ (ebd., S. 43).

Friedrich Reuß erarbeitet sich im Zuge seines Studiums ein Selbstverständnis, das sich durch die Haltung des Besserwissenden und Nichtmanipulierbaren auszeichnet. Er wird zum stillen Beobachter, der über die Verhältnisse aufgeklärt⁷ und damit weit blickend ist, und so potentielle Gefahren für das eigene Leben frühzeitig erkennen und abwenden könne. Diese feste Überzeugung, unabhängig von gesellschaftlichen Entwicklungen so handeln zu können, dass es für die eigene Person am besten ist, kennzeichnet die dritte biographische Ressource ‚innere Autarkie‘.

Friedrich Reuß‘ vorherrschende Handlungsstrategie im nationalsozialistischen Deutschland ist die Vermeidung von unangenehmen und der eigenen Po-

sition widersprechenden Handlungsvollzügen und ist durch die Suche nach Nischen, die nicht durch den Nationalsozialismus indoktriniert sind, gezeichnet. Wie im Folgenden gezeigt wird, sind alle drei genannten biographischen Ressourcen für den Vollzug dieser Strategie von Relevanz und sie ermöglichen ihm eine konsistente Verortung in einer sich stetig zu seinen Ungunsten verändernden Welt.

1933 arbeitete F. Reuß bei der Reichsbahnverwaltung in Berlin. Als er in Folge der jüdischen Herkunft seines Großvaters eine steigende Bedrohung für die eigene Person ausmacht, reagiert er zunächst mit Aktionen zur Vermeidung von Ärger und Unannehmlichkeiten (zum Beispiel zieht er bei seiner jüdischen Vermieterin aus). Als er selbst antisemitisch geprägte Diensthandlungen durchführen soll, offenbart er seinem Vorgesetzten seine jüdische Herkunft, um damit seine Entlassung vorzubereiten. In diesem Agieren zeigt sich sowohl sein Standesbewusstsein als auch seine innere Autarkie, die ihn nicht zum Handlanger des Systems werden lassen. Als sein Vorgesetzter ihn jedoch zum Bleiben drängt, führt das zur Anpassung an erwartetes Rollenverhalten, legitimiert durch das Wissen, sich geistig in einem antinationalistischen Verbund mit dem Vorgesetzten zu bewegen. Mit dem darauf folgenden Anstieg antisemitisch gefärbter Handlungen in seiner Dienststelle nimmt Friedrich Reuß' Rückzug in seine ‚innere Autarkie‘ in Form einer gedanklich vollzogenen Opposition sukzessive zu.

Aufgrund seines ‚exklusiven Standesbewusstseins‘ ist Friedrich Reuß davon überzeugt, innerhalb des Systems im nationalsozialistischen Deutschland agieren zu können, und er glaubt lange Zeit nicht an einen längerfristigen Fortgang einer gesellschaftlichen Entwicklung, die ihn zum Ausgegrenzten werden lässt. Als er aber realisiert, dass auch das eigene großbürgerliche Milieu antisemitisch indoktriniert und von dort keine Hilfe für einen ‚Judenstaemmling‘ (ebd., S. 77) zu erwarten ist, begreift Friedrich Reuß erstmalig die äußere Aberkennung seines Status. Sein Selbstbild, ‚sein eigener Herr‘ zu sein, bleibt dennoch konstant präsent und er beginnt Nischen aufzusuchen, beispielsweise als selbstständiger Versicherungsvertreter, in denen er zumindest für eine gewisse Zeit ungestört von der nationalsozialistischen Einflussnahme agieren kann. Die Nischensuche basiert auf der Ressource des ‚diversifizierten Rollenhandelns‘. Friedrich Reuß richtet sich im nationalsozialistischen Deutschland ein und ihm gelingt ein Leben, das zwar durch eine äußere Aberkennung seines exklusiven Status gekennzeichnet ist, in dem aber sein ‚diversifizierendes Rollenhandeln‘ für einen pragmatischen Umgang mit Grenzen und Zumutungen sorgt und seine ‚innere Autarkie‘ zur bestimmenden – das eigene Selbstbild stützenden – Ressource wird.

Friedrich Reuß' kognitive Emigration auf der Basis erfolgreichen Nischenhandelns lässt ihn eine wirkliche Emigration ins Ausland nicht in Betracht ziehen, da er – wenn auch im beschränkten Maße – handlungsfähig bleibt und entgegen der öffentlichen Meinung sein empfundenes Statusbewusstsein aufrechterhält. Erst als seine Eltern ihm die Möglichkeit des Visumsbezugs durch die Verwandtschaft in den USA aufzeigen, emigriert er. Hierin zeigt sich, dass Friedrich Reuß' biographische Ressourcen für die Entscheidung zur Emigration keine Stütze darstellen, sondern dass sie sehr viel stärker auf ein Verbleiben und Agieren in Deutschland ausgerichtet sind.

3.3 Walter Süssmann – der Nichtbetroffene

Walter Süssmann, geboren 1918 in Österreich, stammte aus einer Familie, die über Wohlstand verfügte, den Unternehmerkreisen zuzuordnen war, in einem gehobenen Wohnviertel in Wien lebte und sich als assimiliert begriff.

Walter Süssmann war bereits in der Volksschule ein sehr guter Schüler und besuchte ab 1928 das Gymnasium. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit charakterisiert sich der Autor als einer der besten Schüler und ebenso als guten Sportler, der aufgrund seiner Leistungen zügig zum Klassensprecher gewählt wurde. Walter Süssmann war ein Junge, der trotz sehr guter Schulnoten nicht zum Strebertum neigte, sondern eher einen „roughneck“ (231, S. 2) verkörperte und der über Führungsqualitäten verfügte, die ihm bewusst waren. Diese Haltung stellt die Grundlage für die biographische Ressource des ‚charismatischen Selbstbezuges‘ dar.

Der Machtwechsel in Deutschland 1933 führte auch zu verstärkten Aktivitäten der österreichischen Nationalsozialisten. So wurde Walter Süssmann nach „four successive years“ (ebd., S. 4) nicht als Klassensprecher wiedergewählt, sondern ein Führer der Hitlerjugend nahm seinen Platz ein.

„The new developments did not change my standing in the class very much. (...) My Nazi classmates never bothered me as I kept one class championship unchallenged until my graduation, the championship in wrestling“ (ebd., S. 6).

Die Nichtwiederwahl impliziert die erstmalige Erfahrung begrenzter Möglichkeiten und in der Bearbeitung dieser für Walter Süssmann neuen Situation zeigt sich die biographische Ressource des charismatischen Selbstbezugs mit einer leichten Akzentverschiebung. Obleich die Ereignisse ihn lehren, dass die Umsetzung eigener Pläne mit Schwierigkeiten behaftet sein kann, wird diese Erkenntnis in der Gestalt kompensiert, dass Situationen eine selbstbestimmte Definition erfahren. Indem Walter Süssmann die erlebte Niederlage den veränderten Bedingungen und nicht seiner Person zuschreibt, findet er einen Umgang mit dem Positionsverlust. Hierin zeigt sich, dass die Ressource des charismatischen Selbstbezuges zur Bewältigung der Ereignisse vollkommen ausreichend ist. Walter Süssmann verfügt also über eine Unterstützungsquelle, die es ihm ermöglicht, sich unabhängig von konkreten Geschehnissen als selbstbestimmt zu begreifen.

Das Verständnis, Situationen selbstbestimmt zu deuten und im Anschluss daran adäquat handeln zu können, zeigt sich ebenso für seinen Umgang mit der Erkenntnis, jüdisch zu sein.

„All these happenings (...) opened my eyes for the first time to various things which I had never known before. I became for the first time really conscious that I was Jewish and that this fact meant a difference for some people“ (ebd.).

Aufgrund dieses Erkenntnisprozesses war es Walter Süssmann im Weiteren möglich, Situationen wahrzunehmen, in denen die Zugehörigkeit zum Judentum ein Kriterium für die Akteure darstellte. So registrierte er beispielsweise in der Schule, dass jüdische Klassenkameraden von einigen Lehrern benachteiligt wurden. Für ihn selbst impliziert Jüdisch zu sein aber keine Erweiterung seines Selbstverständnisses, sondern ist ein Kriterium, welches eher zu der ihn umgebenden Welt gehört. Im Kern nimmt er die Zuschreibung für sich an und hält sie gleichzeitig für irrelevant. Walter Süssmann erarbeitet sich hierbei ebenfalls ein Weltbild, ein Prozess, den er mit ‚öffnete mir die Augen‘ zum Ausdruck

bringt. Dieses Weltbild beruht auf der Erfahrung, dass Definitionen existieren, die für Einzelne differente Bedeutungen beinhalten können. Die Welt wird für Walter Süssmann so zu einem Sammelbecken unterschiedlicher Perspektiven, die eine Vielzahl von wählbaren Optionen bietet. Welt ist also individuell gestaltbar. Hier liegt die Grundlage für seine zweite biographische Ressource, die ‚flexible Optionalität‘, deren Ausbildung zwar in der Schulzeit beginnt, ihre eindeutigen Konturen erhält sie aber erst mit Studienbeginn.

Im Juli 1936 bestand Walter Süssmann die Matura mit Auszeichnung und bewarb sich erfolgreich an der Wiener Konsularakademie und schrieb sich zusätzlich für ein Jurastudium an der Universität in Wien ein. Die Studienwahl ist stärker zweck- und prestigeorientiert (dies kennzeichnet auch die Ressource ‚flexible Optionalität‘) als inhaltlich motiviert; die Ressource des charismatischen Selbstbezuges kommt in dem Zutrauen und in der Bereitschaft für ein Doppelstudium zum Ausdruck. Dennoch scheinen sich beide Ressourcen eher gegenseitig zu beschränken, da beispielsweise die konstatierte Zweckorientierung konträr zur Offenheit gegenüber unbekanntem Erfahrungen steht. Dieses paradoxe Verhältnis bewältigt Walter Süssmann, indem er seine Lebenspraxis pragmatisch in Bereiche mit differenter Orientierung trennt: Einer monatelangen, zielgerichteten Prüfungsvorbereitung im Winter 1937 schließt sich beispielsweise eine Zeit des Vergnügens (Fasching) an, in der Sorglosigkeit statt Karrierestreben vorherrscht. Gerade dieser wechselnde Bezug auf je eine der beiden Ressourcen hilft Walter Süssmann, wie im Folgenden noch detaillierter ausgeführt wird, die Nazizeit unbeschadet zu überstehen, da er je nach Notwendigkeit auf der Basis seiner Kompetenzen und seines Selbstvertrauens Ausnahmeregelungen durchsetzt oder sich anpasst, um Komplikationen zu vermeiden, zum Beispiel um Karrierewege nicht zu gefährden.

Die Besetzung Österreichs im März 1938 kommt für Walter Süssmann eher überraschend. Sein Umgang mit den sich verändernden Verhältnissen ist zunächst von einem Bestreben, sich kundig zu machen, gekennzeichnet, weshalb er den Besuch Hitlers in Wien beobachtet. „In this moment I conceived the secret of the fascist movements“ (ebd., S. 19). Dieses Erlebnis genügte ihm zum Erlangen eines Verständnisses über die Machtmechanismen des Nationalsozialismus, so dass er sich anschließend zu den neuen Gegebenheiten in ein Verhältnis setzen kann. Diese Verortung ist von einer ausschließlichen Ich-Bezogenheit bestimmt, die sich insbesondere in der Abgrenzung zu den „helpless Jews and other unfortunate persons“ (ebd., S. 20) ausdrückt. Weil er sich zu dieser Gruppe der Betroffenen nichtzugehörig fühlt, begreift er sich im Weiteren als nicht bedroht. Die gesellschaftliche Entwicklung betrifft ihn nur insoweit, als dass er sich auf die veränderten Verhältnisse einzustellen hat (flexible Optionalität), sein Selbstverständnis (charismatischer Selbstbezug) bleibt davon unberührt. Bemerkenswert ist, dass Walter Süssmann die Haltung des Nichtbetroffenen trotz einer achtwöchigen Inhaftierung in einem Gefängnis aufrechterhält. Den Grund für seine Inhaftierung sieht er darin, dass sein Vater unter Druck gesetzt werden soll, damit dieser sein Geschäft verkauft. Des Weiteren begreift Walter Süssmann die Zeit der Inhaftierung als eine Horizonterweiterung: „There were so many interesting people in the prison, and I was so curious to know about everything and everybody that I had not much time to think about my future“ (ebd., S. 37). Die Ressource des charismatischen Selbstbezuges dominiert die Bewältigung der extrem von der alltäglichen Lebenspraxis abweichenden Situation (vgl. ausführlich Bartmann 2006b).

Nachdem sein Vater schriftlich erklärt hatte, dass die Familie in den nächsten 12 Wochen emigrieren würde, konnte Walter Süssmann das Gefängnis verlassen. Einen Tag später wandte er sich an den Direktor der Konsularakademie mit der Bitte, die ausstehenden Prüfungen ableisten zu dürfen. Dieses wurde ihm mit der Auflage gestattet, die 11 Tests innerhalb von 16 Tagen abzulegen, was ihm gelang.

Walter Süssmann verfügt über parallel verlaufende Deutungs- und Handlungsmuster, die auf der einen Seite durch Nichtbetroffenheit gekennzeichnet sind, durch die Haltung eines vom Schicksal Begünstigten ergänzt werden und die auf der anderen Seite in der aktiven Wahrung seiner Ambitionen mit dem Blick auf mögliche zukünftige Beschränkungen münden. Beispielsweise bemüht er sich unaufgefordert um eine Bescheinigung vom Gefängnis, die seine Inhaftierung gegenüber der Akademie dokumentiert: „I (...) received the confirmation after some difficulties, as it was very unusual to get something in writing from the police“ (ebd., S. 64). Hier zeigt sich wiederum die Hinwendung zu der jeweiligen Ressource, deren Aktivierung sich in Abhängigkeit des aktuellen Rahmens der Handlungen vollzieht, also entweder aus einem Selbstbezug oder aus einer Erfolgsorientierung heraus. Auf diesem Weg erreicht Walter Süssmann einen aus seiner Sicht adäquaten Umgang mit und innerhalb der nationalsozialistischen Gesellschaft. Die Emigration wird von ihm mit einer möglichen Karriereplanung verknüpft.⁸

3.4 Albert Dreyfuss – der Geschützte

Albert Dreyfuss wurde als fünfter von sechs Söhnen am 10. Juni 1879 in Landau geboren. Sein Vater war „ein biederer, ehr = & strebsamer kleiner Kaufmann“ (54, S. 1), der aus einer jüdischen Familie stammte, seine Mutter, ebenfalls Jüdin, führte den Haushalt. Über seine Kindheit schreibt der Autobiograph wenig, einzig die erfolgreich durchlaufenen institutionellen Ablaufmuster finden Erwähnung. Des Weiteren verlebt er seine Kindheit in einem durch Harmonie und Tugendhaftigkeit gekennzeichneten familiären Kontext. Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte Albert Dreyfuss neun Jahre lang ein humanistisches Gymnasium und studierte anschließend an verschiedenen Universitäten Medizin. Diese Berufsentscheidung entsprach seinen frühesten Wünschen. „Arzt sein, d.h. kranken Menschen Erleichterung und Heilung zu bringen, erschien mir schon als Schuljunge erstrebenswertes Ziel und darin sah ich den idealsten Beruf“ (ebd.). Im Gegensatz zu ihm erhielten alle fünf anderen Söhne eine kaufmännische Ausbildung, so dass er als einziges Familienmitglied eine akademische Laufbahn einschlagen konnte, eine Entwicklung, auf die sowohl seine Eltern als auch seine Brüder stolz waren. Im Jahr 1903 erhielt Albert Dreyfuss seine Approbation und daran schloss sich das Erlangen des Dokortitels an. Nachdem er weitere drei Jahre verschiedene Praktika und Assistentenstellen abgeleistet hatte, ließ er sich 1906 als praktischer Arzt in Fürth nieder.

„Dem damals stark einsetzenden Zug nach Spezialisierung in der Medizin wollte ich nicht folgen. Viel mehr neigte ich zur Betätigung in der Heilkunde als Gesamtheit. Mir schwebte als Vorbild die Tätigkeit des guten alten Hausarztes vor, der neben dem rein ärztlichen Teil als Mediziner auch Seelenarzt sein wollte“ (ebd.).

1908 heiratet er, 1910 kommt sein Sohn und 1915 seine Tochter zur Welt.

Die Spezifizierung seiner Berufsentscheidung zeigt, dass Albert Dreyfuss über einen klaren Lebensentwurf verfügt. Sein Handeln und Wirken sind dabei an seinen Wünschen und Überzeugungen orientiert und nicht an aktuellen Moderscheinungen oder gesellschaftlichem Fortschritt. Darüber hinaus strebt er mit seiner beruflichen Tätigkeit keine fortschreitende Weiterentwicklung in Gestalt einer Karriere an, sondern verbindet mit der Niederlassung im wörtlichen Sinn ‚seinen Platz gefunden zu haben‘.

Obgleich Albert Dreyfuss dem Leser eine ausführliche Rekonstruktion biographischer Phasen wie Kindheit, Adoleszenz und Studium nicht ermöglicht, verweisen bereits seine auf diese Zeiträume bezogenen kurzen Darstellungen auf Charakteristika, die grundlegend sind für die Ausbildung einer biographischen Ressource, die als normenbasiertes Gemeinschaftsideal bezeichnet wird. Sie kennzeichnet ein Harmonie- und Integrationsbestreben, die Internalisierung von Normen, Werten und institutionellen Ablaufmustern sowie die Haltung, seinen Platz in der Gesellschaft pflichteifrig ausfüllen zu wollen. Wie im Weiteren gezeigt wird, bleibt die Ressource des normenbasierten Gemeinschaftsideals die einzige Ressource, die sich zunächst im Rahmen inkonsistenter Lebensverhältnisse bewährt.

Der Beginn des Weltkrieges im Jahr 1914 erzeugte in dem Leben von Albert Dreyfuss, das bis zu diesem Zeitpunkt seinen Vorstellungen gemäß verlief, eine starke Unruhe und Unsicherheit. In seinem Umgang mit dieser Ausnahmesituation ist die Ressource des normenbasierten Gemeinschaftsideals als Grundlage seiner Deutungen und Handlungen zu erkennen. Albert Dreyfuss orientiert sich am Sinnzusammenhang der Gemeinschaft, konkret die des deutschen Volkes, die als belastend erlebte Situation kann so bewältigt werden. Sein patriotisches Pflichtgefühl lässt ihm eine Kriegsteilnahme als selbstverständlich erscheinen. Seinem Land zu dienen entspricht seinem aktiven Integrationsbestreben und stellt darüber hinaus ein Ideal dar, das sinngebend ist. Auch in der Bearbeitung anderer belastender Lebenssituationen kommt diese Ressource zum Ausdruck. Die ihm nach Kriegsende auf der persönlichen Ebene widerfahrenen Ereignisse, wie der Freitod seiner Frau und die Auswirkungen der Inflation, werden insgesamt mit dem Ziel bearbeitet, die Lebenspraxis so wieder aufzubauen, wie sie vor 1914 gewesen war. Er heiratet erneut, da er seine Kinder nicht in fremder Obhut belassen wollte. „Die Lieblingscousine meiner verstorbenen Frau wurde deren Nachfolgerin“ (ebd., S. 6). Seine dabei dominierende Orientierung an institutionalisierten Ablaufmustern als Gewähr für Bekanntes verdeutlicht, dass die zuvor ausgebildete Unterstützungsquelle zur Bewältigung instabiler Lebenssituationen vollkommen ausreichend ist.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahr 1933 führte zu keiner veränderten Einstellung bezüglich der Erwartungen und der Gestaltung des eigenen Lebens. Albert Dreyfuss hielt ein an Alltagsroutine ausgerichtetes Leben im Nationalsozialismus für möglich und erstrebenswert. Hierin zeigt sich die konstante Präsenz der Ressource des normenbasierten Gemeinschaftsideals, aufgrund dessen an bewährten Mustern festgehalten werden kann. So schreibt Albert Dreyfuss: „Eine schöne und liebe Erinnerung aus den Jahren 1927 – 1936 [!, d. V.] sind unsere Kegelabende. (...) In einträchtiger Harmonie wir Alle und manchmal auch unsere Frauen, ohne jedes Ansehen der Religion, sportlich vereint“ (ebd., S. 6f.). Seine Wertschätzung von Harmonie und die Wahrnehmung seines Status als sozial Integriertem belegen Albert Dreyfuss' vorrangige Empfindung von Kontinuität. Die damit einhergehende Konzentration auf einen

begrenzten eigenen Ausschnitt der Welt und damit das Einrichten des Lebens ‚auf einer Insel‘ belegen das Fehlen eines bewussten Umgangs mit der nationalsozialistischen Herrschaft. Dementsprechend birgt die biographische Ressource zwar die Möglichkeit zur Sinngebung und eröffnet Kontinuitätserfahrungen, sie hilft aber weder bei der Wahrnehmung noch bei dem Umgang mit der nationalsozialistischen Gesellschaft. Im Kern verfügt Albert Dreyfuss über keine biographischen Ressourcen, die in einer entsolidarisierten Gesellschaft und in potentiell bedrohlichen Lebenssituationen unterstützend wirken. Des Weiteren ist mit der Unterstützungsquelle des normenbasierten Gemeinschaftsideals die Vorstellung geschützt zu sein verknüpft, eine Haltung, die keine Antizipation von Veränderungen zulässt und die eher zur Unterschätzung gefährlicher Situationen beiträgt. Demzufolge verfügt er über keine Pläne zur Emigration. Selbst als die Verpflichtung gegenüber seinen Patienten durch die Aufgabe der Praxis entfällt, sieht er für sich eine Zukunft in der Heimat.

Die Ressource des normenbasierten Gemeinschaftsideals stellt keine Unterstützungsquelle zur Emigration dar. Albert Dreyfuss verlässt Deutschland, weil seine Frau mit Unterstützung der Kinder ihn zu diesem Schritt veranlassen kann. Begleitet wird dieser Prozess von einer anfänglichen Erkenntnis, dass er seinen Status als Integrierter nicht weiter aufrechterhalten kann. Dies verweist auf eine beginnende Auflösung eines über Jahrzehnte hinweg dominierenden Sinnzusammenhangs, der von Albert Dreyfuss nicht durch neue Sinngebungen gestaltet werden kann, sondern dessen Auseinanderfallen zu einem Unverständnis bezüglich des eigenen Biographieverlaufs führt.⁹

4. Wege in die Emigration

Anstelle der Darstellung einer Typenbildung (vgl. Bartmann 2006a), die den Rahmen dieses Artikels verlassen würde, wird im Folgenden eine Zusammenfassung der Aspekte vorgestellt, die die unterschiedlichen Wege zur Emigration skizzieren. Der Emigrationsprozess unterscheidet sich insbesondere durch den unterschiedlichen Grad an (empfundener) Selbstbestimmung und durch das Ausmaß der für den Prozess mobilisierten Aktivitäten.

Der *Achtsame* verfügt über ein Gesellschaftsverständnis, in dem dieses für die persönliche Verortung als relevant und darüber hinaus als ein ‚Raum‘ angesehen wird, der verantwortlich (mit-)gestaltet werden kann. Des Weiteren ist die Aufmerksamkeit ebenfalls auf die eigene Person und deren Entwicklung gerichtet. Beide Fokusse werden bewusst reziprok aufeinander bezogen. Selbst wie Weltbild werden zudem ebenso reflexiv aufeinander bezogen, wodurch unterschiedliche oder sich widersprechende Einstellungen wahrgenommen werden und ein Umgang damit gefunden werden kann. Die biographischen Ressourcen unterstützen alle diese skizzierten Prozesse. Die Möglichkeiten der persönlichen Einflussnahme werden ebenfalls wie die gesellschaftlichen Einflüsse auf die eigene Person situativ immer wieder neu eruiert und interpretiert. Folglich wird sowohl die persönliche als auch die gesellschaftliche Entwicklung aufmerksam beobachtet. Auf dieser Grundlage können Grenzen der eigenen Einflussnahme sowie negative Auswirkungen für das eigene Leben deutlich bemerkt und aktiv Maßnahmen, die dem eigenem Schutz dienen, ergriffen werden.

Der *Unverwundbare* verfügt über ein kohärentes Selbst- und Weltbild, das zur Verbundenheit mit der Gesellschaft, verstanden als Heimat, beiträgt und es verweist auf biographische Wurzeln, die eine Basis für die persönliche Verortung bilden. Die später ausgebildeten Ressourcen bauen auf diesem Fundament auf und führen im Weiteren zu der Bildung differenter Perspektiven oder auch widersprüchlicher Sichtweisen, die in die Entwicklung und Umsetzung von Handlungsalternativen münden können.

Die Ressourcen unterstützen zum einen kognitiv-reflexive Biographisierungsleistungen, die die persönliche Entwicklung und Positionierung in den Vordergrund stellen, und sie stärken gleichzeitig aber auch ein gesellschaftskonformes Verhalten in der Öffentlichkeit. Demzufolge existieren kognitiv auch zu Zeiten der äußeren Anpassung alternative Handlungsstrategien. Für die Emigration erfolgt eine verstärkte Hinwendung zu den mit individualistischen Sinnzusammenhängen verknüpften biographischen Ressourcen, da die Entscheidung *trotz* der gesellschaftlichen Bindung getroffen werden muss. Folglich zeigt der Weg in die Emigration Ambivalenzen auf, die durch die Annahme, sich in der Gesellschaft des anderen Landes wieder integrieren zu können, zwar bearbeitet werden können, dennoch bleiben die eigenen Wurzeln sehr wohl bewusst.

Der *Nichtbetroffene* kennzeichnet eine eindeutige Trennung zwischen seinem Selbst- und Weltbild. Dabei ist insbesondere die mit dem Selbstbild in Beziehung stehende Ressource deutungs- und handlungsleitend. Auch wenn aufgrund von situationalen Gegebenheiten zwischen den biographischen Ressourcen gewechselt werden kann, ist immer nur ein Aspekt orientierungsgebend. Der Wechsel ist in erster Linie zweckgebunden, was auf ein Verständnis von Gesellschaft verweist, in dem diese stärker als formaler Rahmen, nicht aber als inhaltliche Sinnquelle wahrgenommen wird.

Die Sinn- und Bedeutungszusammenhänge sind von einem ausdrücklichen Selbstbezug geprägt. Erst im Zuge der kognitiven Entwicklung wird dieser Selbstbezug durch Ressourcen mit Weltbildbezug ergänzt. Hierin spiegelt sich eine zunehmende Wahrnehmung der umgebenden Gesellschaft, es wird möglich mehrdimensionale Sichtweisen zu entwickeln und Perspektiven zu wechseln. Alles Handeln bleibt aber trotz differenter Wahrnehmung immer auf ein und dasselbe Ziel ausgerichtet: die positive Entwicklung der eigenen Person. Infolgedessen ist die Entscheidung des Weggangs eine aktive Gestaltung der Umsetzung persönlicher Ziele, die keinen Blick zurück, sondern ausschließlich in die Zukunft impliziert.

Der *Geschützte* ist in seine Heimat integriert und entwickelt ein starkes Wir-Gefühl, das in einem kohärenten Selbst- und Weltbild zum Ausdruck kommt. Dementsprechend konzentrieren sich die Wahrnehmungen und Deutungen aufgrund seines Bedürfnisses nach Kongruenz ausschließlich auf Anpassung und Integration. Dieser Fokus schließt individualistisch geprägte Entwürfe von Handlungsalternativen ebenso wie die Entwicklung von mehrdimensionalen Sichtweisen aus. Des Weiteren findet sich ein konstantes Festhalten an biographisch erworbenen Sinn- und Bedeutungszusammenhängen, deren Entwicklung durch eine Übernahme gesellschaftlicher Werte und Normen geprägt ist, die dann als eigene Bedürfnisse empfunden werden. Infolgedessen können gesellschaftliche Geschehnisse, die die Integration in die empfundene Gemeinschaft ohne eigenes Fehlverhalten in Frage stellen, nicht antizipiert werden; sie liegen außerhalb der persönlichen Vorstellungskraft. Der mit der Übernahme von Ver-

antwortung für die Gemeinschaft erworbene Status ist mit einem Gefühl der Integrität verbunden. Der Geschützte fühlt sich sicher, erwartet dies auch für die Zukunft und entwickelt infolgedessen keinerlei Pläne zur Emigration. Indem ein Weggang aus der Heimat erzwungen vollzogen wird, zeigt sich ein Gefühl des totalen Unverständnisses und des Verlustes aller Sinnzusammenhänge.

5. Abschließende Anmerkungen

Die vorgestellten Fallanalysen dokumentieren mögliche unterschiedliche Wahrnehmungen der NS-Herrschaft und sie offenbaren einen Einblick in differente Deutungs- und Handlungsmuster im Umgang mit gesellschaftlichen Veränderungen. Der für die jeweils eingenommene Haltung konstatierte Zusammenhang zu früheren biographischen Phasen eröffnet den Nachvollzug von Entwicklung und ermöglicht ein Verständnis für die Relevanz der Herstellung von Kontinuität. Vor diesem Hintergrund kann sich der Frage genähert werden, wieso Menschen lange Zeit in einer Umgebung blieben, in der sie unerwünscht und in der sie gefährdet waren. Der Fokus auf biographische Ressourcen erlaubt genau diesen Nachvollzug der entsprechenden Sinnzusammenhänge. Nun kann eingewendet werden, dass ein Nichterkennen von Gefahren und eine Selbstüberschätzung des eigenen Aktionsrahmens kritischer oder distanzierter hätte analysiert werden können. Für mich stellt sich die Frage, welcher Erkenntnisgewinn damit verbunden ist, da ein Verstehen von (zunächst) nicht nachvollziehbarem Handeln durch eine defizitäre Perspektive erschwert wird. Damit ist nicht gesagt, dass eine Ressourcenorientierung in der Biographieforschung beim Verstehen und Nachvollzug verharren muss. Die dargestellten Fallanalysen geben beispielsweise – ganz allgemein – Hinweise für den erziehungswissenschaftlichen Diskurs, indem die Rekonstruktionen zeigen, dass eine einseitige Fokussierung auf sich selbst oder auf die Gesellschaft einen Menschen nicht umfassend auf schwierige Lebenssituation vorbereitet, sondern dass die Fähigkeit zum Perspektivwechsel zentral ist.

Schlussendlich sei angemerkt, dass das Konzept der biographischen Ressource, verstanden als (Sinn-)Ressourcen für die permanent zu leistende Biographisierung, Rekonstruktionen ermöglicht, ohne den heuristischen Rahmen einzuschränken.

Anmerkungen

- 1 Angemerkt sei, dass der Erhebungskontext der Autobiographien Bedingungen aufweist, die die Möglichkeiten einer wohlgedachten und im Vorfeld strukturierten Darstellung der Texte, also ein Vorgehen, das bei schriftlichen Lebensbeschreibungen eher erwartbar ist, zumindest einschränkt. Zum einen gab es keine technischen Möglichkeiten bereits Geschriebenes nicht erkennbar zu löschen, zum anderen setzte der Abgabeschluss im April 1940 ein Zeitlimit, das ein wiederholtes Neu- oder Umschreiben begrenzt.
- 2 Im Jahr 1999/2000 wurden zu 24 Wettbewerbsbeiträgen weitere Datenmaterialien in Form von narrativen Interviews mit den ehemaligen Teilnehmern selbst oder mit deren Familienangehörigen erhoben. Da für die Emigrantenstudie auch das Leben nach

- der Emigration von Interesse gewesen ist wurden nur die Autobiographien aus dem Preisausschreiben berücksichtigt, zu denen mindestens ein Interview vorlag.
- 3 Die Fallanalyse von Oskar Scherzer ist sehr komplex, so dass der biographische Verlauf zugunsten der Darstellung der biographischen Ressourcen etwas in den Hintergrund tritt. Für eine ausführliche Darstellung siehe Bartmann 2006a.
 - 4 Sämtliche Zitatbelege, bezogen auf die Autobiographie, sind wie folgt strukturiert: Die erste Zahl bezieht sich auf die Manuskriptnummer, anschließend folgt die Seitenzahl.
 - 5 Als Zeuge zu agieren bzw. über Unrecht aufzuklären ist auch ein Motiv für seine Teilnahme am Preisausschreiben.
 - 6 Die Autobiographie von Friedrich Reuß ist veröffentlicht (2001).
 - 7 Hierin liegt auch ein Motiv für die Teilnahme am Preisausschreiben begründet.
 - 8 Auch die Einsendung seines Manuskripts zum Preisausschreiben ist u.a. mit dem Motiv der Karriereplanung verbunden.
 - 9 Dementsprechend ist ein Motiv zur Teilnahme am Preisausschreiben das Verstehen wollen der eigenen Biographie.

Literatur

- Bartmann, S. (2006a): Flüchten oder Bleiben. Rekonstruktion biographischer Verläufe und Ressourcen von Emigranten im Nationalsozialismus. Wiesbaden.
- Bartmann, S. (2006b): Zur Bildung von Selbst- und Weltverständnissen. In: Griese, B. (Hrsg.): Theoretische und empirische Perspektiven auf Lern- und Bildungsprozesse. Mainzer Beiträge zur Hochschulentwicklung Bd. 11. Mainz, S. 27-52.
- Bartmann, S./Kunze, K. (2008): Biographisierungsleistungen in Form von Argumentationen als Zugang zur (Re-)Konstruktion von Erfahrung. In: Felden von, H. (Hrsg.): Aktuelle Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Wiesbaden (im Druck).
- Bengel, J./Strittmatter, R./Willmann, H. (1998): Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Köln.
- Griese, B./Griesehop, H.R. (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Wiesbaden.
- Hermanns, H. (1992): Die Auswertung narrativer Interviews – Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: Hoffmeier-Zlotnik, J. (Hrsg.): Analyse verbaler Daten – Über den Umgang mit qualitativen Daten. Opladen 1992, S. 110-135.
- Reuß, F.G.A. (2001): Dunkel war über Deutschland. Im Westen war ein letzter Widerchein von Licht. Herausg. von U. Blömer und S. Bartmann, Oldenburg.
- Riemann, G. (1991): Arbeitsschritte, Anwendungsgebiete und Praxisrelevanz der sozialwissenschaftlichen Biographieanalyse. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 3 (1991), S. 253-264.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens (1). In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78-117.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen 1. Studienbrief der Fernuniversität Hagen Nr. 3757. Hagen.

Sandra Kirsch

Lebenslänglich Emigrantin – die Flucht ins ‚Anderssein‘.

Selbststilisierung als Habitus der Krisenbewältigung¹

A life-time emigrant – taking refuge in ‚being different‘.

Self-stylization as a habitus of coping with crisis

Zusammenfassung:

Dieser Beitrag widmet sich anhand einer exemplarischen objektiv hermeneutischen Fallanalyse der Frage nach der Bedeutung von (erzwungener) Emigration im Kindes- und Jugendalter für die Identitätsentwicklung. Die Fallrekonstruktion geht hervor aus meinem Dissertationsprojekt, in dem narrative Interviews mit Frauen und Männern, die im Kindes- oder Jugendalter aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrieren mussten, mit dem Verfahren der objektiven Hermeneutik analysiert und hinsichtlich der Frage interpretiert wurden, welche Bedeutung das Erleben von Verfolgung und Emigration in Kindheit bzw. Jugend für die Identitätsbildung und somit für die Entwicklung von Selbst- und Weltbildern sowie insbesondere für die Entwicklung eines Habitus der Krisenbewältigung hat. Im folgenden Text soll besonders auf den letztgenannten Aspekt eingegangen werden.

Schlagwörter: historische Emigrationsforschung, Sozialisation, Krisenbearbeitung, Biographieforschung, objektive Hermeneutik

Abstract:

Based on a case study conducted in terms of objective hermeneutics, the paper explores the question of how (forced) emigration in childhood and adolescence affects identity development. The case is being reconstructed as a sequel to the author's project for a doctoral thesis. For this project, narrative interviews with individuals, both female and male, who in their childhood or adolescence had to emigrate from Nazi Germany were analyzed using procedures of objective hermeneutics. Interpretation was concerned with the impact the experience of persecution and emigration in childhood or adolescence may have on identity formation and, thus, on the development of self-perception and world views as well as, more specifically, on the development of a habitus of coping with crisis. The following text is mainly dedicated to the latter aspect.

Keywords: historical emigration research, socialization, coping with crisis, biography research, objective hermeneutics

Einleitung

Im Zentrum der nachfolgenden Fallrekonstruktion steht die Identitätsentwicklung einer Frau, Esther Brückner², die im Alter von acht Jahren mit ihrer Fa-

milie aus Deutschland emigrieren musste. 1940 hatte ihre Mutter sich von den USA aus am Preisausschreiben der Harvard-University beteiligt. 2003 wurde mit Frau Brückner unter dem oben genannten Fokus ein narrativ-lebensgeschichtliches Interview geführt.

Als heuristische Rahmentheorien für die Fallrekonstruktion dienen Oevermanns Krisentheorie, seine religionssoziologischen Überlegungen zum Verhältnis von Lebenspraxis und sozialer Zeit (1995) sowie schließlich die Konzeptualisierung von Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung und der Erzeugung des Neuen, insbesondere der Bewältigung der Adoleszenzkrise als ontogenetischer Entwicklungskrise über die Ausbildung von Bewährungsmythen (Oevermann 2004). Zentrale Annahme dabei ist, dass in der Zeit der Adoleszenz drei Grundfragen des menschlichen Lebens nicht nur erstmals thematisch werden (‚woher komme ich?‘, ‚wer bin ich?‘ und ‚wohin gehe ich?‘), sondern auch verbindlich beantwortet werden müssen. Individuierung vollzieht sich am Ende der Adoleszenz als Zeit der noch relativ verantwortungsfreien Exploration möglicher Identitäts- und Lebensentwürfe über die Ausbildung eines einerseits einzigartigen, andererseits aber auch generationsspezifischen und kollektiv verbürgten Bewährungsmythos, mit dem bezüglich dreier basaler Lebensdimensionen verbindlich bzw. grundsätzlich begründbar Stellung bezogen werden muss:

1. Paarbeziehung und Elternschaft bzw. Generativität,
2. individuelle Leistung (Beruf) und
3. Gemeinwohlverpflichtung bzw. Staatsbürgerschaft.

In seiner jeweiligen Stellungnahme, die auch in der Form der ‚Verweigerung‘ begründungspflichtig ist, positioniert sich das Subjekt sowohl sich selbst als auch der Welt gegenüber. Es bildet einen Entwurf von Einzigartigkeit aus und vollzieht mit dieser Habitusformation – hier nach Oevermann verstanden als spezifische Formation der Krisenbewältigung – einen Schritt der Entwicklung in Richtung stets strukturell verstandener Autonomie.

Von besonderer Bedeutung ist hier nun Oevermanns Konzeptualisierung des Krisenbegriffs. Dieser fasst erstens die Krise als geradezu anthropologisches Konstitutivum von Lebenspraxis und unterscheidet zweitens drei Arten der Krisenerfahrung (traumatische Krise, Entscheidungskrise und Krise im Modus ästhetischer Erfahrung). Die – wie auch immer gestaltete – Bewältigung von Entscheidungskrisen ist sozialisationstheoretisch konstitutiv für den Prozess der Individuierung und der Verwirklichung (struktureller) Autonomie des Subjekts. Dieser strukturalistische Krisenbegriff Oevermanns liefert ein heuristisches Fundament für die „Konstitution von Erfahrung“ (Wagner 2004, S. 17) und somit für die Rekonstruktion von Identitätsbildungsprozessen.

Der Beitrag ist im Kontext historischer Sozialisations- bzw. Biographieforschung angesiedelt und soll einen rekonstruktiven Zugang zur Erkenntnisgewinnung hinsichtlich erziehungswissenschaftlich relevanter Fragen (historischer) Sozialisationsprozesse leisten, nämlich wie faktische Krisenlagen (im Sinne von ‚brute facts‘) einerseits und Entwicklungskrisen andererseits bearbeitet werden, und ob Individuierung im Sinne der Entstehung des Neuen und kohärente biographische Sinnkonstruktion möglich wird.

1. Analyse und Interpretation der objektiven Daten

Es sollen hier zunächst die objektiven Daten eingeführt werden, einerseits um einen groben Überblick über die Lebensgeschichte zu geben. Andererseits und vor allem ermöglicht die Analyse und Interpretation objektiver Daten insofern die Formulierung einer ersten Hypothese bezüglich der Fallstruktur, als sich bereits Krisenpotentiale und Bearbeitungsstrategien rekonstruieren lassen.

Diese Bearbeitungs- oder Bewältigungsstrategien, die rekonstruierbar werden über die in Krisensituationen getroffenen Wahlen des Subjekts, ermöglichen also erste Prognosen hinsichtlich der Identitätskonstruktion der Person, ihres Selbst- und Weltbildes und ihrer politischen und moralischen Orientierungsmuster. Die (erste Prüfung und) Erweiterung der Fallstrukturhypothese erfolgt dann anhand der Anfangssequenzen des Interviews. Es ist hierzu anzumerken, dass die Darstellung der Sequenzanalyse zwar auf größtmögliche Vollständigkeit hinsichtlich der jeweiligen Lesarten und Argumente angelegt ist, aber zugunsten der Lesbarkeit und aufgrund der limitiert zur Verfügung stehenden Seiten arg gestrafft wurde und relativ abrupt zugunsten der Erstellung einer Strukturhypothese und eines Fazits beendet werden wird.

Objektive Daten Esther Brückner

1925	geboren in Berlin Eltern: Mutter: Margot Weiss, *1900 in Breslau, † 1961 in Berlin, Sozialarbeiterin; Tochter eines jüdischen Wissenschaftlers Vater: Walter Pelzmann, *1900 in Berlin, † 1988 ebd., Philosoph, Sohn eines jüdischen Textilkaufmanns Verheiratet seit 1922; die Mutter arbeitet als Sekretärin einer Frauenrechtlerin, der Vater promoviert und verrichtet Schreibarbeiten in einer Bank. Ab 1923 Privatdozent.
Geschwister: Ende 1926	1 Bruder, *1924 in Berlin, † 1989 in den USA Scheidung der Eltern. Die Mutter zieht mit den Kindern zu ihren Eltern nach Hamburg
1928	Die Mutter beginnt wieder als Sozialarbeiterin zu arbeiten, sie wird Gewerkschaftsmitglied und unterhält Kontakte zu KPD-Mitgliedern
1933	Entlassung der Mutter aus dem Arbeitsamt wg. ‚jüd. Abstammung‘; sie arbeitet als Arbeitsvermittlerin in der jüdischen Gemeinde
April 1934	Esther und ihr Bruder werden nach Holland geschickt, dort Besuch eines Quäkerinternats Emigration der Großeltern in die USA Eintritt der Mutter in die KPD Verhaftung der Mutter, U-Haft u. Verurteilung zu 2 Jahren Zuchthaus wegen ‚Beihilfe zum Hochverrat‘
1937	Entlassung der Mutter aus der Haft; Emigration mit Mutter und Bruder in die USA (New York City)
1937-39	Besuch einer Internatsschule in der Nähe von New York; die Mutter ist zunächst arbeitslos, arbeitet dann in jüdischen Hilfsorganisationen und ist als Mitarbeiterin einer Exilzeitschrift verstärkt politisch tätig
1939-43	Esther und ihr Bruder ziehen zur Mutter und besuchen die Highschool in New York; Eintritt Esthers i. d. ‚Nature Friends of America‘, Esther und ihr Bruder leben mit der Mutter und deren neuem Partner, einem kommunistischen Schriftsteller, in einer Dreizimmerwohnung in New York. Alle arbeiten bei der Exilzeitung mit.
1943	Hilfsarbeiten in einem Forschungslabor Stelle als Laborantin an einem Institut für medizinische Forschung

1946	Heirat mit Hans Brückner, Historiker, Kommunist (* 1905), zweite Heirat der Mutter mit dem o.g. Schriftsteller; Heirat des Bruders mit einer Amerikanerin
Winter 1946/47	Esther und ihr Mann gehen (per Schiff über die SU) nach Deutschland zurück, in den sowjetisch besetzten Teil Berlins, ebenso wie (einige Monate später) Mutter und Stiefvater
1947	Studium der Biologie an der Humboldt-Universität Berlin, einige Jahre später Wechsel ins Studienfach Chemie; der Ehemann promoviert Unterbrechung des Studiums, Schilddrüsen-Operation
1952	Geburt des Sohnes Michael, Abbruch des Studiums, später Arbeit in einem physiologisch-chemischen Institut
ca. 1951	Professur des Mannes und universitäre Leitungsposition
1955	Geburt des Sohnes Gert
1961	Tod der Mutter
1970	Emeritierung des Ehemannes
1984	Ausreise des Sohnes Michael aus der DDR
ab 1984	Pflege des demenzerkrankten Ehemannes
1987	Tod des Ehemannes
1988	Tod des Vaters

Esther wird in der Großstadt Berlin geboren, 1925, also zu einer Zeit, in der sich die wirtschaftliche Lage der Weimarer Republik nach der Inflation von 1923 für letztlich nur wenige Jahre stabilisierte (‚Goldene Zwanziger‘). Der Vater war Akademiker, die Mutter Sozialarbeiterin und Tochter eines bekannten Wissenschaftlers; das Herkunftsmilieu kann also als bildungsbürgerlich bezeichnet werden. Als Privatdozent allerdings hatte der Vater eine prekäre berufliche Position inne: Privatdozenturen waren zum einen – von Vorlesungshonoraren abgesehen – unbezahlt, zum anderen war die Möglichkeit des Aufstiegs zur Professur bzw. zum Ordinariat derart von selbstsozialisatorischer Bewährung einerseits und Wohlwollen andererseits abhängig, dass Max Weber dies als „eine Angelegenheit“ bezeichnete, „die einfach Hasard ist“ (Weber, GW, S. 5226)³. Für Juden bestand die Möglichkeit der ordentlichen Professur faktisch überhaupt erst seit 1918.

Die Eltern müssen also entweder selbst qua Herkunft ausreichend vermögend gewesen sein, um eine Familie gründen und unterhalten zu können, oder aber es mussten über Nebentätigkeiten zusätzliche Einnahmen geschaffen werden. Zumindest in der Familie mütterlicherseits war nun offenbar genügend Kapital vorhanden, um das Ehepaar unterstützen zu können. Es ist aber anzunehmen, dass die Mutter auch nach der Heirat weiterhin als Sozialarbeiterin tätig gewesen ist. Dafür spricht zum einen, dass sie sich als emanzipierte Frau verstanden haben dürfte, die von der neuen Möglichkeit einer qualifizierten Ausbildung für Frauen Gebrauch gemacht hatte⁴ und für die der klassisch weibliche Lebensentwurf des Bürgertums offenbar keine Option darstellte. Dass sie sich nicht für eine Lehrerinnenausbildung oder ein Studium entschied, kann darauf zurückgeführt werden, dass sie sich – im bürgerlichen Milieu sozialisiert und u.U. eher traditionell erzogen –, zwar bewusst von diesem Milieu absetzen, aber zugleich einen ‚sozial verträglichen‘ Kompromiss finden wollte, indem sie die – als weibliches Ehrenamt durchaus übliche – soziale Arbeit zum Beruf machte. In jedem Falle wird sie also einen Lebensentwurf verfolgt haben, in dem der Beruf eine ‚feste Größe‘ darstellte. Für den Fall, dass von ihr nach der Heirat die Aufgabe des vermutlich bereits ausgeübten Berufes erwartet worden

wäre, wäre dies Anlass für einen Ehekonflikt gewesen; mit der Geburt der Kinder aber wird diese Berufstätigkeit sicher zumindest unterbrochen worden sein.

Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der Ehe der Eltern um eine Liebesheirat und somit um eine (mehr oder minder) autonome Entscheidung beider Partner handelte, und dass diese nach nur vier Jahren aufgrund unterschiedlicher Interessen und Lebensvorstellungen der Ehepartner scheiterte. Für diese Annahme sprechen mehrere Gründe⁵, vor allem aber das Datum ‚Scheidung‘ selbst, denn im Falle einer Eheschließung aus ökonomischen o.ä. Gründen wäre ein ‚Arrangement‘ getroffen worden, das die Fortsetzung der Ehe ermöglicht hätte. Persönliche Enttäuschungen wären hintangestellt worden.

Welche konkreten Gründe auch immer die Scheidung motiviert haben mögen, festzuhalten ist, dass beide mit ihrem Ideal der romantischen Liebe in dieser Beziehung gescheitert waren, und dass es die Frau war, die (sichtbare) Konsequenzen zog und den Mann verließ. Die noch sehr kleinen Kinder mussten folgen.

Für diese bedeutete die Trennung, dass sie einerseits zwar ohne die aus einer zerrütteten Elternbeziehung für Kinder erwachsenden Schwierigkeiten aufwachsen konnten, andererseits aber auch ohne Vater groß werden mussten. Da Esther bei der Scheidung der Eltern gerade zwei Jahre alt war, wird sie ihren Vater als konkrete Person nicht vermisst haben, umso mehr, als sie bei den Großeltern lebte und der Großvater diese vakante Position ausgefüllt haben könnte.

Ausgestattet mit sehr hohem kulturellen und hohem ökonomischen Kapital der Herkunftsfamilie mütterlicherseits, verlebte Esther dann bis zum siebten Lebensjahr eine – auf den ersten Blick – relativ ‚normale‘ bürgerliche Kindheit. Allerdings engagierte die Mutter sich stark außerhalb der Familie und führt gerade kein besonders bürgerliches Leben: Sie begann, als Esther drei Jahre alt war, wieder als Sozialarbeiterin, in der Arbeitsvermittlung für junge Mädchen zu arbeiten, wurde Gewerkschaftsmitglied und unterhielt Kontakte zur KPD. Die Ablösung aus der symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung erfolgt für Esther also zwar nicht übermäßig früh, aber doch auf drastische Art und Weise, denn die Mutter wird aufgrund ihrer Aktivitäten wenig Zeit gehabt haben, sich um die Kinder zu kümmern. Für die Tochter wird es eine permanente Kränkung dargestellt haben, dass die Mutter so sehr auf ihre Arbeit und damit auf die Zuwendung zu anderen Menschen konzentriert war. Es ist vorstellbar, dass sie um die Aufmerksamkeit der Mutter ringen musste und Enttäuschung und Wut empfand, wenn ihre Bedürfnisse unerfüllt blieben, so dass weiter zu vermuten ist, dass die Bindung an die Mutter von Unsicherheit und Ambivalenz geprägt war.

Nachdem sie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft aus dem Arbeitsamt entlassen worden war, konzentrierte Esthers Mutter ihre sozialpflegerischen Tätigkeiten auf die jüdische Gemeinde. Sozialarbeit war für sie also nicht nur Brot-erwerb, sondern eine aufgrund (politischer) Überzeugungen sinnstiftende Tätigkeit hinsichtlich der Bewahrung des eigenen Lebens. Insofern wird die Mutter auch versucht haben, ihre Kinder mindestens zu sozial ‚wachen‘ und engagierten Menschen zu erziehen. Für die Tochter bedeutete das, dass sie zwar die Möglichkeit hatte, die Mutter als eine Person wahrzunehmen, die ‚in der Welt stand‘ und sich mit ihren spezifischen Fähigkeiten und Interessen für die Gestaltung sozialer bzw. politischer Verhältnisse einsetzte. Als kleines Mädchen aber wird Esther die Bedeutung dieser Arbeit kaum verstanden und einzuordnen gewusst haben.

Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der Mutter um eine Persönlichkeit handelte, die rigoros für eigene Überzeugungen kämpfte und insofern später auch einen entsprechenden Einfluss auf die Kinder ausübte. Sie wird für Esther aufgrund ihres beharrlichen Festhaltens an Werten und Überzeugungen ein positives, aber auch (im doppelten Wortsinne) schwer zu erreichendes Vorbild dargestellt haben.

1934 wurde Esther mit dem Bruder in einem holländischen Quäker-Internat untergebracht; das bedeutet, dass die Mutter relativ früh bereits die Emigration der Familie plante, zumindest aber die Kinder vor Diskriminierung und Verfolgung in Sicherheit bringen wollte. Insofern handelte sie vorausschauend und, wenngleich dies für die Kinder mit Trennungsschmerz verbunden war, zum Wohle der Kinder. Indem sie aber im selben Jahr noch der bereits verbotenen KPD beitrug und im Untergrund politisch aktiv wurde, handelte sie zugleich verantwortungslos gegenüber ihren Kindern: Deren weitere Entwicklung bzw. die normative Vorstellung, eine Mutter sollte das eigene Leben um der Kinder willen nicht gefährden, hatte zurückzustehen hinter der eigenen Überzeugung, für die ‚gerechte Sache‘ kämpfen zu müssen, auch auf die Gefahr hin, den Kindern künftig keine Mutter mehr sein zu können. Was bedeutete dies für die Entwicklung der Tochter?

Die Verschickung nach Holland bedeutete für das Mädchen, das zwei Jahre zuvor mit Erreichen des Schulalters gerade erst begonnen hatte, den engen Radius der primären Sozialisation in der Familie zu überschreiten, eine Krise in zweierlei Hinsicht. Einerseits eine potentielle Überforderung darin, das gerade erschlossene soziale Umfeld durch ein vollkommen fremdes ersetzen und sich darin zurecht finden zu müssen, ohne andererseits die bis dahin wenigstens in Krisen vermutlich präsente Mutter hinter sich zu wissen. Kurz: Esther musste früh selbständig werden. Die Gefahr der Regression oder aber der ‚Flucht in vermeintliche Autonomie‘ ist aus der Bindungsforschung wohlbekannt (vgl. zur Situation von Flüchtlingskindern z.B. auch Freud/Burlingham 1951). Der nur ein Jahr ältere Bruder wird hier kaum eine Stütze gewesen sein; vielmehr wird es hinsichtlich ihrer beider Entwicklung von großer Bedeutung sein, inwieweit es den Erziehern dort gelungen ist, den Kindern tatsächlich ein vorübergehendes ‚Heim‘ zu schaffen.

1934 wurde die Mutter verhaftet. Für Esther wird dies aus zwei Gründen eine schwieriges und verunsicherndes Ereignis gewesen sein: Erstens war sie weit weg von ihrer Mutter und wusste nicht, ob und wann sie sie wiedersehen würde. Zweitens wird sie, im Alter von neun Jahren präkonventionell an einer Strafe- und-Gehorsam-Moral orientiert, sich gefragt haben, was die Mutter getan haben mochte, um als Verbrecherin verhaftet worden zu sein. Das Vertrauen auf eine hinreichend verlässliche Mutter wird damit erneut erschüttert worden sein.

1937 wurde die Mutter aus dem Zuchthaus entlassen, und dies wird für die Kinder eine große Erleichterung dargestellt haben, denn somit bestand die Aussicht, die Mutter wiederzusehen. Dennoch bestand vermutlich die Angst fort, die Mutter noch einmal zu verlieren, so dass angenommen werden kann, dass Esther versucht haben wird, dauerhafte Nähe zur Mutter zu erreichen und die Bindung zu ihr über diesen Versuch nicht nur zu aktualisieren, sondern auch zu festigen.

Kurz nach der Entlassung der Mutter aus dem Zuchthaus 1937 emigrierten alle drei in die USA. Dort setzte die Mutter ihre politischen Aktivitäten fort, intensivierte diese sogar. Die Tochter wurde erneut von der Mutter weggeschickt bzw. auf Distanz gehalten, womit sich die Angst vor einer neuen Trennung als

berechtigt herausstellte, ebenso wie vermutlich ein Gefühl der Abhängigkeit von der Willkür der Mutter.

Esther war 14 Jahre alt, als sie zur Mutter nach New York kam. Sie war also in einem Alter, in dem Jugendliche üblicherweise beginnen, sich von den Eltern abzugrenzen und allmählich zu lösen. Dies aber ist nur möglich, wenn zuvor überhaupt eine hinreichend enge und sichere Bindung vorhanden war. Nach fünf Jahren Trennung von der Mutter stand Esther also vor dem Problem, sich (noch) gar nicht lösen zu können, da im tagtäglichen Zusammenleben die Überwindung der ‚Entfremdung‘ und der Versuch, die Bindung zur Mutter überhaupt wieder herzustellen und zu sichern im Vordergrund gestanden haben wird.

Da sie, wie bereits in Holland, im Internat täglich mit anderen, hier: amerikanischen Kindern zusammen war, und sich in einem Alter befand, in dem Fremdsprachen noch relativ leicht erlernt werden, wird die Integration in die fremde Gesellschaft und Kultur für sie vermutlich relativ unproblematisch verlaufen sein.

In New York wurde Esther Mitglied der ‚Nature Friends‘, einer Organisation, hervorgegangen aus der sozialistischen Arbeiterbewegung, die in Abgrenzung zur bürgerlichen Jugendbewegung (jungen) Arbeitern die Möglichkeit zu gemeinsamen Reisen, Sport und Wanderungen geben wollte (vgl. Zimmer 1984). Das heißt einerseits, dass sie weiterhin in der Freizeit Kontakt auch zu amerikanischen Jugendlichen unterhielt, also ‚peer-group-Erfahrungen‘ sammeln konnte. Andererseits folgte sie in politischer Hinsicht der Mutter, denn es handelte sich um eine sozialistische Vereinigung. Des Weiteren arbeitete sie wie die anderen Familienmitglieder bei einer linksintellektuell orientierten Exilzeitschrift mit. Es kann also vermutet werden, dass sie von der Mutter in diese Richtung gelenkt wurde und auch wenig Möglichkeiten sah, sich von der Mutter, die als verfolgte Jüdin und Widerstandskämpferin auf der moralisch ‚richtigen‘ Seite stand, abzugrenzen.

Da in der Jugendphase eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und politischen Themen überhaupt erst beginnt und darüber die Entwicklung einer eigenen politischen Orientierung erfolgt, stellt sich die Frage, ob dies bei Esther nicht relativ eingeschränkt unter einem bereits frühzeitig festgelegten Fokus, nämlich aus der unreflektierten Übernahme der sozialistischen bzw. kommunistischen Perspektive der Mutter stattgefunden hat. Fraglich ist genauer genommen, ob eine solche Auseinandersetzung überhaupt erfolgt ist, da vielleicht soziale Einbindung in die peer group einerseits, in den Familienkreis andererseits die bestimmende Motivation für das politische Engagement gewesen sein könnte.

Esther scheint naturwissenschaftlich interessiert gewesen zu sein, denn sie arbeitete als Assistentin in zwei verschiedenen Laboratorien. Eine Berufsausbildung absolvierte sie jedoch nicht. Selbst wenn angenommen werden kann, dass die Sicherung des Lebensunterhalts der Familie Priorität hatte, sie also schnell eigenes Geld verdienen musste, bleibt als irritierende Tatsache festzuhalten, dass die Mutter, die in Deutschland als Sozialarbeiterin in der Arbeitsvermittlung sowie in den USA in der Betreuung anderer jüdischer Emigranten tätig war und entsprechend jugendliche Arbeitssuchende professionell betreute, bei ihrer eigenen Tochter weder auf eine höhere Schulbildung noch auf das Absolvieren einer Berufsausbildung Wert legte. Esther erhielt weder die ‚Auflage‘ noch Unterstützung darin, sich durch eine Ausbildung die Grundlage für einen

späteren Beruf und damit für ein unabhängiges Leben als Erwachsene zu verschaffen.

Im Alter von 20 Jahren heiratete Esther dann 1945 den 20 Jahre älteren deutschen Historiker und Kommunisten Hans Brückner. Ihre Mutter heiratete im gleichen Jahr einen kommunistischen Schriftsteller. Alle vier kehrten im Winter 1946/47 auf verschiedenen Schiffen mit deutschen Kommunisten nach Deutschland zurück, während Esthers Bruder mit seiner amerikanischen Ehefrau in den USA blieb. Esther und ihr Mann gingen in den sowjetisch besetzten Teil Berlins, ebenso wie Mutter und Stiefvater, die etwas später dort eintrafen.

Dieser Schritt wird ein einschneidendes Ereignis in Esthers Leben gewesen sein, denn 13 Jahre, nachdem sie Deutschland verlassen musste, kehrte sie in ein ihr fremdes und vom Krieg völlig zerstörtes Land zurück. Aufgrund des Mangels unmittelbar eigener, persönlicher Bindungen dorthin kann angenommen werden, dass sie wie Ehemann, Mutter und Stiefvater am Aufbau eines sozialistischen oder kommunistischen Staates mitwirken wollte.

An dieser Stelle sollen die bisher herausgearbeiteten Elemente für eine Fallstrukturhypothese zusammenfasst werden, um diese dann über die Interpretation einer Interviewsequenz der Prüfung auszusetzen.

2. Strukturhypothese

Als Tochter einer jüdischen Kommunistin stand Esther sowohl im Vorkriegsdeutschland als auch später in den USA jenseits der ‚Mainstreamkultur‘. Aufgewachsen in einem politisch relativ geschlossenen Milieu, stellt sich daher die Frage, ob und inwiefern es Esther möglich war, Autonomie im Sinne einer eigenständigen, reflexiven Haltung zu entwickeln.

Sie orientierte sich in politischer Hinsicht eindeutig an der Mutter; eine moratoriumsgemäße Exploration von Alternativen (vgl. Marcia 1989) erfolgte offenbar nicht. Im Gegenteil: Sie heiratete einen Mann, der nicht ihrer Generation, sondern jener ihrer Mutter angehörte und der ebenfalls Kommunist war. Sehr schnell könnte nun gefolgert werden, diese Heirat sei Ausdruck einer fehlenden Vaterbindung. Es gab meines Erachtens aber noch andere Gründe: Esther wusste sicher, dass die Mutter (wie die übrigen Personen aus dem politischen Kreis der Exilzeitschrift) eine Rückkehr nach Deutschland anstrebte, um den Aufbau eines neuen, sozialistischen bzw. kommunistischen Staates mitzugestalten. Wäre Esther in den USA geblieben, so hätte sie sich ein weiteres Mal von der Mutter trennen müssen. Die Heirat eröffnete ihr gleich zwei, letztlich aber unvereinbare Möglichkeiten, nämlich, sich erstens über eine eigene Ehe, als erwachsene und verheiratete Frau, vermeintlich von der Mutter zu lösen und zugleich zweitens den Zusammenhalt der Familie nicht zu gefährden bzw. bei der Mutter bleiben zu können. Berücksichtigt man, dass sie offenkundig kaum Gelegenheit hatte, eine hinreichend enge und sichere Bindung zur Mutter zu entwickeln, kann die politische Identifikation mit dieser als Ausdruck für Esthers Suche nach Nähe zur Mutter interpretiert werden. Insofern kann die Bindung zwischen Mutter und Tochter als eine unsicher-ambivalente charakterisiert werden (vgl. Ainsworth 1970), die Esthers Möglichkeiten der autonomen Lebensführung einschränkte.

Noch zugespitzter formuliert: Esther erheiratete sich eine Familie in Form einer politischen Gesinnungsgemeinschaft. Um anerkannter Teil dieser Gemeinschaft bleiben zu können, wird sie sich aber verpflichtet gefühlt haben, deren kollektivistischen Prinzipien zu folgen und sich selbst auf den entsprechenden politischen Kurs zu begeben – um den Preis der Hintanstellung eigener Interessen und der Vermeidung universalistischen, prinzipienorientierten Urteils und Handelns (im Kohlbergischen Sinne). Denn kommunistische und sozialistische Ideen und Prinzipien basieren auf der Forderung nach Gleichheit und auf dem Prinzip der Fürsorge. Universalistisches Urteilen scheint in diese Konzepte insofern nicht integrierbar, als diese Prinzipien kehrseitig einhergehen mit der Einschränkung der individuellen Freiheit und der Einnahme eines Standpunktes jenseits der law-and-order- bzw. systemorientierten Perspektive der Kohlbergischen Stufe vier.

Insofern stellt sich nun die Frage, wie sich Esther später in der DDR in einem (von Mutter und Ehemann aktiv unterstützten) System positionierte, das von der Staatsideologie abweichende Meinungsäußerungen mit zunehmender Repressivität ahndet. Konkret: Wie ging sie mit der Tatsache um, dass jene einstmals NS-diktaturkritischen Linksintellektuellen, Sozialisten und Kommunisten einen Staat schufen, in dem Gleichheit oberstes Prinzip, individuelle Freiheit aber kaum möglich war? Die objektiven Daten deuten darauf hin, dass sie selbst kaum politisch aktiv wurde; weder unterstützte sie aktiv dieses Regime, noch opponierte sie offen dagegen. Sofern sie eine politische Orientierung überhaupt entwickelte, kann vermutet werden, dass dies aus den genannten Gründen in starker Orientierung an der Mutter erfolgte.

Die Kernaufgabe der Adoleszenz, die (erstmalige, aber nicht abschließende) Auseinandersetzung mit den identitätszentrierten Fragen ‚woher komme ich?‘, ‚wer bin ich?‘ und ‚wohin gehe ich?‘ wurde von Esther offenbar sehr schnell im Sinne eines ‚foreclosure‘ (Marcia 1989) abgeschlossen, denn in allen drei Fragen definierte sich die Antwort über die Erhaltung bzw. Stärkung der Beziehung zur Mutter. Besonders deutlich kristallisiert sich dieses Strukturmerkmal heraus, wenn man die eingangs benannten drei zentralen (Bewährungs-)Dimensionen berücksichtigt, zu denen jeder Mensch erstmals in der Adoleszenz Stellung zu beziehen hat.

Sowohl, was den Aspekt der Partnerschaft und Elternschaft als auch jenen der Staatsbürgerschaft bzw. Gemeinwohlorientierung betrifft, traf Esther eine definitive Wahl, die an die Orientierung an der politischen Haltung der Mutter geknüpft war. Die Bewährung über den Beruf aber, über den Bereich also, in dem die Exploration der individuellen Fähigkeiten und Leistungen zentral ist, ist der einzige Bereich, in dem zwar eigene Interessen sich herauskristallisierten, diese wurden aber interessanterweise gerade nicht an die erste Stelle gesetzt und konsequent verfolgt. So hatte Esther zwar ‚Jobs‘ als Laborantin, sie absolvierte aber in den USA noch keine Berufsausbildung. Anders als die Mutter gab sie später das Studium auf, offenbar zugunsten der Familie (und der Karriere des Mannes). Dies scheint für sie eine, wenn nicht die *einzig*e Möglichkeit gewesen zu sein, etwas anders und ‚besser‘ zu machen als die Mutter: nämlich, für die Familie da zu sein. Esthers Bewährungsmythos lautet Mutterschaft.

Emigrationsbedingte Trennungserfahrungen in der Kindheit scheinen in diesem Fall zu heteronomer Beziehungsgestaltung zu führen: Es erfolgt eine Unterordnung unter das Primat der Beziehung. Die Konsequenz wäre überspitzt

formuliert, ein Leben als ‚Satellit‘. Die objektiven Daten lassen also eine Konstruktion der eigenen Biographie als Beziehungsbiographie erwarten.

Als Habitus der Krisenbewältigung deutet sich hier paradoxerweise zugleich eine ‚Flucht in Autonomie‘ an, denn es werden frühzeitig Wahlen getroffen, die aber entwicklungsmäßig scheinbar nicht erarbeitet, sondern ‚gesetzt‘ worden sind und damit möglicherweise teils zu Überforderung führen (dies deutet sich an bzgl. der politischen Orientierung, Heirat, Studium).

3. Eingangssequenz des Interviews (Eröffnung des Themas ‚Autonomie und Typik‘)

1. Also, ich will Ihnen erst mal sagen, dass ich völlig untypisch bin.

Esther beginnt ihre Lebensdarstellung sehr offensiv mit der Formulierung einer Selbstcharakterisierung, die im Sinne einer Überschrift Ankündigungs- und Rahmungscharakter hat: Zum einen weist sie (ihrerseits vermutete) Erwartungen des Gegenübers auf eine ‚repräsentative‘ Emigrantenbiographie zurück⁶. Zum anderen akzeptiert sie den ihr zugedachten Expertenstatus und schöpft diesen zugleich voll aus. Sie führt den Begriff des ‚Typus‘ ein und teilt auf diese Weise mit, dass sie sich sehr wohl für kompetent genug hält, zum Thema Emigration etwas zu sagen – sie hat sich mit dem Thema befasst und kennt daher die ‚Typen‘, unter die sie sich jedoch nicht subsumieren lässt. Sie erhebt damit sehr deutlich einen Anspruch auf Einzigartigkeit. Insofern wird hier das Thema der Identitätsfindung virulent, nämlich die Spannung zwischen Verortung in einer Gemeinschaft (so sein wie alle anderen) einerseits und der Möglichkeit der Selbstwahrnehmung und -darstellung als autonomes Individuum (einzigartig sein) andererseits. Sozialität im Sinne der Zuordnung zu einer sozialen Gruppe wird hier abgelehnt, indem nicht nur der Mangel gemeinsamer Eigenschaften markiert, sondern sogar ein absoluter Anspruch auf Andersartigkeit erhoben wird (‚völlig untypisch‘).

Indem Esther diesen ‚Pflock‘ einschlägt, legt sie erstens das Fundament ihrer Selbstkonstruktion als selbstbewusste und einzigartige Person, die so gar nichts ‚Durchschnittliches‘ an sich hat. Zweitens markiert und begrenzt sie damit das Terrain, auf dem das Interview im Weiteren sich bewegen wird. Sie wird im Folgenden eine ganz und gar außergewöhnliche Geschichte zu präsentieren haben. Es gilt nun, zu überlegen, was für Emigranten (in dem hier gegebenen historischen Kontext) ‚typisch‘ sein könnte und inwiefern Esther sich für ‚untypisch‘ hält.

Zunächst kann gesagt werden, dass es sich bei (erwachsenen) Emigranten aus Deutschland zwischen 1933 und 1942 häufig um Juden, politisch Verfolgte bzw. oppositionelle Künstler und Wissenschaftler handelte. Menschen also, die Diskriminierung, Aberkennung des sozialen Status und Verfolgung bis hin zu physischer Misshandlung erfahren hatten, des Weiteren die erzwungene Aufgabe bisheriger sozialer Bindungen, Schwierigkeiten, überhaupt ausreisen zu können, schließlich im fremden Land zurechtzukommen und sich eine neue Lebensgrundlage zu schaffen.

(L1) Sofern also angenommen werden kann, dass viele Emigrantenkinder unter prekären Bedingungen aufwuchsen, muss gefolgert werden, dass Esther außergewöhnlich positive Erfahrungen sowohl als Kind als auch später machen konnte. Somit wäre Emigration kein biographisch bedeutsames Thema für sie, etwa weil der Weggang aus Deutschland ohne große Schwierigkeiten und Verluste erfolgte und ein unproblematischer Neuanfang im Emigrationsland möglich war. In diesem Falle wäre die Betonung der eigenen Einzigartigkeit verstärkt gegeben, sie wäre aber positiv konnotiert. Fraglich wäre jedoch in diesem Fall, weshalb eine so vehemente Abwehr gegen eine potentielle Typisierung erfolgt (z.B. ‚alle Emigrantenkinder haben gelitten‘). Denn Esther selbst führt diese Typisierung ein und weitet sie noch aus bzw. ‚spielt den Ball zurück‘ (‚alle Menschen unterstellen Emigrantenkindern, gelitten zu haben‘). Sie begreift sich selbst also zwar implizit als Emigrantin, weist andererseits aber explizit jegliche (Positiv-)Identifikation mit ‚leidenden‘ Emigranten als sozialer Gruppe zurück: Es wird ein Typus als Identifikationsmöglichkeit herangezogen, nur um ihn dann von sich zu weisen.

(L2) Die Konstruktion der Besonderheit beruht nicht auf außergewöhnlich positiven Erfahrungen, sondern ist vielmehr motiviert aus einer Perspektive des Verlusts und stellt einen Abwehrversuch dar. In diesem Falle würden Erfahrungen umgedeutet oder als irrelevant angesehen, und zwar dahingehend, dass Esther sich als die einzige Emigrantin begriffe, die gegen leidvolle Erfahrungen vollkommen resilient wäre.

Maßgebliches Element der Identitätskonstruktion ist in beiden Lesarten die Selbstdefinition als völlig andersartig und damit insofern eine Negativdefinition, als sie – bislang – nicht über die positive Zuschreibung von Eigenschaften (‚ich habe/ich bin‘) konstituiert ist, sondern über das Nichthaben bzw. die Abgrenzung von anderen (‚ich bin nicht (...) wie die anderen sind/was die anderen denken‘). Hinter der radikalen Zurückweisung (einer als Stigmatisierung empfundenen) Etikettierung als ‚typische‘ Emigrantin jedoch könnte dann paradoxerweise der Wunsch stecken, ‚ganz normal‘ zu sein – und damit auch: sich als Teil einer größeren Gemeinschaft verstehen zu können.

2. Erstens mal/äh, also.. auch für diese Kinder völlig un/des, das wichtigste Untypische ist schon mal, dass ich zurückgekehrt bin.

Esther erläutert und begründet ihre Selbstcharakterisierung, indem sie sich als untypisch für Emigranten (für Kinder wie Erwachsene) bezeichnet, und zwar aufgrund der Tatsache, dass sie nach Deutschland zurückgekehrt ist.

Dies ist in der Tat untypisch, denn wie schwierig auch der Neuanfang im Emigrationsland in vielen Fällen sich gestaltet haben mochte, sahen die meisten Emigranten für sich doch keinerlei Veranlassung, nach Deutschland zurückzukehren. Eine Rückkehr war für viele von ihnen schon eingedenk der dort erlittenen Demütigungen gar nicht vorstellbar. Das einstige Heimatland war darüber hinaus weithin zerstört und bot kaum Zukunftsperspektiven. Bei denen, die dennoch zurückkehrten, können die folgenden Gründe und Motive unterschieden werden:

1) Ein Grund für die Rückkehr kann gesehen werden in Schwierigkeiten, mit einer fremden Sprache und Kultur auf Dauer zurechtzukommen. Dies war oft ein Problem für Menschen, die sich in professioneller Hinsicht auf ihre Mut-

tersprache als Ausdrucksmittel unmittelbar angewiesen fühlten, also z.B. Schriftsteller. Da Esther gerade acht Jahre alt war, als sie Deutschland verließ, sie also während ihrer Jugend in den USA relativ problemlos Englisch gelernt haben dürfte, kann dieses Motiv ausgeschlossen werden.

- 2) Bindungen zu Familienangehörigen oder Freunden könnten die entscheidende Rolle gespielt haben. Dies würde bedeuten, dass Esther Familienbanden die höchste Priorität beimaß. Aber in diesem Fall wäre die Konstruktion einer vollkommen untypischen Geschichte überhaupt nicht notwendig und es wäre also zu fragen, wie die Selbstpräsentation als ungewöhnliche Person zu begründen wäre. Es wäre vielmehr die Familie, die ungewöhnlich bzw. ‚untypisch‘ war, weil sie entweder noch oder wieder in Deutschland lebte. Esther würde sich in diesem Fall eher aufgrund der Zugehörigkeit zu einer untypischen, exklusiven Gruppe als untypisch charakterisieren, als aufgrund der Einzigartigkeit ihrer eigenen Person.
- 3) Unter denen, die unmittelbar nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrten, waren vor allem Kommunisten, Sozialisten oder aber Personen, die mit der US-Armee kamen, um Deutschland wieder- bzw. einen neuen Staat aufzubauen. Dies wäre ein starkes Motiv für Esthers Rückkehr und sofern sie nicht im Folgenden sehr spezielle andere Gründe nennt, muss gefolgert werden, dass sie sich als Person präsentiert, für die die bisherigen Erfahrungen zu einer Politisierung mit weitreichenden Konsequenzen geführt haben. Unsicherheiten angesichts der Rückkehr in ein für sie schon fremdes Land werden zugunsten der Umsetzung politischer Überzeugungen in Kauf genommen. Dieses Motiv sähe Esther dann als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal an.

Es fällt zudem auf, dass Esther sich scheinbar nicht dafür entscheidet, zu erzählen, was ihr an ihrem Leben am wichtigsten erscheint, sondern das zu thematisieren, was an ihrem Leben im Vergleich zu anderen am ‚untypischsten‘ ist. Hinsichtlich der Identitätskonstruktion und -präsentation wäre daher zu fragen, ob Esther generell zu Typisierungen und damit zu einer eher schematischen, in ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ einteilenden Welt- und Selbstsicht neigt. Zum Ausdruck kommt hier, dass es gerade das besondere Schicksal ist, welches sie zu einer so außergewöhnlichen Person hat werden lassen, und dass sie sich nicht nur von anderen Angehörigen ihrer Generation, sondern auch noch von jenen radikal unterscheidet, die die schon per se besondere Erfahrung der Emigration mit ihr teilen. Insofern scheint die Identitätskonstruktion und entsprechende Selbstrepräsentation dem Motto zu folgen ‚wie man aus Schwäche Stärke macht‘: Ungünstige Bedingungen des Aufwachsens haben die Persönlichkeitsentwicklung, genauer die Individuierung, nicht gehemmt, sondern gefördert und werden zur Quelle der eigenen Besonderheit.

Esther macht zugleich deutlich, dass es noch weitere Gründe für ihr ‚Untypischsein‘ gibt, die sie im Folgenden nennen müsste.

3. Dass kaum ein Mensch, der, ich war da/ der in meinem Alter/also ich war acht als ich Deutschland verließ, und, und elf als ich Europa verließ und 21 als ich zurückkam.

Esther definiert sich als einen bereits im Alter von acht Jahren vollkommen autonomen Menschen, dessen Entscheidungen und Handlungen unabhängig von

Beziehungen erfolgt sind. Mit acht Jahren verließ sie das Heimatland, mit elf Jahren den europäischen Kontinent als Kulturraum. Jeder Versuch der Herstellung von Sozialität in der Referenz auf andere führt zu einer nur noch stärkeren Hervorhebung der Einzigartigkeit, denn die eigene Erfahrung wird in der geradezu anthropologischen Referenz auf den ‚Menschen‘ zu einer gattungsgeschichtlich fast einmaligen Besonderheit. Die Emigration aus Deutschland erfolgte jedoch sicher nicht aus eigener Entscheidung des achtjährigen Mädchens, sondern auf Veranlassung Erwachsener. Entsprechende negative Gefühle wie Wut, Hilflosigkeit und Abhängigkeit angesichts einer solchen Fremdbestimmung finden hier aber keinerlei Ausdruck und wurden u.U. bereits im Kindesalter unterdrückt zugunsten der empfundenen Notwendigkeit, sich ‚tapfer‘ und ‚vernünftig‘ wie eine Erwachsene zu verhalten. In einem Akt der Selbstcharakterisierung präsentiert sich Esther als von Beginn an autonomes, gar autarkes Subjekt, das sich vor allem über distanzierte Überlegenheit definiert (‚mir kann keiner etwas vormachen‘). Ein solcher Habitus, den man als unreflektierten strukturellen Optimismus bezeichnen könnte, birgt allerdings eine hohe Wahrscheinlichkeit des Scheiterns: Im Extremfall führt er nicht nur zur Verleugnung der innerpsychischen Realität, sondern auch der tendenziellen Abhängigkeit von ‚Gesetzen‘ der physischen und der sozialen Realität.

Schmerzhaft, möglicherweise traumatisierende Aspekte kindlicher Erfahrungen werden hier vollständig ausgeblendet, und in der Konsequenz läuft diese Selbstcharakterisierung als ‚untypisch‘ zugleich vollständig ins Leere, weil gerade eine solche Verleugnung oder Verdrängung schmerzhafter Erfahrungen häufig ist. Insofern nimmt sich Esther die Möglichkeit, sich überhaupt als ‚wirklich‘ zu erleben, da sie biographisch zentrale Erlebnisse und Erfahrungen überhaupt nicht darstellen kann. Sie müsste aufgrund dieser psychischen Selbstamputation permanent an Phantomschmerzen leiden, die durch die Konstruktion einer ‚Prothese‘ in Form eines anderen und unabhängigen (schmerzfreen) Selbst in Schach gehalten werden sollen.

4. Also, kaum ein Mensch, der sozusagen da aufgewachsen ist, so wie ich, ist zurückgekehrt, ja?

Esther hält es also, wie oben vermutet, für ‚typisch‘, dass damals emigrierte Kinder das Land, in dem sie dann weiter aufgewachsen sind, nicht mehr verlassen haben. Für sie selbst ist hier nicht das Verlassen Deutschlands von Belang, sondern das Verlassen des Landes, in dem sie die Jahre der späteren Kindheit und Jugend verbracht hat, und die daher auch in der eigenen Erinnerung stärker präsent sein dürften als die ersten Lebensjahre in Deutschland. Es werden erstmals Bindungen (an die USA) thematisiert, während bislang die eigene Unabhängigkeit sehr betont wurde. Die Besonderheit der Rückkehr müsste dann aus der Widersprüchlichkeit zwischen dem Gefühl der Gebundenheit und dem des ‚Trotzdem-Gehen-Müssens‘ resultieren. Die Rückkehr würde somit entweder gedeutet als

a) lohnendes Opfer, das die eigene Lebensgeschichte im Rückblick zu einer Erfolgsgeschichte werden lässt. Dies um so mehr, als kaum jemand sonst mit einem halbwegs gesicherten Dasein in der Emigration es wagte, diese Sicherheit zugunsten einer ungesicherten Zukunft im zerstörten Deutschland aufzugeben.

b) als verlustreicher Fehler. Vom Text gedeckt ist diese Lesart insofern, als Esther bei genauer Betrachtung eine Normalitätsfolie anlegt, die das eigene Handeln in der Retrospektive als falsch, zumindest aber als irrational erscheinen lässt: ‚Wer das erlebt hat, was ich erlebt habe, der konnte eigentlich nicht so handeln, wie ich es getan habe‘. Überspitzt formuliert: ‚Kaum jemand sonst war so ‚dumm‘, trotzdem zurückzugehen‘. In dieser Lesart wäre also der Verlustaspekt dominant, zugleich aber wäre es dieser Fehler, der Esther – unter negativen Vorzeichen – ihre Einzigartigkeit verleihe und sie zwar scheitern, aber: immerhin grandios scheitern ließe.

5. *Also, eigentlich habe ich überhaupt keenen jekannt, die haben alle - gesagt, du hast wohl ne Meise, da in äh in det kriegszerstörte Europa zurückzukehren und, und da vielleicht zu hungern, oder was, ja?*

Wenngleich hier erstmals konkrete Zweifel an der Vernünftigkeit ihrer Entscheidung in den Stimmen anderer thematisiert werden, ist das, was Esther mit dieser Äußerung vollzieht, zunächst nur eine weitere Unterstreichung der Besonderheit ihrer Entscheidung, die sich noch immer als trotzdem richtig oder aber als zugegebenermaßen falsch herausstellen kann. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass die Behauptung, kaum jemand, der wie sie im Emigrationsland mehr oder minder aufgewachsen sei, sei zurückgekehrt, von Esther nun eigentlich nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Denn dass sie selbst niemanden kannte, der zurückkehren wollte, bedeutet nicht, dass es nicht doch Personen gab, die dies taten. Sie müsste also, wenn sie ihre persönliche Erfahrung zum Maßstab macht, dies entsprechend ausweisen und ihre vorherige Aussage einschränken (jedenfalls habe ich keinen gekannt‘). Erstaunlicherweise tut sie jedoch gerade das Gegenteil, indem sie die Tatsache, keinem vergleichbaren ‚Fall‘ begegnet zu sein, zur nochmaligen Unterstreichung der Stichhaltigkeit ihrer Behauptung nutzt.

Zur sprachlichen Realisierung: Dass Esther im Berliner Dialekt spricht, verweist zum Einen darauf, dass sie die (Re-)Integration in Deutschland sprachlich vollzogen hat, indem sie ebenso spricht, wie den Menschen in ihrer Umgebung der ‚Schnabel gewachsen‘ ist, zum Anderen kommt ihr hier die schon zum Klischee geronnene ‚Schnoddrigkeit‘ des Berlinerischen als Stilmittel entgegen, um die Drastik ihrer damaligen Situation und ihrer Entscheidung deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Erstmals werden nun also andere Menschen als Interaktionspartner konkret, aber: Esther ist innerhalb dieser Gruppe von Menschen mit ihrer Position allein. Es muss sich dabei nicht um eine tatsächlich als solche konstituierte Gruppe von Menschen handeln, die alle miteinander bekannt waren, sie stellen aber insofern eine Gruppe dar, als sie alle versuchten, Esther von der ‚Unsinnigkeit‘ ihrer Rückkehr nach Deutschland zu überzeugen.

Sollte Esther mit diesen Menschen über ihre Entscheidung diskutiert haben, so konnten ihre Argumente nicht überzeugen, denn sie wurde nicht verstanden, sondern aufgrund ihrer als verrückt bewerteten Entscheidung zur Außenseiterin. Sie muss also für ihre Rückkehr in ein zerstörtes Land ein starkes Motiv gehabt haben. Da sie offenbar bald nach dem Krieg zurückkehrte, kann, wie in Lesart (L3) in Sequenz 2 bereits ausgeführt, angenommen werden, dass dieses Motiv politischer Natur war. Damit aber erhält nun Esthers Entscheidung noch größeren Unbedingtheitscharakter – durchzusetzen scheint sich hier die Lesart

von der Selbststilisierung als Person, die unbeirrt ihren Weg geht und unabhängig von äußeren Anfeindungen das Richtige tut, das andere nicht als solches erkennen.

Die Lesart einer fremdbestimmten Rückkehr ist damit noch immer nicht auszuschließen, denn diese wäre dann gewissermaßen blind, ohne Abwägung von Argumenten, vollzogen worden. Sie wird aber unwahrscheinlich insofern, als sich Esther als (autonom entscheidende und handelnde) Person eingeführt hat, für deren Identität gerade diese ‚untypische‘ Rückkehr zentral ist – hätte sie dafür nun keine Argumente, hätte sie sich selbst dementiert.

Esther muss diese Argumente nun nennen.

6. Ich hab's eigentlich auch nur gemacht, weil ich in meinen Mann so verliebt war und der unbedingt zurück äh kehren wollte, ne, der war älter, ne, sonst wär ich sicher auch da/ mein Bruder is auch da jeblieben und alle die ich so.. kannte, ne. Also, das is schon mal ganz untypisch bei mir.

Esther nennt den Grund ihrer Rückkehr, schränkt diesen aber sofort in seiner Gültigkeit bzw. hinsichtlich seiner Vernünftigkeit ein (auch nur). Das heißt nicht nur, dass sie für die Gegenargumente der Freunde oder Bekannten sehr wohl empfänglich war, sondern darüber hinaus, dass sie, wäre sie nicht in ihren Mann verliebt gewesen, selbst überhaupt nicht auf die Idee gekommen wäre, nach Europa zurückzukehren. Ihre Rückkehr nach Deutschland ist insofern eine zufällige, als sie ihrem Mann auch anderswohin gefolgt wäre. Es setzt sich damit die Lesart einer beziehungsorientierten Rückkehr durch, denn Esther hätte für sich allein kein Motiv gehabt, sondern ist vielmehr ‚blind vor Liebe‘ ihrem Mann gefolgt. Nun mag zwar Verliebtheit oder Liebe ein starkes Motiv sein, das Entscheidende ist aber hier, dass dieses Motiv von Esther selbst entwertet und als nicht hinreichend eingestuft wird, dass es sich also aus ihrer Sicht um eine heteronome Entscheidung handelt, die die bisherige Konstruktion von Autonomie dementiert. Die Rückkehr basiert weder auf einem von beiden geteilten Wunsch noch fand offenbar ein Prozess statt, in dem gemeinsam abgewogen wurde. Dies ist zu folgern aus der Äußerung, dass der Mann „unbedingt“ zurück wollte, also ohne Ansehen der faktischen Bedingungen eines Lebens in Deutschland nach dem Krieg, bzw. umgekehrt ohne Formulierung von Bedingungen, unter denen ein Leben dort akzeptabel und realisierbar erschiene. Er war somit im Grunde konträren Argumenten ebenso wenig zugänglich wie Esther, die ‚einfach‘ mit ihm mitging. Damit wird einerseits das Klischee von Liebe als der nicht zu überbietenden Kraft bedient. Insofern aber diese Rückkehr weder mit eigenen Motiven noch mit denen des Mannes begründet wird, die z.B. beruflicher oder politischer Art gewesen sein mögen, und überdies auch der damalige politische Kontext vollkommen unberücksichtigt bleibt, handelt es sich andererseits in der Tat um eine ‚untypische‘ Entscheidung. Sie weist Esther als eine Person aus, für die weder politische oder moralische Aspekte noch die eigenen biographischen Erfahrungen der Kindheit Anlass boten, eine Rückkehr nach Deutschland für sich selbst zu problematisieren, sondern die um einer Bindung willen bereit war, ‚vernünftige‘ Argumente zu ignorieren. Wenn das an sich ebenso vernünftige und starke Argument der Liebe nun aber retrospektiv als ein nicht ausreichendes präsentiert wird, kann dies nur heißen, dass die Liebe nicht das gehalten hat, was Esther sich von ihr erhofft hatte und dass sie sich durch die radikale Selbstpräsentation als ‚untypisch‘ die Konstruktion

als autonom handlungsfähige Person, die diesen ‚Fehler‘ erkennt und als solchen offensiv präsentiert, aufrechtzuerhalten sucht. Nochmals zugespitzt formuliert: Prägnant ist hier, dass gerade in der Darstellung dieser als ‚eigentlich‘ schwach angesehenen Entscheidung Stärke zu demonstrieren gesucht wird, um die bisherige Selbstpräsentation aufrechtzuerhalten.

Wenngleich also diese Sequenz zunächst den bisher herausgearbeiteten Hypothesenelementen hinsichtlich der Fallstruktur zu widersprechen scheint, da Esther doch offenbar ihre Selbstpräsentation dementiert, wird bei genauerer Betrachtung deutlich, dass sich hier im Gegenteil die bereits herausgearbeitete Struktur eines Habitus reproduziert, bei dem aus ‚Schwäche‘ Stärke gemacht wird. Esther ist in der Tat ‚anders‘ – einerseits als die Bekannten und Freunde, die ihr mit dem Argument des ‚guten Lebens‘ davon abraten, nach Deutschland zu gehen, aber auch anders als die Remigranten, die politische Motive hatten, um zurückzukehren und zu denen vermutlich auch ihr Mann gehörte. Dies ist der Grund, weshalb sie sich als ‚untypische‘ Emigrantin präsentieren ‚muss‘. Ihr Dilemma ist das einer unpolitischen Biographie. ‚Typische‘ Emigranten, das wird nun vollends deutlich, sind für Esther politisch denkende und handelnde Menschen – entweder solche, die aus politischen Gründen bereits aus Deutschland fliehen mussten, oder aber solche, die aufgrund der Diktaturerfahrung in Deutschland und der erzwungenen Emigration entsprechend sensibilisiert wurden. Aufgrund der Orientierung an dieser Normalitätsfolie kann Esther ihre emotionale, beziehungsorientierte Entscheidung nicht als angemessenes Motiv präsentieren. Aber mit der Degradierung von Gefühlen als für eine Begründung nicht hinreichend nimmt Esther sich, wie bereits zuvor deutlich wurde, im Grunde die Möglichkeit, sich als authentisch zu erleben und darzustellen.

Ihre Selbstpräsentation über ‚Andersartigkeit‘ liegt begründet in einem ‚Fehler‘, so dass beinahe wie beim Phänomen der Delinquenz von einer demonstrativen, trotzigem Kultivierung des Abwechslertums gesprochen werden könnte.

An dieser Stelle soll die Sequenzanalyse beendet und eine erweiterte, zusammenfassende Strukturhypothese formuliert werden.

4. Zusammenfassung und Fallstrukturhypothese

Hinsichtlich der Identitätskonstruktion Esthers zeigt sich als prägnantestes Strukturmerkmal das Bemühen um die Präsentation als autonom. Die Perspektive auf Selbst und Biographie erfolgt maßgeblich über die Abarbeitung an einem Typus (‚Emigrantenkind‘) und an der Frage ‚wer/wie bin ich (nicht)‘. Die Selbststilisierung als vollkommen ‚untypisch‘ wird nicht vollzogen über die positive Zuschreibung von Eigenschaften, sondern über die prekäre Konstruktion des Selbst als ‚Nicht-wie-die-anderen‘, die Ausdruck eines krisenhaften Ringens um Identität und Autonomie ist. Diese Konstruktion ist deshalb prekär, da sie um den Preis der emotionalen Selbstbescheidung bzw. -entfremdung erfolgt, denn die Konstruktion einer ‚Negatividentität‘ produziert letztlich nur eine leere Hülle.

Esther kann ihre Entscheidung zur Rückkehr nach Deutschland aus Liebe zu ihrem Mann vor sich selbst nicht anerkennen, sondern betrachtet diese als ei-

nen aus Abhängigkeit begangenen Fehler, mit dem sie sich selbst um die Chance auf ein besseres Leben gebracht hat. Insofern ist ihre Identitätskonstruktion und ihr Habitus der Selbststilisierung über die Definition als ‚Nicht-wie-andere‘ Teil einer den Schmerz eines ‚verlorenen‘ Lebens vermeidenden oder wenigstens begrenzenden Form der Krisenbewältigung.

Der in ihrer Darstellung thematisch werdende Kernkonflikt, in dem Autonomie bzw. Heteronomie synonym gesetzt werden mit Abweichung bzw. Anpassung, ist jedoch, wie bereits die Analyse der objektiven Daten gezeigt hat, ein Konflikt, der jenseits der gesellschaftlichen Ebene der ‚Normalbiographie‘ sowie jener der Beziehungen zwischen Familie und Umwelt bereits in ihrer Kindheit auf einer weiteren Ebene angelegt ist, nämlich auf der innerfamilialen bzw. interpersonalen Ebene der Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Dies zu realisieren, scheint für Esther aber zu schmerzhaft zu sein, denn in diesem Falle müsste sie sich mit der einstmaligen Abhängigkeit von einer permanent die Entfaltungsmöglichkeiten ihrer Kinder behindernden Mutter konfrontieren. Insofern wird das persönliche ‚Drama‘ einer enttäuschenden Beziehung zu dieser Mutter ‚ausgeblendet‘ und das Thema (Re)Migration nur behandelt auf der historisch-gesellschaftlichen Ebene von Erwartungen an eine ‚Normalbiographie‘, von der sie aufgrund einer persönlichen und eben selbst getroffenen Entscheidung abweicht.

Esthers Dilemma besteht darin, dass die Mutter für sie ein ‚übermächtiges‘, über Leben und Tod entscheidendes Vorbild darstellte, das sie selbst einerseits schwer erreichen konnte (und kann) und von dem sich abzugrenzen sich für Esther andererseits schlicht kaum eine Möglichkeit bot, ohne die Mutter und deren Ideale tendenziell zu ‚verraten‘, denn diese stand als verfolgte jüdische Kämpferin gegen den Nationalsozialismus bereits auf der moralisch ‚richtigen‘ Seite. Und nicht nur das, es boten sich ihr aufgrund der Radikalität der Mutter auch kaum Möglichkeiten, diese zu übertreffen⁷, erst recht keine vergleichbaren ‚Gegner‘. ‚Gegnerin‘ war somit aufgrund ihrer permanenten vermeintlichen moralischen Überlegenheit vielmehr die eigene Mutter selbst, gegen die Esther ja aber nicht ankommen konnte und durfte, weil sie sich immer noch Nähe und Sicherheit von dieser erhoffte. Die Entwicklung eines Habitus der Krisenbewältigung in Form von Selbststilisierung als autonomes, auf niemanden verwiesenes Subjekt ist insofern ein Versuch der Linderung und Überwindung des Kindheitsschmerzes, der scheitern muss, weil er das Erkennen seiner unbewussten Motiviertheit verhindert. Esthers Autonomiebestrebung ist die Prothese, unter der gelegentlich der Schmerz einer enttäuschenden Beziehung zur Mutter nur noch wie ein Phantomschmerz als Schmerz über ‚Fremdheit‘ und Anderssein spürbar wird.

Erzählt wird eine Geschichte des Scheiterns, dessen Gründe in einer mangelhaften Person-Umwelt-Passung gesehen werden, wobei Esther Besonderheit nur als Negativum konstruieren kann. Im Grunde genommen aber – hier komme ich noch einmal auf die objektiven Daten zurück – ist ihre Geschichte kaum anders denn als Geschichte fortgesetzter Deprivationen zu bezeichnen, angefangen beim Verlust des Vaters über die mehrfache Trennung und Entfremdung von der Mutter, das vermutlich eher ärmliche Leben in New York und die mangelnden Explorationsmöglichkeiten in der Adoleszenz bis hin zur Remigration in die spätere DDR mit einem Ehemann, der am Aufbau dieses Staates vermutlich zumindest zu Beginn als Wissenschaftler aktiv mitwirkte und eine privilegierte Stellung erhielt und des Weiteren vor allem hinsichtlich seiner Karrieremög-

lichkeiten von Esther unterstützt wurde. Der von ihr gewählte Bewährungsmythos von Paarbeziehung und Mutterschaft ist zugleich der einzige subjektiv sinnhafte für sie, denn dieses Feld ist das einzige, auf dem sie etwas anders und ‚besser‘ machen konnte als die eigene Mutter.

Aus den gleichen Gründen aber bleibt Esther lebenslänglich eine Emigrantin, auch und gerade in der DDR. Denn die herausgearbeiteten Autonomiebestrebungen in Esthers Selbstpräsentation müssen dann auch im Kontext ihres Erwachsenenlebens unter dem DDR-Regime gesehen werden, unter dem sich strukturell die Spannung zwischen allumfassenden Loyalitätsverpflichtungen auf das Kollektiv einerseits und einer selbstbestimmten Lebensführung sowie dem Bemühen um die Aufrechterhaltung von Privatsphäre andererseits ergab. Dies kann hier allerdings nicht mehr anhand der Darstellung einer ausführlichen Rekonstruktion aufgezeigt, sondern nur noch skizziert werden. Wenngleich Esther Brückner auf ihr Leben in der DDR verhältnismäßig knapp und vage eingeht, ist ihrer Erzählung jedenfalls zu entnehmen, dass sie selbst sich in den ersten Jahren parteipolitisch betätigt hatte, dass sie dieses Engagement aber wohl eher als (lästige) Pflicht empfand, immer weiter reduzierte und schließlich einstellte.

„Ja, politisch hab ich am Anfang der Zeit/hab ich so allerhand Funktionen gehabt, so, in der Sozialistischen Einheitspartei, in der Sektion Chemie und so äh, so kleine Funktionen [...] aber dann so, äh, die letzten Jahrzehnte [...] irgendwie so janz doller Lust hatte ich nicht mehr, und war auch, nicht mehr/es/ hatte nicht mehr so viele überschüssige Kräfte, also hat so n bisschen nachgelassen auch, ja, meine – Aktivität. Aber ich hab noch oft so ne Sachen gemacht, entweder im Haus mal was repariert, wenn was kaputt war so äh ..am ge/Treppeneländer, irgend so was, [...] Also ich hab immer versucht mich irgendwie nützlich zu machen.“

Von dem anfangs (möglicherweise noch aus politischer Überzeugung heraus) erfolgenden Engagement bleibt nur noch ein gelegentliches Helfen; das ‚Sich-Nützlich-Machen‘ für das Staatskollektiv wird reduziert auf das Tätigsein innerhalb einer Gemeinschaft mit mehr oder minder persönlich bekannten Personen des unmittelbaren Lebensumfeldes. Dieser Rückzug ins Private und die bei dem Versuch des Ausweichens vor der Übergriffigkeit des Staates empfundene Enttäuschung und Verzweiflung wird besonders an einer Passage über Erfahrungen ihres Ehemannes erkennbar:

„Er durfte oft in den Westen fahren äh, für Forschung. So irgendwo ins Archiv sich setzen und so was, ja? Äh und dann musste er immer ((dramatisch)) Berichte darüber schreiben, ((gespielt gequält)) *da hat er immer jejjammert: hach Gott, wat schreib ich denn nun, wat wollen die denn nun schon wieder wissen und und musste dann (sogar denken), ja, dat darf ich nicht erwähnen und und*, also det war ne große Qual für ihn, aber, aber sie ließen ihn nur fahren, wenn er dann hinterher auch äh/dat musste innerhalb von drei Tagen, in – zehnfacher Ausfertigung und dat hat ihn immer fürchterlich – jeärgert, und und aber irgendwie fand er nischt, wat er dajegen tun kann, nicht?“

Es kann hier auf diese Passagen und auch auf weitere darin thematische Aspekte, wie erwähnt, nicht mehr intensiver eingegangen werden. Sie zeigen jedoch meines Erachtens, dass Esthers in der Adoleszenzkrise herausgebildeter Krisenverarbeitungshabitus der Selbststilisierung als autonom und untypisch durch ihre späteren Erfahrungen in der DDR in seiner Tragfähigkeit noch bestärkt wird. Dieser Staat, mit aufgebaut von den eigenen Angehörigen, und somit wiederum ein das eigene Leben massiv beschneidendes Machwerk der Älteren, muss für sie zur Lebensenttäuschung geworden sein, aus dem sie nur ‚nach innen‘ fliehen konnte, so dass sie sich gewissermaßen in die ‚innere Emigration‘ begab.

Anmerkungen

- 1 Für Anregungen danke ich Axel Fehlhaber und Sandra Hirschler.
- 2 Alle Namen wurden anonymisiert; Ortsangaben sowie weitere objektive Daten wurden nicht verändert, aber so allgemein wie möglich gehalten, um die Anonymität der jeweiligen Person zu gewährleisten.
- 3 Die Einrichtung von Assistenturen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts führte zwar zu einer Entschärfung zumindest der heiklen materiellen Lage der Privatdozenten, in den Geisteswissenschaften war aber die Verbindung von Assistenz und Privatdozentur weniger üblich als in den Naturwissenschaften (vgl. Schmeiser 1994, S. 47ff.) Im vorliegenden Fall ist jedenfalls nichts über eine Assistentenstelle des Vaters bekannt.
- 4 1908 war in Berlin-Schöneberg die erste Soziale Frauenschule unter der Leitung von Alice Salomon gegründet worden, die den Frauen über eine qualifizierte Berufsausbildung den Weg in die hauptamtliche Wohlfahrtspflege ermöglichen sollte. Ab 1917 wurde außerdem von Helene Lange die Soziale Frauenschule bzw. das Sozialpädagogische Institut in Hamburg aufgebaut.
- 5 Margot hatte eine Berufsausbildung und verstand sich somit vermutlich als emanzipierte Frau, für die der traditionell-bildungsbürgerliche Lebensentwurf und eine Verheiratung durch die Eltern nicht in Frage kam. Walter wäre aus Sicht der Schwiegereltern auch kein geeigneter Heiratskandidat gewesen, da er aus eigener Kraft keine Familie ernähren konnte und keine Gewissheit darüber bestand, ob er es in Zukunft können würde. Eine Verheiratung und Alimentierung der Ehe um des bloßen Familienfortbestands willen war überdies nicht notwendig, da Margot erst 22 war und auch noch einen Bruder und eine Schwester hatte.
- 6 Wie oben bereits angekündigt, verzichte ich auf Ausführlichkeit hinsichtlich der Darstellung der Verfahrensschritte und überspringe an dieser Stelle sowohl den Schritt der Protokolltypbestimmung als auch den der kontextfreien Interpretation. Hinzugefügt sei im Gegenteil als Kontextinformation noch, dass diese Sequenz aus der Phase der Redeübergabe stammt, also geäußert wurde, noch bevor eine konkrete Erzählauforderung formuliert worden war.
- 7 Jedenfalls nicht, wenn das Ziel tatsächlich in gelungener Individuierung besteht, die die Fortsetzung und nicht die Auslöschung des eigenen Lebens als radikalstes Opfer im politischen Kampf voraussetzt.

Literatur

- Ainsworth, M. (1970): Attachment as Related to Mother-Infant-Interaction. In: Rosenblatt, J./Hinde, R. et al. (eds.): *Advances in the Study of Behaviour*, Vol. 9. New York/San Francisco/London, S. 1-51.
- Freud, A./Burlingham, D. (1951/1982): *Heimatlose Kinder. Zur Anwendung psychoanalytischen Wissens auf die Kindererziehung*. Frankfurt a. M.
- Marcia, J. E. (1989): Identity Diffusion Differentiated. In: Luszcz, M. A./Nettelbeck, T. (eds.): *Psychological Development: Perspectives Across the Life-Span*. North Holland, S. 289-294.
- Marcia, J. E. et al. (eds.) (1993): *Ego Identity. A Handbook for Psychosocial Research*. New York.
- Oevermann, U. (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit. In: Wohlrab-Sahr, M. (Hrsg.): *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*. Frankfurt a. M./New York, S. 27-102.
- Oevermann, U. (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, K. (Hrsg.): *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt a. M., S. 58-156.

- Oevermann, U. (2004): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, D./ Veith, H. (Hrsg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Stuttgart, S. 155-181.
- Schmeiser, M. (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Stuttgart.
- Wagner, H.-J. (2004): Krise und Sozialisation. Strukturele Sozialisationstheorie II. Frankfurt a. M.
- Weber, M. (2004): Gesammelte Werke. Digitale Bibliothek Band 58. Berlin.
- Zimmer, J. (Hrsg.) (1984): Mit uns zieht die neue Zeit. Die Naturfreunde. Zur Geschichte eines alternativen Verbandes in der Arbeiterkulturbewegung. Köln.

Gerhard Riemann

Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavan's „Suicide“¹

Suicidality as Process – Reanalyzing the Diary of Wallace Baker in Ruth Shonle Cavan's „Suicide“

Zusammenfassung:

Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Re-analyse eines Tagebuchs, das erstmals in einer der „klassischen“ soziologischen Chicagoer Monographien der zwanziger Jahre, Ruth Shonle Cavan's „Suicide“ (1928), präsentiert und interpretiert worden war. Es geht um einen darum, unabhängig von Cavan's Interpretationen einen Zugang zu den Erfahrungen des Verfassers dieses Tagesbuchs zu gewinnen, eines jungen Mannes, der sich schließlich das Leben genommen hat: Was macht er, wenn er Tagebuch führt, und welche Bedeutung hat es für ihn? Worunter leidet er? Und wie lässt sich auf der Grundlage einer sequenzierenden Betrachtung der Tagebucheinträge ein Einblick in die Dynamik seiner Verlaufskurve des Leidens gewinnen? Dabei wird deutlich, dass die Tagebuchanalyse auch einen besonders klaren Einblick in die biographische Relevanz kollektiver Vorstellungsgehalte und expertenhafter Wissensbestände bietet, die von Gesellschaftsmitgliedern als (in einem umfassenden Sinne) identitätsbestimmend erfahren werden können: als etwas, wodurch sie völlig identifiziert, moralisch bewertet und erklärt werden. Eine solche Reanalyse des Textes ermöglicht es zum anderen, die Leistungen und Blindstellen von Cavan's Studie klarer zu erfassen. Die Beschäftigung mit den frühen Chicagoer Monographien und den in ihnen enthaltenen Primärmaterialien ist für die heutige qualitative Sozialforschung aus unterschiedlichen Gründen anregend, u.a. um sich die Besonderheiten

Abstract:

The author engages in a reanalysis of a diary initially presented and interpreted in Ruth Shonle Cavan's „Suicide“ (1928), one of the „classical“ sociological monographs of the Chicago School of the 1920s. On the one hand, an attempt is made to come to understand, quite independently from Cavan's interpretations, the experiences of the author of the diary (a young man who, in the end, took his own life): What does the activity of keeping a diary stand for, and what does it mean to him? What is it that makes him suffer? And how can a sequential analysis of diary entries help us gain an insight into the dynamics of his trajectory of suffering? It becomes apparent that the analysis of the diary also affords an especially clear insight into the biographical impact of collective representations and existing expert knowledge which the members of a society may experience as a comprehensive determinant of their identity that provides them with an exhaustive identification, moral evaluation, and explanation of their self. On the other hand, the reanalysis allows for a clearer appreciation of the achievements as well as blind spots of Cavan's study. For qualitative researchers, familiarizing themselves with the early Chicago monographs and the primary data they include is still stimulating for a variety of reasons, among them a heightened awareness of the distinctive characteristics of their own analytical procedures. – The style of this particular analysis of a diary bears the

der eigenen Analyseprozeduren vor Augen zu führen. Der Stil der hier entwickelten Tagebuchanalyse ist von der formalinhaltlichen Auseinandersetzung des Verfassers mit autobiographisch narrativen Interviews geprägt.

Schlagworte: frühe Chicagoer Soziologie, Suizid, Tagebuch, strukturelle Beschreibung, Verlaufskurven des Leidens, Sexualität, historische Sozialforschung

mark of the author's (formal as well as substantive) analysis of narrative autobiographical interviews.

Keywords: early Chicago sociology, suicide, diary, structural description, trajectories of suffering, sexuality, historical social research

1. Vorbemerkung

Am 28. September 1913 wurde am Strand von Manhattan der Leichnam eines jungen Mannes gefunden, den man einige Tage später als Wallace E. Baker identifizierte. Baker hatte, kurz bevor er sich am 27. September das Leben nahm, dem Herausgeber der Zeitschrift „The International“ sein Tagebuch zugeschickt und ihm einen Brief geschrieben, in dem er ihm mitgeteilt hatte:

„Mit getrennter Post schicke ich Ihnen einen Bericht eines jungen Mannes, der im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen. Mein einziges Ziel ist, dass er für den Fall seiner teilweisen oder vollständigen Veröffentlichung helfen möge, den Weg für einige zu erleichtern, die folgen. Ich habe hier und da Bezüge auf Orte und Leute um ihretwillen herausgenommen, weil ich natürlich nach dem Tod nicht um mich selbst besorgt sein kann.“

Das Tagebuch wurde vollständig und ohne jeden Kommentar veröffentlicht – abgesehen von dem Abdruck des gerade auszugsweise zitierten und von mir übersetzten² Begleitschreibens und kurzen Anmerkungen dazu, wie Bakers Identität festgestellt wurde –, allerdings nicht im „The International“, sondern in dem im New Yorker Verlag Albert and Charles Boni erscheinenden Periodikum „The Glebe“ (Vol. 1, No. 2, 1913, S. 5-83). In dieser 1913 gegründeten und von Alfred Kreyborg und Man Ray herausgegebenen Literaturzeitschrift, die ihren Betrieb bereits 1914 – nach zehn Ausgaben – einstellte, wurden Gedichte, Kurzgeschichten und Dramen amerikanischer und europäischer Autoren abgedruckt, so etwa frühe Arbeiten von Ezra Pound und James Joyce und auch Frank Wedekinds „Lulu“ in amerikanischer Übersetzung. „The Glebe“ war eine der frühesten amerikanischen Literaturzeitschriften, die sich der Förderung experimentellen Schreibens widmete.³

Fünfzehn Jahre später wurden Auszüge aus Wallace Bakers Tagebuch von der Chicagoer Soziologin Ruth Shonle Cavan in ihrer Studie „Suicide“ präsentiert und analytisch kommentiert (Cavan 1928, S. 222-248).⁴ Cavans Untersuchung nimmt eine wichtige Stellung innerhalb der soziologischen Literatur zum Selbstmord ein: zum einen als eine der klassischen sozialökologischen Arbeiten zu diesem Themenbereich (vgl. Douglas 1967, S. 95-108), zum anderen deshalb, weil hier der Versuch unternommen wird, den „Suizidprozess“ in unterschiedlichen Varianten unter Berücksichtigung der Betroffenenperspektiven zu studieren, und zwar auf der Basis von diversen Materialien: Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern („coroners“), Fürsorgeberichten, Zeitungsausschnitten, Abschiedsbriefen und -notizen, ausführlichen Antworten auf offene Fragebögen

(in denen es um die Erkundung suizidaler Neigungen ging), aber eben auch Tagebüchern. Dieser unbefangene Umgang mit heterogenen Materialien ist charakteristisch für viele Chicagoer Monographien aus dieser Zeit. Tagebücher wurden auch in anderen damaligen Studien abgedruckt und analytisch kommentiert (vgl. z.B. Mowrer 1927), und ihre Verwendung wurde in den Methoden-Handbüchern für Chicagoer Soziologiestudenten (Bogardus 1926; Palmer 1929) empfohlen.

Da ich vor längerer Zeit einmal Ruth Cavans Studie gelesen hatte und nur noch flüchtige Erinnerungen geblieben waren, entwickelte sich nun die Idee, ausgehend von ihrem Interesse an der Entdeckung sozialer Prozesse eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker durchzuführen. Mit einem solchen Datenmaterial hatte ich mich bisher noch nicht beschäftigt⁵, aber gerade das fand ich reizvoll, zumal es sich bei der Thematik des Suizids – also der extremsten Form des Rückzugs aus der Gesellschaft – um etwas handelt, was seit Durkheim eine besondere Faszination auf die soziologische Theoriebildung und Forschung ausgeübt hat. Dazu war es allerdings sinnvoll, an die im „Glebe“ abgedruckte Originalfassung des Tagebuchs heranzukommen, da Ruth Cavan doch relativ häufig längere Textpassagen ausgelassen hatte. (Oft wurden von ihr nur die Anfangsteile von Tagebucheinträgen zitiert.) Das war entgegen den für mich eher entmutigenden Hinweisen der Autorin aus dem Jahr 1928 („Die Veröffentlichung ist seit langem vergriffen, und es ist äußerst schwierig, sie sich zu verschaffen.“) über eine Fernleihbestellung der Universitätsbibliothek problemlos möglich.⁶

Um die Re-Analyse durchführen zu können, habe ich erst einmal Ruth Cavans Kommentar zu Wallace Bakers Tagebuch bewusst ignoriert. An das, was ich vor über einem Jahrzehnt gelesen hatte, konnte ich mich auch nicht mehr erinnern. Erst nach Beendigung dieses Versuchs wollte ich mich wieder ihren Ausführungen zuwenden, um mich von den Unterschieden oder Gemeinsamkeiten in dem, was wir meinten herausgefunden zu haben, überraschen zu lassen und die Spezifika des jeweiligen Forschungsstils im Licht des anderen zu entdecken. Es ging mir also nicht nur um die Re-Analyse eines Tagebuchs und – darüber – um eine soziologische Annäherung an die Suizidthematik, sondern auch darum, auf diese Weise einen besonderen Zugang zu einer der „klassischen“ Chicagoer Monographien zu finden.⁷ An diesem Plan ist der folgende Beitrag orientiert.

Bevor ich jedoch die Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker durchführe und mich mit Ruth Cavans analytischen Kommentaren zu diesem Tagebuch beschäftige, erscheinen mir einige Hinweise zum Aufbau ihrer Untersuchung insgesamt sinnvoll. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich verstehen, welchen Stellenwert ihre knappe (viereinhalbseitige) Tagebuchanalyse (S. 244-248) im Gesamtrahmen ihrer Studie hat und warum sie in einer bestimmten Weise untergliedert ist.

2. Die Monographie

Ruth Cavans „Suicide“ weist zwei große Teile auf – „Suizid und soziale Desorganisation“ (S. 3-108) und „Suizid und persönliche Desorganisation“ (S. 111-

333). An der Begrifflichkeit wird erkennbar, dass sie sich an dem im „Polish Peasant“ von Thomas und Znaniecki entwickelten Paradigma orientiert, das für zahlreiche Chicagoer Arbeiten in dieser Phase maßgeblich war (vgl. Carey 1975, S. 95-120), auch wenn sich die Bedeutung des vage gebrauchten Konzepts der „sozialen Desorganisation“ – von Thomas und Znaniecki bis hin zu den von C. Wright Mills scharf kritisierten „social pathologists“ (Mills 1943) – im Laufe der Zeit stark veränderte: Während in Thomas und Znaniecki (und in ihrer Nachfolge: Robert Parks) Verständnis Phasen der „Desorganisation“ Phasen der „Reorganisation“ vorausgingen, sozialer Wandel immer im Zentrum der Aufmerksamkeit stand und eine große Faszination auf den Forscher ausübte, wurde das Konzept später zunehmend statisch gebraucht und erhielt häufig moralisierende Konnotationen. Auch war für Thomas und Znaniecki das Zusammenfallen von „sozialer“ und „individueller Desorganisation“ noch keine Notwendigkeit, worauf ihre Unterscheidung vom „kreativen Menschen“, „Philister“ und „Bohemien“ verweist (nur der zuletzt genannte Persönlichkeitstyp entwickelt sich ihrer Ansicht nach dann, wenn „individuelle“ aus „sozialer Desorganisation“ resultiert), während in späteren Arbeiten ein solcher Zusammenhang häufig als selbstverständlich vorausgesetzt wurde.

Die Beschäftigung mit dem Phänomen des Suizids liefert Cavan zufolge einen besonderen heuristischen Zugang zur Aufdeckung gesellschaftlicher Veränderungen – eine Überzeugung, die sie mit vielen Soziologen in der Nachfolge Durkheims teilt. Dem Argument, dass Todesfälle infolge von Suizid doch gegenüber den durch Krankheit verursachten Todesfällen zu vernachlässigen seien, hält sie entgegen (S. 9):

„Der Suizid kann jedoch nicht in fairer Weise mit Todesfällen infolge physiologischer Krankheiten verglichen werden. Der Suizid gehört in eine andere Serie: Todesfälle infolge sozialer und psychischer Ursachen. Tötungen und viele Typen von Unfällen gehören in die gleiche Serie und resultieren – gemeinsam mit dem Suizid – zu einem großen Teil aus Defekten in der sozialen Kontrolle.“ (Hervorhebung von G.R.)

Aber es geht Ruth Cavan nicht nur um einen empirisch-theoretischen Beitrag zur soziologischen Forschung, sondern auch darum, mit ihren Erkenntnissen dazu beizutragen, dass ein soziales Problem, das sich immer stärker ins öffentliche Bewusstsein gedrängt hatte, bearbeitet und individuelles Leiden gelindert werden kann (vgl. S. 331ff.).

Dass eine solche sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Suizid zu dieser Zeit in den USA alles andere als selbstverständlich war, lässt sich auch an den Positionen erkennen, gegenüber denen sie immer wieder Stellung bezieht: etwa pathologisierenden Auffassungen (vgl. ihr Vorwort: „dass der Suizid *ipso facto* Beweis für Abnormalität sei“) oder der biologistischen Theorie des „rassischen Temperaments“ (vgl. S. 26-37). Ihre Leistung, gegenüber einem solchen ideologischen Umfeld soziologische Perspektiven zu entwickeln und sich in einer naturalistischen Haltung auf die Perspektiven der Betroffenen (d.h. der Suizidenten) einzulassen, wird auch dadurch nicht geschmälert, dass im folgenden – insbesondere auf der Grundlage der Re-Analyse des Wallace Baker-Textes – auch Kritik an ihrer Studie geübt wird.

Beim ersten Teil ihrer Studie – der Beschäftigung mit dem Suizid im Kontext sozialer Desorganisation – handelt es sich (neben historisch orientierten Ausführungen und der Sichtung ethnologischen Materials zu einfachen Gesellschaften) um eine vergleichende Analyse offizieller Suizidraten unterschiedlicher Gegenwartsgesellschaften, amerikanischer Städte und Chicagoer Stadtteile, um

„soziale Faktoren“ in der Verursachung von Suiziden zu identifizieren. Insbesondere in der sorgfältigen Auseinandersetzung mit den Suizidraten in unterschiedlichen Gegenden Chicagos – etwa denen, in denen Menschen isoliert in möblierten Zimmern leben; in den „Scheidungsgebieten“; den Vierteln der „Pfandleihhäuser“; den verschiedenen ethnischen Enklaven usw. – zeichnet sich ein Untersuchungsstil ab, der auch für spätere sozialökologische Arbeiten der Chicagoer Soziologie charakteristisch ist. Cavans Untersuchung gehört insofern zu den Klassikern in dieser Tradition.

Ich möchte an dieser Stelle nicht näher auf berechnete Einwände gegenüber diesen Analysen (einschließlich der von Ruth Cavan) eingehen – insbesondere den der unkritischen Akzeptanz amtlicher Statistiken und den des ökologischen Fehlschlusses –, da es in meinem Beitrag um andere Dinge geht. Wichtig erscheint mir aber der Hinweis, dass Cavan selbst verschiedentlich – das wird auch von Jack Douglas in seiner einflussreichen Kritik unterschiedlicher Suizidtheorien hervorgehoben (Douglas 1967, S. 99f.) – auf die begrenzte Aussagekraft statistischer Korrelationen verweist und in anderen Worten schon die Gefahr des ökologischen Fehlschlusses beschreibt: so etwa, wenn sie in einer eher beiläufigen Kritik der Arbeiten von Durkheim und Morselli bemerkt (S. 289):

„Der Wert der Statistik in den beiden Fällen wird durch die Tatsache gemindert, dass keine direkte Beziehung zwischen Alkoholismus und Suizid aufgezeigt werden kann. Nur eine Untersuchung tatsächlicher Fälle kann entscheiden, ob Alkoholismus und Suizid miteinander verbunden sind.“

Diese Hinwendung zu einzelnen „Fällen“ steht dann auch im Mittelpunkt ihrer Monographie, und es sind ihre empirisch (auf einer Vielzahl von Fallmaterialien) begründeten Beiträge zu einer Theorie der „persönlichen Desorganisation“, die in der Einleitung von Ellsworth Faris, ihrem Mentor, besonders hervorgehoben werden.

Wenn eben davon die Rede war, dass die Studie zwei große Teile aufweise, dann ist das zu schwach formuliert. Es sollte eher davon die Rede sein, dass „Suicide“ in zwei Teile zerfällt, da in der Fokussierung auf „persönliche Desorganisation“ der theoretisch postulierte und (versuchsweise) statistisch untermauerte Rahmen der „sozialen Desorganisation“ nicht mehr sichtbar ist – jedenfalls nicht in den theoretischen Formulierungen. In den als Belegstücken eingeführten Fallmaterialien (Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern usw.) werden dagegen die unter dem Begriff der „sozialen Desorganisation“ subsumierten Zerfallserscheinungen des Großstadtlebens immer wieder als Hintergrundbedingungen angedeutet.

Im Mittelpunkt dieses umfangreichen zweiten Teils stehen die unterschiedlichen Typen des „Suizidprozesses“, unter dem Cavan „die verschiedenen Arten von Krisen“ versteht, „die im Suizid enden.“ (S. 148). Grundlegend ist folgende Vorstellung:

„Wenn Persönlichkeit oder Interessen und die Lebensorganisation oder Mittel, die Interessen zu befriedigen, sich gegenseitig ergänzen, dann tendiert das Leben dazu, in einer mehr oder weniger gewohnten Weise weiter zu gehen. Aber wenn es aus irgendeinem Grund einen Bruch in der wechselseitigen Beziehung von subjektiven Interessen und externer Welt gibt, existiert eine Krise oder kritische Situation und alte Gewohnheiten und Einstellungen sind nicht länger situationsangemessen. Falls eine Anpassung nicht ohne weiteres gelingt, erlebt sich die Person als unzufrieden, ruhelos, unglücklich und mit der Zeit unfähig, Leben wirkungsvoll zu ordnen. Sie ist dann persönlich desorganisiert.“ (S. 143f.)

Ob eine persönliche Desorganisation aber tatsächlich im Suizid endet, sei von der langfristigen Entwicklung oder Nicht-Entwicklung von Dispositionen („Suizideinstellungen“) beim Individuum abhängig, die einen solchen Schritt begünstigten. Dazu gleich noch etwas mehr.

Die Autorin entwickelte ihre fünf Typen des „Suizidprozesses“ vorwiegend auf der Basis von 391 Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern, d.h. offiziellen Rekonstruktionen der Vorgeschichte eines Suizids, die ihn als motivierten letzten Schritt verständlich machen sollen. Bei dieser Rekonstruktionsarbeit spielten Befragungen von Angehörigen eine zentrale Rolle, aber es wurden auch andere „Beweismittel“ (wie etwa Abschiedsnotizen und -briefe) in den Bericht integriert. Ruth Cavan geht nicht auf die besonderen Merkmale, Konstruktionsprinzipien und Perspektivengrenzen dieser Materialien ein – Materialien, die ihr ja dazu dienen sollen, die Sichtweise der Suizidenten zu erfassen. (Das ist aber kein methodischer Einwand, der speziell ihrer Arbeit gegenüber erhoben wird; der Umgang mit diversen Datenmaterialien ist i.d.R. in den Chicagoer Monographien dieser Zeit sehr unbefangen und noch nicht reflektiert.)

Unterschieden werden (1) „die nicht-identifizierte Sehnsucht“ (ein amorphes Unbehagen, ein Verlangen nach etwas, was sich nicht näher bestimmen lässt), (2) „der erkannte Wunsch“ (der vom Betroffenen benennbare und unbefriedigt bleibende Wunsch nach einem bestimmten Objekt oder Erlebnistyp), (3) „der spezifische Wunsch“ (die von großer emotionaler Intensität begleitete Extremfokussierung auf ein ganz bestimmtes Objekt, das unerreichbar bleibt: etwa der unerfüllte Wunsch nach einem ganz bestimmten Liebespartner – im Unterschied zum vagen Bedürfnis nach einem Liebespartner generell), (4) „mentale Konflikte“ (ein Kampf, der allein innerhalb des Individuums stattfindet), (5) „die zerbrochene Lebensorganisation“ (nach Cavan möglicherweise der häufigste Krisentyp: die Zerstörung der „Lebensorganisation“ durch Kräfte, die der Einflussnahme des Betroffenen entzogen sind, so etwa der Tod eines Nahestehenden, eine schwere Krankheit, ökonomisches Scheitern, permanente Streitigkeiten usw.).

Alle diese Varianten sind – so die Autorin – „theoretisch (...) Beispiele einer Handlungsblockade in unterschiedlichen Stadien, gewöhnlich einer komplexen Handlung oder Unternehmung.“ (S. 168). Komplexe Handlungen oder Unternehmungen – ob es nun darum gehe, Geld zu verdienen, eine Ehefrau zu finden oder „nach unwichtigeren Dingen zu streben“ – könnten in unterschiedlichen Phasen dauerhaft unterbrochen oder blockiert werden. Unter bestimmten Bedingungen sei es möglich, dass sie im Suizid enden, auch wenn gegenwärtig die genaue Kombination der Faktoren, die dazu führten, noch nicht bekannt sei (S. 171). Ruth Cavan nennt in diesem Zusammenhang u.a. die Tatsache, dass das blockierte Interesse immer mehr – bis zur „Besessenheit“ – in den Vordergrund trete, dass eine Idee rigide verfolgt würde und keine alternativen Pläne zur Befriedigung eines Interesses entwickelt würden; vor allem aber sei es wichtig, dem Beachtung zu schenken, wie Lebensschwierigkeiten interpretiert würden und welche Bedeutung der Suizidsituation von dem Betroffenen beigemessen werde. (Wie Douglas (1967, S. 107) hervorhob, war Ruth Cavan eine der ganz wenigen soziologischen Suizid-Theoretiker, die argumentierten, dass Individuen im gleichen soziokulturellen System suizidalen Handlungen unterschiedliche normative Bedeutungen zuschrieben.) – Zur Erklärung dessen, dass sich „desorganisierte“ Menschen das Leben nehmen, statt sich auf andere Weise zu arran-

gieren, formuliert sie schließlich – auf der Grundlage einer offenen Fragebogenerhebung unter Studenten und jungen Professionellen – die Hypothese,

„dass der Suizid partiell von der Existenz von Einstellungen abhängig ist, die die Suizidhandlung begünstigen – Einstellungen, die sich selbst in der Form von Wünschen, Tagträumen und vagen Plänen äußern, und dass solche Einstellungen heutzutage in den Vereinigten Staaten äußerst weitverbreitet sind.“ (S. 179)

Die Haltungen gegenüber Leben und Tod hätten sich – vor allem in vielen protestantischen und nicht-religiösen Kreisen – in Richtung eines ausgeprägten Individualismus verändert, die Vorstellung, das Leben gehöre einem göttlichen Schöpfer, habe sich aufgelöst.

Es fällt auf, dass die Autorin die Prozesstypen (abgesehen von der sehr weiten Kategorie der „zerbrochenen Lebensorganisation“) so konzeptualisiert, dass der „Suizidprozess“ primär etwas ist, was vom Individuum ausgeht – vgl. (1) bis (3) als Variationen des Themas der vereitelten Wünsche⁸ – oder gar ganz in ihm zu verorten ist (vgl. (4)), d.h. beispielsweise, dass Beziehungsgeflechte, in denen Betroffene stehen oder aus denen sie herausfallen, zumindest in diesen Typisierungen unberücksichtigt bleiben. Wenn man hingegen betrachtet, wie Ruth Cavan Datenausschnitte kommentiert, die sie jeweils zur Illustration einführt, dann werden teilweise Diskrepanzen zwischen solchen reduktionistischen Kategorien und dem erkennbar, was sie tatsächlich im Blick hat: Das, was unter „dem spezifischen Wunsch“ gefasst wird, ist z.B. häufig ein für die Beteiligten – nicht nur den, der sich später das Leben nimmt – quälender Prozess, der davon geprägt ist, dass Nähe und Intimität nicht hergestellt werden können, weil sich eine Person den Bemühungen einer anderen Person um sie ständig widersetzt oder entzieht.

Ich möchte mich an dieser Stelle nicht näher mit der Problematik dieser Typenbildung befassen, nur abschließend auf ihre fehlende Trennschärfe und die Uneindeutigkeit und relative Beliebigkeit in der Zuordnung zu Belegstellen aus dem – in Anbetracht der Analyseinteressen inadäquaten, wenn auch sehr „lebendigen“ – Datenmaterial verweisen. Es drängt sich immer wieder der Eindruck auf, dass ein vorliegender Datenausschnitt auch zur Illustration eines anderen Typs herangezogen werden könnte und dass ein ganz anderes Bild eines bestimmten „Suizidprozesses“ entstehen würde, wenn mehr Informationen vorliegen würden. – Soviel zum Aufbau der Studie insgesamt.

3. „Das Tagebuch eines Selbstmords“

3.1 Die erste Eintragung⁹

„– **26. Januar 1912.** Es ist mit gemischten Gefühlen von Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz, dass ich mit dem zweiten Buch meines Tagebuchs beginne.

Meine Hoffnung entspringt der Tatsache, dass mein Ausblick klarer nach vorn gerichtet zu sein scheint, die alte Unsicherheit ist mehr im Hintergrund, aber es gibt zu alledem eine andere Seite. Meine Entmutigung kommt von meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit, weniger offensichtlich während des Abends

und eine Zeitlang in der Nacht, aber mit wenigen Ausnahmen äußerst stark an jedem Nachmittag. *Das hat dazu geführt, dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe, und erst letzte Nacht – nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte – wurde ich übermannt. Das rührte teilweise daher, dass ich beinahe bis zehn Uhr im Büro arbeitete und ein Abendessen mit Wein der Firma in Rechnung stellte. Obgleich ich sehr wenig trinke, bin ich hin und wieder ausgegangen und habe ein anständiges Mahl mit Wein zu mir genommen, um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen. Eine kleine Flasche, die ich beinahe leerte (billiger Wein), wirkte sich so aus, dass ich mich wohl fühlte – ich bin nie stärker unter dem Einfluss von Alkohol gewesen, als dass ich mich wohl fühlte, nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten, aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung. Ich hatte genug letzte Nacht, um zeitweilig meine neu entdeckten Vorsätze zu schwächen, aber der absolute Ekel und die Sorge, die folgten, geben mir Anlass zu glauben, dass ich mich bei dem Gedanken nicht irrte, dass sich der Kampf jetzt auf einer höheren Ebene abspielt.*

Mein Lohn wurde zu Beginn des Jahres auf \$ 22.50 wöchentlich erhöht. Obgleich ich darüber froh bin, fehlt meine alte Freude daran, an jedem Zahltag mehr Geld zu bekommen. Geld muss ich haben, um zu leben, was darüber hinaus geht, erscheint als jämmerliche Zeitverschwendung, sein Leben in einem wahnsinnigen Bemühen darum zu verbringen, Reichtum auf Kosten all dessen zu erwerben, was zählt.“

Die Notiz zum 26. Januar 1912 besteht aus drei Abschnitten: einer kurzen präambelartigen Ankündigung Wallace Bakers zu dem inneren Zustand, in dem er sich gerade befindet; einer Detaillierung und Herleitung dieses Zustands, insbesondere (in diesem Zusammenhang) der Darstellung und Evaluation einer Episode moralischen Versagens; und zuletzt (in einem Themenwechsel) der knappen narrativen Erwähnung eines Ereignisses zu Beginn des Jahres – einer Lohnerhöhung –, das er sogleich in seiner biographischen Relevanz abwertet: Er deutet an, wie er sich verändert habe und was für ihn im Leben zähle; Geld sei für ihn allein zur Existenzsicherung („Geld muss ich haben, um zu leben“) erforderlich, die Suche nach Reichtum sei dagegen „Zeitverschwendung“ und eine Verfehlung der eigentlichen Werte des Lebens. In der Abgrenzung gegenüber dem Motiv des substanzlosen Gewinnstrebens deutet er implizit an, dass etwas anderes seinem Leben Sinn gibt – was das ist, ist noch nicht erkennbar. – Im Zentrum dieser Eintragung zum 26. Januar steht aber die detaillierte Auseinandersetzung mit seinem aktuellen Befinden (im zweiten Abschnitt).

Für Wallace Baker ist es besonders erwähnenswert, mit welchen Gefühlen er sein zweites Tagebuch¹⁰ beginnt, diese Eintragung wird damit – fast feierlich – als etwas Besonderes hervorgehoben. Die Tatsache, dass er jetzt (am 26. Januar) eine zum Monats- und Jahresanfang wirksam gewordene Lohnerhöhung erwähnt, lässt darauf schließen, dass es sich um die erste Eintragung des Jahres 1912 handelt, dass er (a) in dieser Zeit also nicht täglich Tagebuch führt und dass er (b) mit dem neuen Jahr auch ein neues Tagebuch anlegt, damit einen besonderen Einschnitt im Zeitfluss markiert. Seine Andeutung einer ambivalenten Stimmungslage („Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz“), in der er sich beim Schreiben befindet, hat etwas mit den Bilanzierungen, Erwartungen, Sorgen und guten Vorsätzen zu tun, die gewöhnlich mit der Zäsur eines Jah-

reswechsels verbunden sind, auch wenn dieser erste Tagebucheintrag fast vier Wochen „zu spät kommt“. Wenn man sich den zweiten Abschnitt genauer ansieht, bekommt man außerdem einen Anhaltspunkt, warum Baker vermutlich gerade jetzt, am 26. Januar, etwas in seinem Tagebuch notiert. Dazu gleich mehr.

Schaut man sich die ersten beiden, thematisch kohärenten Abschnitte darauf hin an, aus welchen Aktivitäten Wallace Bakers Tagebuch*führen* hier besteht und *wie* sich sein Selbstgespräch verschriftlicht, lässt sich folgende formale Struktur entdecken:

Nachdem er in einer Präambel den komplexen inneren Zustand, in dem er sich gerade befindet („mit gemischten Gefühlen von Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz“), angekündigt hat, folgt eine primär deskriptive Detaillierung und Herleitung dieses Zustands in seiner Widersprüchlichkeit – „Meine Hoffnung entspringt der (...)“ – „Meine Entmutigung kommt von (...)“ –, mit der er sich vom Augenblick der Tagebucheintragung löst und auf seine durchgehenden Stimmungen und wiederkehrenden körperlichen Zustände in dieser Zeit hin generalisiert (er schreibt von „meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit“). Zu dieser Offenlegung wiederkehrender Abläufe in seiner gegenwärtigen Lebenssituation gehört auch ein narrativ formuliertes allgemeines Eingeständnis moralischen Versagens, in dem konkrete Situationsbezüge noch ausgespart bleiben: „Das hat dazu geführt, dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegen habe (...)“

Diese Situationsbezüge tauchen erst in der dazugehörigen narrativen Detaillierung auf, die sich anschließt und mit dem Satz „und erst letzte Nacht – nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte – wurde ich übermannt“ eingeleitet wird. Auffällig ist nun, dass die Erzähllinie sofort durch eine eingelagerte praktische Erklärung (Scott und Lyman 1968) – zur entschuldigenden Begründung dieses Vorfalles – unterbrochen und erst im Satz „Ich hatte genug letzte Nacht, um zeitweilig meine neu entdeckten Vorsätze zu schwächen, (...)“ wieder aufgegriffen, gleichzeitig damit auch abgeschlossen wird; es folgt noch ein biographietheoretischer Kommentar, in dem Baker versucht, aus seiner Reaktion des Abscheus auf diesen Vorfall Schlussfolgerungen für seine Fortschritte auf dem Weg zur moralischen Vervollkommnung zu ziehen.

In dieser praktischen Erklärung liefert er eine narrativ formulierte Teilbegründung für seinen Kontrollverlust: „Das rührte teilweise daher, dass ich beinahe bis zehn Uhr im Büro arbeitete und ein Abendessen mit Wein der Firma in Rechnung stellte. (...) Eine kleine Flasche, die ich beinahe leerte (billiger Wein), wirkte sich so aus, dass ich mich wohl fühlte – (...)“, die von zwei Kommentaren ergänzt wird, deren Position ich gerade in den Klammern markiert habe. In diesen Kommentaren begegnet er Zweifeln an seiner Respektabilität, die sich bei seinen Ausführungen einstellen könnten: Im ersten liefert er eine (sekundäre) praktische Erklärung *für* die (primäre) praktische Erklärung seines Kontrollverlustes: „Obgleich ich sehr wenig trinke, bin ich hin und wieder ausgegangen und habe ein anständiges Mahl mit Wein zu mir genommen, um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen.“ Im zweiten setzt er sich – in einer in sich widersprüchlichen Form – damit auseinander, inwieweit er generell seine Autonomie unter Alkoholeinfluss behält: „ich bin nie stärker unter dem Einfluss von Alkohol gewesen, als dass ich mich wohl fühlte, nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten, aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung.“

Die formale Struktur dieser kurzen Notiz vom 26. Januar 1912 herauszuarbeiten bedeutet gleichzeitig, eine komplexe Dynamik zu kennzeichnen, der sich wichtige Hinweise zur Interaktion von Wallace Baker mit sich selbst, zu seiner Identität als Prozess, entnehmen lassen. Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden einige Beobachtungen festhalten.

(a) Auffällig ist zunächst einmal Bakers Konzentration auf sich selbst, die deskriptiv-vergleichende Darlegung seiner Stimmungen und körperlichen Zustände in diesem Zeitraum („dass mein Ausblick klarer nach vorn gerichtet zu sein scheint, die alte Unsicherheit ist mehr im Hintergrund“; „meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit, weniger offensichtlich während des Abends und eine Zeitlang in der Nacht, aber mit wenigen Ausnahmen äußerst stark an jedem Nachmittag“) und vor allem die argumentative Auseinandersetzung mit dem, was seine moralische Integrität bedroht: „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe“ (was auch immer das ist).

(b) Der Ton dieser Selbstthematization ist nicht nur ernst, manche Formulierungen klingen darüber hinaus dramatisch, poetisch und in auffallender Weise vage-umschreibend: „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe“. Ein bestimmter Stil der pathetischen Selbstpräsentation zeichnet sich hier ab.

(c) Aber entscheidend ist hier, dass an manchen Formulierungen erkennbar wird, was für Baker auf dem Spiel steht: An der Frage, ob er „etwas“ an sich und seiner „Natur“ beherrschen kann – „etwas“, dem er sich hier nur zögernd nähert und das er sprachlich umhüllt –, entscheidet sich, wer er in einem moralischen Sinne essentiell ist. Es ist keine partikuläre, sein Selbst nicht affizierende Schwäche, die ihn „übermannt“, sondern etwas elementar Bedrohliches („Schwäche“ schlechthin), dem sein Kampf gilt, ein Kampf, der immer weiter eskaliert und als heroisch symbolisiert wird („dass sich der Kampf jetzt auf einer höheren Ebene abspielt“). Wallace Baker leidet – und zwar nicht nur im Augenblick. Der Text lässt erkennen, dass diese Art von für ihn demütigenden Kontrollverlusten, in denen er sich selbst fremd wird, sein gespanntes Kreisen um dieses Thema („nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte“) und den darauf gerichteten Versuchen der Selbstbeherrschung eine Geschichte hat und für sein gegenwärtiges Lebensgefühl bestimmend ist. Er befindet sich in einem längerfristigen Prozess des Getriebenseins, in einer Verlaufskurve¹¹.

(d) In der Nacht zuvor hat er – wie er schreibt – einen solchen Kontrollverlust erlebt („wurde ich übermannt“), und dieser aktuelle Bezug scheint mir einen Hinweis darauf zu liefern, warum er gerade jetzt – am 26. Januar 1912 – etwas in seinem Tagebuch festhält. Im Tagebuchführen kann er dieses Ereignis bearbeiten: er vertraut seinem Tagebuch an, was ihm widerfahren ist, beichtet, entlastet sich ansatzweise mithilfe praktischer Erklärungen und schöpft gleichzeitig im Schreiben neuen Mut, indem er sich davon zu überzeugen versucht, dass die Intensität seines Abscheus auf neue Qualitäten verweist: „aber der absolute Ekel und die Sorge, die folgten, geben mir Anlass zu glauben, dass ich mich bei dem Gedanken nicht irrte, dass sich (...)“. In gewisser Weise wird seine Niederlage so in einen Sieg verwandelt. Sein Tagebuchführen hat an seinem Kampf einen wesentlichen Anteil.

(e) Auffällig an diesem kurzen Textstück sind die Begründungsschleifen, in denen er sich verfängt. Die von ihm angebotene Teilerklärung seines Kontrollverlustes („Das rührte teilweise daher, dass ich (...)“), dass er nämlich unter Alkoholeinfluss erfolgt sei, ist für ihn selbst problematisch und erklärungsbedürftig: Während der Konsum als solcher noch mit dem Hinweis auf sein legitimes Abwechslungsbedürfnis („um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen“) normalisiert werden kann, gerät er in größere Darstellungsschwierigkeiten, als es um die Wirkung des Alkohols geht. Einerseits insistiert er in einem Allsatz darauf, dass er „nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten“ gewesen sei, andererseits gesteht er ein: „aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung.“ Der Erklärungsaufwand und die Darstellungsprobleme verweisen auf die extrem hohen moralischen Ansprüche, die Wallace Baker an sich selbst richtet, seine Ängste im Hinblick auf mögliche Grenzüberschreitungen und darauf, was sie über ihn als Person aussagen könnten.

Wenn ich jetzt die Eintragung vom 26. Januar 1912 ausführlicher strukturell beschrieben habe, dann deshalb, um daraus bestimmte Fragestellungen für die Auseinandersetzung mit dem Tagebuchtext von Wallace Baker insgesamt zu entwickeln. Folgende Fragestellungen bieten sich an:

- Es ist in der Beschreibung dieser Notiz deutlich geworden, dass es spezifische Situationsbezüge gibt: Die Eröffnung eines neuen Tagebuchs hat für den Autor die Konnotation eines Neubeginns überhaupt; außerdem bearbeitet er hier mithilfe dieser Tagebucheintragung – also in einem sich verschriftlichenden Selbstgespräch – ein aktuelles schmerzhaftes und mit seinen moralischen Ansprüchen an die eigene Person nicht zu vereinbarendes Ereignis. Wenn man den Blick jetzt auf das ganze Tagebuch richtet, lässt sich fragen: Wie lässt sich das, was Wallace Baker tut, wenn er dieses Tagebuch führt, beschreiben? Welche Bedeutung hat das Tagebuch für ihn?
- Es ist sichtbar geworden, dass Wallace Baker leidet – und zwar an sich selbst. Auch wenn eine Leserin oder ein Leser vermutlich recht schnell zu Einsichten darüber gelangt bzw. schon gelangt ist, um was es sich bei den moralischen Verfehlungen handelt, auf die er sich nur mit vagen moralisierenden Abstraktionen bezieht, bleibt uns zuerst einmal vieles von der Dramatik und Intensität seines Kampfes fremd. Es erscheint mir lohnend, dem nachzugehen: d.h. die entsprechenden Textphänomene zu betrachten und sich zu vergegenwärtigen, welche kollektiven zeitgenössischen Vorstellungsinhalte in seiner eigenen Auseinandersetzung mit sich selbst entscheidend sind.
- Dieses Leiden gehört zu seiner Biographie und hat eine Geschichte: eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Was lässt sich aus den Tagebucheintragungen über Wallace Bakers längerfristigen Leidensprozess, die Struktur seiner Verlaufskurve, bis zu dem Zeitpunkt, an dem er sich das Leben nimmt, erfahren?

Mit diesen Fragen möchte ich mich im Folgenden auseinandersetzen, bevor ich auf Ruth Cavans Beschäftigung mit diesem Text eingehe.

3.2 Was Wallace Baker tut, wenn er Tagebuch führt, und welche Bedeutung es für ihn hat

Baker hält nicht jeden Tag etwas in seinem Tagebuch fest. Es weist vierzig Einträge in einem Zeitraum von einem Jahr und acht Monaten auf: vom 26. Januar 1912 bis zum 27. September 1913, dem Todestag. Der zeitliche Abstand zwi-

schen den einzelnen Eintragungen ist sehr unregelmäßig. Grob lässt sich sagen, dass er in der Zeit, in der er sich noch in Havanna aufhält (bis zum 20. Juli 1912), häufiger Tagebuch führt – insgesamt finden sich in dieser Phase zwanzig Eintragungen –, während die Abstände nach seiner Rückkehr in die USA größer werden. Aber auch hier gibt es eine kurze Phase häufiger Einträge (im Zusammenhang mit einer Reise von Chicago nach Denver), während die Abstände vor seinem Tod sehr viel größer sind. Diese Beobachtungen geben, so oberflächlich und äußerlich sie noch sein mögen, schon einen ersten Hinweis auf die fehlende Geschlossenheit dieses Textes: Man kann vermuten, dass Eintragungen, die innerhalb weniger Stunden aufeinander folgen (so jeweils am 24. März 1912 und am 6. Februar 1912), sehr viel anders aussehen und ganz andere Erfahrungsgehalte zum Ausdruck bringen als solche, zwischen denen ein Abstand von drei Monaten liegt (so etwa im Fall des 25. und 26. Eintrags). Fehlende Geschlossenheit bedeutet jetzt aber nicht, dass sich Baker nur auf einzelne Eintragungen konzentrieren, darin „aufgehen“ würde; es tauchen immer wieder argumentative Stellungnahmen, Ergänzungen und Vergleiche zu vorausgegangenen Eintragungen und auch Kommentare zum Tagebuchtext in seiner Gesamtheit auf. Der Charakter der Notizen verändert sich nur sehr stark im Laufe der Zeit – als Ausdruck seiner Verlaufskurve und ihrer Bearbeitung.

Bevor ich dem aber nun weiter nachgehe, noch zwei Anmerkungen zu dem, was für den Text insgesamt bestimmend ist.

Was schon bei der ersten Lektüre auffällt und das Lesen immer wieder recht beschwerlich macht: Der Autor kreist permanent um sich selbst. Der Text ist in seiner Gesamtheit die fortlaufende Verschriftlichung einer intensiven und quälenden Interaktion Wallace Bakers *mit* sich selbst – und zwar *über* sich selbst (sein Innenleben, seine sittliche Verfassung, sein noch weitgehend brachliegendes künstlerisches Potential), während Bezüge auf konkrete andere, Details seines Alltags und die Darstellung sozialer Rahmen stark in den Hintergrund treten. (Darüber, was für das Leben eines Amerikaners auf Kuba in dieser Periode kennzeichnend ist, erfährt man z.B. so gut wie nichts.) Andere Personen tauchen zwar auf, aber sie werden nicht – abgesehen von ganz bestimmten Verwandten, einer Reisebekanntschaft, einer jungen Frau, die ihm etwas über seine Zukunft prophezeit – als Individuen eingeführt, sondern als allgemeine Kategorie: etwa als verachtenswerte Prostituierte, zu denen sich der Kontakt verbietet, oder als erträumte unkonventionelle junge Frauen, die sich ihm (und anderen jungen Männern in seiner Situation) in seinem Gegenentwurf zum „gegenwärtigen System sexueller Beziehungen“ (vgl. die Eintragung vom 1.5.1912) als potentielle Sexualpartnerinnen anbieten würden.

Die besondere alltägliche und biographische Relevanz, die das Tagebuch für Wallace Baker hat, ergibt sich daraus, dass es keine Menschen in seiner Umgebung gibt, denen er sich anvertrauen, mit denen er offen über seine Pläne und Ängste sprechen könnte; die Fremdheit gegenüber seiner Umwelt bleibt – das zeigt die Lektüre seiner Eintragungen – zu groß. Das Tagebuch dient ihm dazu, intime und bedrückende Erfahrungen loszuwerden, seine Fassung wiederzuerlangen, Pläne zu artikulieren, Bilanz zu ziehen usw.; der Dialog über lebensgeschichtlich zentrale Themen wird hier durch eine monologische Argumentation, einsame Selbstbezüglichungen und -beschwörungen und Anrufungen Gottes („falls es Dich gibt“) ersetzt. Und im Tagebuchführen wird eine Nähe zu Philosophen und Schriftstellern hergestellt und eingeklagt, denen er sich zugehörig fühlt – Nietzsche, Ibsen, Strindberg, Tolstoy und anderen – seinen fernen, uner-

reichbaren signifikanten anderen, an denen er sich orientiert, deren Beispiel ihm Mut macht und ihm zu einem eigenen künstlerischen biographischen Entwurf verhilft. D.h., das Tagebuchführen erscheint – auf jeden Fall über einen längeren Zeitraum – als wesentlicher Teil seiner Biographie und Alltagsorganisation: als notwendige Lebensäußerung und als Kollektion von Bewältigungspraktiken.

Wie bei der strukturellen Beschreibung der eben zitierten Textpassage deutlich wurde, lassen sich einzelne Eintragungen als komplexe Aktivitätssequenzen kennzeichnen; unter den Notizen stellen sich – aufgrund eventuell kurzer Zeitabstände, aufgrund thematischer Kohärenz und durch Bakers Verweise auf frühere Ausführungen und den Text in seiner Gesamtheit – ebenfalls Zusammenhänge her. Man würde dem *Emergenten* der jeweiligen Eintragung nicht gerecht, wenn man sie nur jeweils unter analytische Kodes subsumieren würde, um bestimmte Aktivitäten als dominant hervorzuheben. Gleichzeitig erscheint es mir hier sinnvoll, auf der Grundlage einer genauen Textbetrachtung bestimmte Eindrücke festzuhalten, die sich bei der Frage danach, was der Autor tut, wenn er Tagebuch führt, aufdrängen. Was auffällt, ist

- immer wieder die sich verschriftlichende *Bearbeitung vorausgegangener moralischer Kontrollverluste*, auf die Baker z.T. explizit Bezug nimmt – wenn auch in ähnlich vagen Umschreibungen wie in der eben zitierten ersten Eintragung – und die z.T. anhand eher symptomatischer Textindikatoren zum Ausdruck kommen. Die explizite Bezugnahme hat häufig den Charakter eines Sich-Freischreibens-von (...): Dem Eingeständnis oder der Beichte der „Niederlage“, der dramatischen Selbstanklage und der Äußerung von Abscheu folgt die Selbstbeschwörung („ich muss“) oder die vage Betonung von Sachverhalten, die zum Optimismus Anlass geben, d.h. in seinen Augen darauf hindeuten, dass er trotz allem auf dem Wege zur moralischen Selbstvervollkommnung Fortschritte gemacht hat. Verschiedentlich wird gerade die Intensität des Abscheus als Beleg für die Wende zum Besseren angeführt. Aber die Reaktion auf einen Kontrollverlust besteht auch oft darin, die Verzweiflung herauszuschreiben, ohne dabei neuen Mut schöpfen zu können.
- die Formulierung guter Vorsätze an besonders herausgehobenen Tagen des Kalenders – eine Art *Kalender-Magie* –, so wenn er seine Eintragung vom 29.2.1912 mit der Bemerkung einleitet: „Schaltjahr und eine gute Gelegenheit, mich in einen größeren Kampf zu begeben.“ Andere Einschnitte sind Jahreswechsel, der Beginn eines neuen Monats – „Ich fasse keine großen Vorsätze zu Beginn (des Monats) außer dem üblichen sexuellen, nachdem ich wieder gefallen bin (having fallen again).“ (28.2.1913) – und sein Geburtstag. Die Orientierung an solchen Tagen verschafft ihm immer wieder Atempausen, sie erscheint als System der Selbstdisziplinierung und Alltagsbalancierung, dessen illusionärer Charakter sich ihm aber immer stärker aufdrängt, wenn er beispielsweise am 1. Juni 1913 schreibt: „In jedem Monat beschloss ich, von neuem zu beginnen, in praktisch jedem Monat während dieser drei Jahre. Am ersten Tag der Jahre 1911, 1912 und 1913, an den Geburtstagen am 10. Mai 1911, 1912 und 1913, im Schaltjahr, am 29. Februar 1912, und nach jeder Verzweiflung begann ich von neuem mit der Entschlossenheit, nicht nur jene Schwäche zu besiegen, sondern mich auch ausreichend in Sprache und Handlung zurückzuhalten (...) Versagen ist jedes Mal das Ergebnis gewesen. Ich frage mich: warum, und die Antworten sind zahlreich und unterschiedlich, je nach der letzten Enttäuschung.“ Das ist ein Beispiel für eine sehr weitgespannte Bilanzierung, im Text gibt es zahlreiche Beispiele für Bilanzierungen kürzerer Zeitspannen, in denen es vor allem darum geht, ob moralischen Fortschritte oder „Niederlagen“ zu verzeichnen sind und – generell – ob sich biographische Erwartungen (etwa hinsichtlich seines künstlerischen Entwurfs) erfüllt haben oder nicht.
- das *Sich-eigener-Entscheidungen-Vergewissern*, wenn es um die Entwicklung langfristiger Pläne geht, etwa um den biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden (vgl. den Eintrag vom 17.3.1912). In einer elaborierten Erörterung der eigenen Fähigkeiten

und Neigungen legt Baker dar, wie er zur Erkenntnis („blitzartig“) gelangt sei, „dass mein Temperament mehr künstlerisch als wissenschaftlich war, wobei das letztere von meinem deutschen Erbe stammt und nichtsdestoweniger zweifellos stark ist.“ Damit bekräftigt er sich schreibend im Entschluss, nun nicht weiter einen Collegebesuch in Erwägung zu ziehen, sondern sich darauf einzulassen, seine literarischen Versuche in Richtung einer Schriftstellerkarriere weiter voranzutreiben. Die ausführliche narrative und vor allem argumentative Selbstvergewisserung im Schreiben lässt sich hier als Ratifikation eines biographischen Handlungsschemas auffassen – als Ratifikation durch ihn selbst; andere, deren Urteil an dieser Stelle ins Gewicht fallen könnte, gibt es ja nicht.

- die *Beschwörung der Nähe zu literarischen und philosophischen Geistesgrößen*, deren Werke er bzw. über deren Werke er (in Biographien und Rezensionen) gelesen hat. Damit vergewissert er sich seiner Intellektualität, gewinnt Orientierungspunkte für eigene biographische Ansprüche und Handlungsschemata und wird Teil einer fiktiven elitären Wir-Gemeinschaft, während er überhaupt nicht in vertrauensvolle lebensweltliche Beziehungen eingebunden ist. Nietzsche, Ibsen und andere scheinen gerade deshalb für ihn ihre große Bedeutung zu erlangen. Dass er viele Eindrücke nur über Rezensionen gewinnt und große Defizite in der Beschäftigung mit Primärliteratur hat, räumt er verschiedentlich ein, die Beseitigung der Defizite erklärt er immer wieder zum Programm. Der Anspruch auf Nähe zu den großen Männern bedeutet auch, seine Distanz zur „einfachen“ Umwelt und zur „Gesellschaft“ überhaupt zu stilisieren, zu feiern und damit zu verstärken. Teilweise lässt sich der Einfluss seiner Werkinterpretationen in der theoretischen Verarbeitung seiner Verlaufskurve entdecken, aber zu meist sind die Bezüge sehr vage.
- die *systematisierende Darlegung seiner ‚philosophischen‘ Überlegungen*, die ein deutlicher Ausdruck der theoretischen Verarbeitung seiner Verlaufskurvenerfahrungen sind. Teilweise haben sie den Charakter eines abstrakten, allsatzförmigen Orientierungsprogramms, in dem auf die eigenen Erfahrungen in höherprädikativen verhüllenden und feierlichen Kategorien Bezug genommen wird, wie in seinen Ausführungen vom 25.6.1912 deutlich wird: „Das Leben kommt natürlich an erster Stelle (...) Mit Leben meine ich, dass man die Tiefen und die Höhen berührt, jeder entsprechend der Stärke seiner Leidenschaften, seines Temperaments (...) Das **Leben** kommt an erster Stelle, aber mit Leben meine ich Leben mit **Kraft** (life with **Power**). Daher ist alles gut, was der Kraft und einem vollen Leben und gesunden Befriedigungen der Sinne dient.“ (Hervorhebung im Original) Teilweise werden utopische Vorstellungen von in seinen Augen freieren Sozialbeziehungen – insbesondere zwischen den Geschlechtern – entwickelt, die in einem deutlichen Kontrast zur eigenen Einsamkeit und den eigenen enttäuschenden Erfahrungen stehen.
- das *Schreiben als Sinnesressource*: Sein Sprachstil – das Pathos, das Feierlich-Getragene in seinen Formulierungen, seine Abstraktionen, bestimmte Motive usw. – all das lässt deutlich werden, dass sich in Bakers Selbstausdruck schon etwas von seinem biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden, aktuell realisiert. Wie er etwas zu Papier bringt, ist für ihn alles andere als belanglos, es sagt in seinen Augen etwas über seine künstlerische Kreativität aus: ein ständiges Sich-im-Schreiben-als-Künstler-Erproben-und-Entwerfen. Erkennbar werden die mit dem Tagebuchführen verbundenen künstlerischen Aspirationen beispielsweise auch daran, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt die Idee entwickelt, einen autobiographischen Roman mit dem Titel „Ein Jugendlicher, der frühzeitig müde war“ („A Youth Who Was Prematurely Tired“) zu schreiben (vgl. die Eintragung vom 19.4.1912) und einen Monat später (am 22.5.1912) – in einer düsteren Stimmung – festhält: „Für den Fall, dass ich plötzlich zusammenbrechen sollte, ist es mein ausdrücklicher Wunsch, dass diejenigen meiner Briefe und Papiere einschließlich dieses und meines anderen Tagebuchs, die meine Kämpfe gegen ein unausweichliches Schicksal betreffen, an (...) geschickt werden, so dass er – ohne meinen Namen in einer Weise zu erwähnen, dass die Familie hineingezogen werden könnte – solche Teile dieses Berichts und der Papiere gebrauchen möge, die dazu beitragen könnten, die Lebensgeschichte eines *Jugendlichen, der frühzeitig müde war*, zu offenbaren, wenn ich es nicht schaffen sollte, dies selber in fiktiver Form oder sonstwie vor dem Ende zu schreiben.“ (Hervorhebung von G.R.) Der Stoff seiner

antizipierten schriftstellerischen Produktion stammt fast ausschließlich aus seinen eigenen inneren Zuständen, die hier und jetzt schon einmal in Tagebuchaufzeichnungen schriftlich festgehalten und in besonderer Form stilistisch präsentiert werden. Das letzte Zitat verweist aber noch auf etwas anderes:

- das *Tagebuch als etwas, das über „meinen“ Tod hinaus von „mir“ bleibt und daraus seinen Sinn bezieht*. Mit der zunehmenden Thematisierung eines möglichen Todes – anfangs noch nicht als Suizid vorgestellt, dann als solcher angedacht und sofort verworfen, später ausschließlich als Suizid im Blick – erhalten die Tagebucheintragungen partiell einen anderen Stellenwert. Bei der Vorstellung, dass „mein“ Tagebuch von der Nachwelt zur Kenntnis genommen wird, steht zu verschiedenen Zeitpunkten etwas Unterschiedliches im Vordergrund: Zum einen geht es um die posthume Anerkennung seiner intellektuellen und künstlerischen Leistungen, die im Tagebuch ihren Niederschlag finden, zum anderen bekommt die Orientierung auf die Nachwelt eine politische Dimension. Es geht ihm darum, die Menschen – wenigstens nach seinem Tod, wenn die wechselseitige Fremdheit zu seinen Lebzeiten schon nicht überwunden werden kann – mit seinem Beispiel anzurühren und wachzurütteln. Dabei verliert das ganz Individuelle an ihm anstelle des Exemplarischen seines Falls an Relevanz, so wenn er feststellt: „Ich schreibe diesen Bericht jetzt allein im Hinblick auf den möglichen Nutzen, der mit ihm als einem menschlichen Dokument verbunden ist. Er mag als eine Warnung an diejenigen dienen, die unwissentlich Kinder in die Welt bringen, deren Bestimmung es ist zu leiden (who ignorantly bring children into the world to suffer).“ (22.5.1912) Gegenüber dieser resignativen Selbsteinordnung in die Kategorie der Leidenden enthalten seine letzten Eintragungen (am 27.9.1913), die den Charakter eines Vermächtnisses haben, eine kämpferische Botschaft, sein Suizid soll als Vorbild dienen: „Wenn tausend Männer überredet werden könnten, sich im Protest das Leben zu nehmen, würden die herrschenden Kreise aufhorchen (...) (the powers that be would sit up and take notice).“ Dem entspricht auch das, was er im Anschreiben an den Herausgeber von „The International“ (vom 27.9.1913) formuliert: „Mit getrennter Post schicke in Ihnen einen Bericht eines jungen Mannes, der im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen. Mein einziges Ziel ist, dass er, falls er teilweise oder vollständig veröffentlicht wird, helfen möge, den Weg für einige zu erleichtern, die folgen.“ Es geht hier – allgemein gesprochen – darum, dass sein Tod und seine Selbsttötung einen Sinn erhalten und damit die so empfundene Sinnlosigkeit seines Lebens und Leidens nachträglich überwunden wird.
- die *ausführliche Darlegung und Legitimation seines Suizidenschlusses* (am 29.1. und 2.2.1913).

3.3 Das Leiden woran?

Die Frage stößt vielleicht auf Unverständnis, ist doch in den bisherigen Ausführungen deutlich genug geworden, dass es vieles gibt, woran Wallace Baker leidet und was aus dem Text „ins Auge springt“. Außerdem geht es gleich noch darum, anhand der Tagebuchaufzeichnungen zu versuchen, wichtige Phasen seines lebensgeschichtlichen Leidensprozesses, seiner Verlaufskurve, zu rekonstruieren. Warum also: das Leiden woran?

Im folgenden möchte ich mich auf einen Erfahrungsbereich von Wallace Baker konzentrieren, der insofern zentral ist, als mit ihm tiefgreifende Irritationen, Unterminierungen seines Selbstwertgefühls und andere Konsequenzen verbunden sind. Von ihm selbst werden diese Erfahrungen ständig erwähnt und zugleich vage und moralisierend umschrieben, kurz vor seinem Suizid hat er in einem Akt der Selbstzensur einige dieser Stellen noch zusätzlich unkenntlich gemacht (also nicht nur Stellen, an denen es – wie er in dem Anschreiben an den Herausgeber von „The International“ angibt – um den Schutz der Identität

anderer Personen geht): ein weiterer Indikator dafür, wie viel für ihn hier auf dem Spiel steht. Meine bisherige Rede von „Kontrollverlusten“ hat die Vagheit reproduziert und respektiert, aber zum Verständnis seines Leidensprozesses erscheint es mir wichtig, es nicht dabei zu belassen.

Wenn Wallace Baker darüber schreibt, dann verwendet er Formulierungen wie „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe“; „nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte, wurde ich übermannt“; „mein letzter Fall in Ungnade (my last fall from grace)“; „ein anderer verachtenswerter Fall (fall)“; „ich habe dreimal die Kontrolle über mich verloren, das letzte Mal gerade vor einer Stunde“; „ein anderer Rückfall letzte Nacht“; „gegen dies jede Nacht ankämpfen“; „ich muss meine Niederlage einräumen“; „nachdem ich ständig gegen meinen Vorsatz verstoßen habe, (es) abzuwehren (having constantly violated my decision to hold off)“, „die höllische Reaktion“ usw. – Formulierungen, die erkennen lassen, dass er sich in einem verzweifelten Kampf mit sich selbst und dem eigenen Körper befindet, Selbstbeherrschung zum Programm erhebt und doch immer wieder „Niederlagen“ einstecken muss. Das, was er durchmacht, steht im Gegensatz zur „Reinheit“, die er ersehnt („Ich hoffe dann, dass vier reine Wochen hinter mir liegen als Anfang eines Jahres der Enthaltsamkeit von Leidenschaft“) bzw. die er als glücklichere biographische Phase in Erinnerung hat („Vor dem 21. Mai 1910 war ich, wie ich diesem Datum in meinem Tagebuch entnehme, absolut rein.“).

In der Beichte dieser „Niederlagen“ fehlen soziale Bezüge, seine Einsamkeit wirkt extrem. Andeutungen zum situativen Kontext bleiben verschwommen, immer wieder ist aber von Nächten die Rede, in denen er aufgrund seiner „Nervosität“, seiner „depressiven“ Stimmungen und seiner heruntergekommenen körperlichen Verfassung keinen Schlaf findet („meine schreckliche Nacht der Agonie“). Wenn Baker – insbesondere in zusammenfassenden Rückblicken und theoretischen Systematisierungen – den gelegentlichen Umgang mit Prostituierten andeutet, also soziale Bezüge einführt, so tauchen andere Formulierungen auf: Auch wenn diese Kontakte seinen Moralvorstellungen und seinem Selbstverständnis widersprechen („ich kann nicht das, was ich in mir habe, auf der Couch von einer opfern, die ihre Leidenschaft verkauft“), so klingen die Hinweise darauf längst nicht so verzweifelt und ominös wie dann, wenn von dem „Verlust der Kontrolle über mich selbst“ die Rede ist. Aufschlussreich im Hinblick auf das, was damit (nicht) gemeint ist, sind von Baker selbst verwendete kontrastive Vergleiche in der Kommentierung von „Niederlagen“, so etwa (am 2.7.1912): „Heute Abend erscheint alles hoffnungslos – ob Wahnsinn sich an mich heranschleicht, weiß ich nicht. Ich muss einfach Geschlechtsverkehr haben, um die Spannung zu lösen, und es ist sein Fehlen, das diese Stimmungen hervorbringt.“

Die im letzten Zitat formulierten Ängste davor, „wahnsinnig“ zu werden, verweisen auf den Vorstellungsraum, in dem die Kontrollverluste für Baker stehen. Der gesamte Tagebuchtext ist geprägt von Selbstanklagen und Selbstzweifeln, die sich damit beschäftigen, woher die „Schwäche“ rührt und welche Folgen sie hat: „Bin ich degeneriert? Gibt es da eine heimtückische Form des Wahnsinns, die langsam über mich kriecht?“; „vielleicht stimmt da etwas organisch nicht mit mir (...)“; „alles, was vorausgegangen ist, folgt aus Krankheit; nicht (aus einer) spezifischen, sondern (aus einem) generell erschöpften, nervösen, übermüdeten Zustand des Körpers und des Geistes“; „ich fühle sehr oft, dass etwas tiefer (in meinem Inneren) in fundamentaler Weise nicht stimmt, entweder das

oder ich bin erheblich erschöpft“ usw.. Die „Schwäche“ kann nicht mehr isoliert und hinwegklärt werden, sondern ist Ausdruck eines allgemeinen Zustands der moralischen Verworfenheit und der psychischen Abnormalität (die an verschiedenen Stellen auf ein defektes Erbgut zurückgeführt wird) – gleichzeitig trägt sie permanent zu einer Verschlimmerung dieses Zustands bei. Der Kampf gegen die Kontrollverluste und um Selbstbehauptung wird immer wieder als ein Kampf auf Leben und Tod symbolisiert.

Mein Darstellungsaufwand bei der Beschäftigung damit, um was es geht, wenn bei Wallace Baker von „Schwäche“, „einem verachtenswerten Fall“ usw. die Rede ist, erscheint vielleicht unnötig hoch. Aus einer Perspektive ethnographischer Fremdheit ist es notwendig, so vorzugehen, um das Besondere an Bakers Symbolisierungen zu erfassen und den Text nicht vorschnell mithilfe unserer heutigen Vorstellungen zu „nostrifizieren“ (vgl. Stagl 1981). Erst wenn man sich diese Arbeit gemacht hat, hat man eine ausreichende Grundlage, um nicht nur festzustellen, dass Baker verzweifelt darum bemüht ist, sein Masturbieren zu unterdrücken. Vor allem kann man sich auf diese Weise den Gründen für die damit verbundene Verzweiflung nähern. In seinem Text tauchen eine Vielzahl von Bezügen auf, die sich im moral-reformerischen und medizinischen Schrifttum des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zum Thema der Masturbation finden (vgl. dazu Bullough/Voght 1973; Bullough 1976; Comfort 1967; Cominos 1963; Engelhardt 1974; Rosenberg 1974; Smith-Rosenberg 1978; Laqueur 2004), man denke nur an die Entdeckung des „Onanismus“ und des „masturbatorischen Wahnsinns“ (vgl. Rare 1962).¹²

Ein instruktives Beispiel ist die 1898 zum ersten Mal veröffentlichte und 1908 in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung erschienene einflussreiche Aufklärungsschrift „The Sexual Instinct. Its Use and Dangers as Affecting Heredity and Morals“ (London: Sidney Appleton), die der amerikanische Mediziner James Foster Scott verfasst hat: eine Abhandlung über die Gefahren, die mit „perversen“, d.h. nicht auf die Fortpflanzung ausgerichteten, Formen der Sexualität verbunden sind. Nachdem ich mich bisher so intensiv mit den Erfahrungen eines „Betroffenen“ auseinandergesetzt habe, erscheint es mir sinnvoll, kurze Auszüge aus diesem (nicht untypischen) Expertentext zu zitieren, um das zugrundeliegende Vorstellungssystem, die Intensität der Verurteilung und den apodiktischen Charakter der Behauptungen zu illustrieren. Vieles klingt unter dem Eindruck von Wallace Bakers Tagebuch – bis hinein in die Wortwahl – vertraut.

„Die *Masturbation* wird so klar als etwas begriffen, das sich zerstörerisch auf jede Qualität moralischer und physischer Männlichkeit und Schönheit auswirkt, dass derjenige, der sich ihr hingibt (its devotee), niemals daran denkt, seine Befleckung zuzugeben, kaum sogar gegenüber seinem Arzt. Dadurch, dass sie ein Verbrechen gegen die eigene Person darstellt, ist sie nicht so weitreichend in ihren Konsequenzen für die Gesellschaft, sofern das Individuum nicht heiratet. Sie schafft ihr eigenes Gefolge von persönlichen Neurosen, Krankheiten und Degenerierungen, indem sie den Charakter verletzt, die Instinkte pervertiert, das Nervensystem ruiniert, und sie macht, indem sie gerade die Grundlagen dessen trifft, woher die Liebe kommt, das Opfer untauglich für die hohen Funktionen eines Ehemanns und Vaters. Sie ist ein „wilder Zuchtmeister“, universell verurteilt; nur im Verborgenen praktiziert, bietet sie eine bequeme Gelegenheit für häufige Befriedigung. Alle Welt verachtet den Masturbierer, wie er es selbst auch tut.“ (S. 110)

„Die *Masturbation* ist manchmal Symptom einer Krankheit des Gehirns, und manchmal handelt es sich um etwas, was gemeinsam mit einem instabilen Nervensystem geerbt worden ist. Sie tritt häufig in der Hysterie auf, der Manie, der Idiotie, der Imbezilität,

dem Wahnsinn, der Epilepsie und der Demenz, und solche Unglückseligen sind auch sehr häufig dafür anfällig, Tendenzen in Richtung anderer Perversionen zu manifestieren.“ (S. 421)

„Der Onanismus ist in jedweder Form äußerst schädlich aufgrund der Verletzungen, die sowohl Geist als auch Körper zugefügt werden, weil er – aufgrund seiner fehlenden Konformität mit der Natur – die Phantasie mit erotischer Erregung erhitzt hält und die Wichtigkeit der sexuellen Funktionen in der Sichtweise des Individuums überbetont – abgesehen davon, dass er dem System infolge der Häufigkeit der Befriedigung, wie sie gewöhnlich von jemandem, der Unzucht (= außerehelichen Geschlechtsverkehr, G.R.) treibt (fornicator), nicht praktiziert wird, eine der lebenswichtigsten Flüssigkeiten entzieht. Diese Form der Erregung produziert einen intensiven Nervenschock, der größer ist als derjenige, der im Koitus produziert wird (...) Sie tendiert dazu, gerade die Grundlagen seiner *vita sexualis* zu ruinieren, indem der physiologische Anreiz zur Fortpflanzung durch einen unnatürlichen und zwecklosen Akt ersetzt wird. Er verwandelt sich in eine mürrische, einsame, ängstliche und feige Erscheinung, die einem echten Mann lediglich ähnelt (semblance of manhood). (...) Sein Gewissen ist durch die inhärente Apperzeption seiner Sünde und Schande pervertiert, und seine Geisteskraft und Konzentrationsfähigkeit werden geschwächt.“ (S. 423)

„Er hinterlässt seiner Nachkommenschaft ein unerwünschtes Erbe, indem er sowohl seinen Söhnen als auch Töchtern eine Anfälligkeit für Psychosen und Neurosen weitergibt, insbesondere in ihren sexuellen Neigungen (...).“ (425) „Darüber hinaus verdanken beinahe alle sexuell Pervertierten ihre Anomalien des Begehrens, der Neigung und der Phantasie der Neurasthenie, die entweder durch ihren eigenen Onanismus oder den ihrer Vorfahren herbeigeführt worden war. Wenn ein Mann Nachkommen mit normalen Nervensystemen haben will, dann darf er nicht durch irgendeine Art des Onanismus gerade jene Funktionen missbrauchen, auf denen alle Vererbung beruht. Der Akt des Coitus interruptus („withdrawal“) oder des „ehelichen Onanismus“ („conjugal onanism“) ist lediglich eine Form der wechselseitigen Masturbation; und in dem Fall, dass irgendwann (daraus) eine zufällige Schwangerschaft entsteht, wird das Kind mit Sicherheit Anzeichen der Abnormalität des Begehrens oder der Anpassung in irgendeinem Stadium seiner Geschichte aufweisen.“ (S. 427f.)

Im Hinblick auf dieses Schrifttum kann man von einer „Degradationszeremonie“ (Garfinkel 1956) sprechen, die sich in diesem Fall dadurch auszeichnet, dass sie klassifizierend und anonymisierend erfolgt und das unbekanntes potentielle Opfer seine Mitgliedschaft in der gemeinten Kategorie erkennen, die biographische Relevanz der Mitgliedschaft für sich entdecken und die für die Öffentlichkeit gemachten Aussagen respezifizierend auf sich anwenden muss. Wallace Bakers Tagebuch ist u.a. deshalb von Interesse, weil sich zeigen lässt, wie die in diesen Schriften praktizierte durchgreifende Pathologisierung und Ausgrenzung des Masturbierens und „des Masturbierers“ und die Transformation der entsprechenden expertenhaften Interpretamente in Selbstverständlichkeiten des gesellschaftlichen Alltagswissensbestands durchgreifende Folgen für die Selbstidentität eines „Betroffenen“ haben können: Die Aneignung dieser ihn radikal stigmatisierenden und isolierenden Identitäts- oder Me-Bilder und der Kampf darum, sich ihnen nicht völlig auszuliefern und etwas anderes in sich zu entdecken, halten Baker in Atem und lassen ihn verzweifeln.¹³ In seinem Rückzug aus der Gesellschaft, in seinen „Idiosynkrasien“ und in seinem zunehmenden Verlust der Orientierung ist die Gesellschaft – in Form übermächtiger Identitätsbestimmungen – durchaus präsent.

3.4 Anmerkungen zu Wallace Bakers Verlaufskurve¹⁴

Bevor ich mich im Folgenden daran begeben, Bakers Verlaufskurve zu rekonstruieren, einige kurze Vorbemerkungen zu den Besonderheiten des Datenmaterials, die bei diesem Versuch berücksichtigt werden müssen:

- Das Tagebuch bezieht sich – abgesehen von gelegentlichen bilanzierenden Rückblicken – nur auf die letzten eindreiviertel Jahre in Bakers Leben, Details und Strukturen seines Lebensablaufs bleiben weitgehend verborgen.
- Bei den Eintragungen handelt es sich um einsame Hier-und-Jetzt-Praktiken der Alltagsbewältigung und Verlaufskurvenbearbeitung. Diese Situationsbindung steht in einem deutlichen Kontrast zu einer sich davon lösenden Darstellungsform, wie sie etwa im autobiographischen Stegreiferzählen (vgl. Schütze 1987, 2007a, b) zu finden ist. Für die Analyse ergibt sich beispielsweise in diesem Zusammenhang die Schwierigkeit, dass man es bei diesem Tagebuch über weite Strecken mit einer nahezu gleichbleibend dramatischen Tonlage zu tun hat (die sich in einer Stegreiferzählung aufgrund der Wirksamkeit des Zugzwangs der Kondensierung und Relevanzfestlegung nicht durchhalten ließe); dass die Segmentierung des Gesamttextes auf besondere Schwierigkeiten stößt; dass der Autor in Abwesenheit eines konkreten Gegenübers – er interagiert mit sich selbst und hat nur eine abstrakt bleibende Nachwelt im Blick – nicht zu einer Korrektur unklarer Referenzen genötigt wird, er weiß ja schließlich, was gemeint ist. Es fällt z.B. schwer, bestimmte Aufenthaltsorte und Ortsveränderungen nach Bakers Rückkehr aus Kuba zu identifizieren, da er häufig nicht festhält, wo er sich während der Tagebucheintragung gerade befindet.
- Charakteristisch für die Perspektivität des Tagebuchs ist eine Extremfokussierung auf die eigene Person: ihre inneren Zustände, die moralische Verfassung, das eigene Entwicklungspotential. Damit sind natürlich im Hinblick auf den Versuch, einen umfassenderen Eindruck von Bakers Leben zu gewinnen, enge Grenzen gesetzt.
- Während es einerseits viele Referenzen gibt, die für einen Leser unklar bleiben, werden andererseits ständig schmerzhaft und mit den Ansprüchen an die eigene Person nicht zu vereinbarende Erlebnisse preisgegeben, die in einer dyadischen Interaktion, auch gegenüber signifikanten anderen, gewöhnlich unter Informationskontrolle gehalten würden – wenn es sich nicht gerade um eine Beichte oder an diesem Muster orientierte Handlungsschemata (vgl. Hahn 1982 und Hahn/Kapp 1987) handelt. Der Autor nimmt sich selbst die Beichte ab, ohne sich Absolution erteilen zu können.
- Dominant ist das Kommunikationsschema der Argumentation (mit sich selbst)¹⁵, deskriptive Textpassagen (etwa abstrakte Beschreibungen der eigenen inneren Zustände) fallen nicht so sehr ins Gewicht, und wenn längere narrative Textpassagen auftreten – etwa dann, wenn Baker längere Zeit kein Tagebuch geführt hat und nachholen möchte, wie es ihm in der Zwischenzeit ergangen ist – dann haben sie zumeist den Charakter von Belegen für Behauptungen, die er über sich aufstellt. Die Argumentation kreist um die Fragen: Wer bin ich? Was geschieht mit mir? Wo gehöre ich hin?
- Es gibt einige Stellen der nachträglichen Selbstzensur (anscheinend unmittelbar vor dem Tod). Diese Stellen, an denen Baker den Text unkenntlich machte, sind vom Herausgeber durch Punkte, Gedankenstriche oder Stern-

chen sorgfältig gekennzeichnet. Manchmal handelt es sich um kleine Auslassungen mitten in einem Satz, an einigen wenigen Stellen kommt es zu Satzabbrüchen oder zur Zerstörung ganzer Eintragungen. Wie schon erwähnt, geht es hierbei sowohl um Personen- und Ortsreferenzen als auch um Stellen, die für Baker als besonders heikel gelten und für die er sich zu schämen scheint.

Diese Anmerkungen machen deutlich, dass der Versuch, auf der Grundlage dieses Datenmaterials biographische Prozesse zu rekonstruieren, einerseits auf spezifische Schwierigkeiten stößt (wie sie etwa in autobiographischen Stegreiferzählungen gewöhnlich nicht auftreten); dass der Text andererseits Merkmale aufweist, die bestimmte Erlebnisbereiche und Bewältigungspraktiken besonders scharf – auch im Vergleich zu anderen Datentypen – hervortreten lassen. Die Rekonstruktion von wichtigen Phasen in Bakers Verlaufskurve ist auf jeden Fall möglich, wenn man eine strikt sequenzierende Analysehaltung einnimmt: sich an der Abfolge der Eintragungen orientiert und nach den „konditionellen Relevanzen“ (Sacks, Lecture 6, 1967/72) fragt, die vorausgehende Ereignisse späteren setzen. An dieser Stelle untersuche ich nicht näher, auf welche besonderen Indikatoren sich diese Analysearbeit stützt. Die strukturelle Beschreibung der ersten Eintragung (vgl. 3.1) hatte lediglich einen Einblick in das „kleinflächige“ Analysevorgehen liefern können.

Für den Abschnitt von Wallace Bakers Biographie, über den er der Nachwelt in Gestalt seiner Tagebuchaufzeichnungen etwas vermittelt, ist die sich zuspitzende Erfahrung des Getriebenseins und des An-sich-und-der-Welt-Verzweifeln charakteristisch, er befindet sich in einer *Verlaufskurve der Selbstisolation und Selbstentfremdung*. Daneben lassen sich auch andere Prozessstrukturen des Lebensablaufs (vgl. Schütze 1981) entdecken – Handlungsschemata von biographischer Relevanz, die gleich noch genannt werden –, aber sie können die Dominanz der Verlaufskurvendynamik nicht überwinden. Einiges von den lebensgeschichtlichen Bedingungen seines Leidens (in biographieanalytischen Termini: von seinem Verlaufskurvenpotential) ist in den bisherigen Ausführungen schon sichtbar geworden, aber man kann aufgrund der relativ kurzen Zeitspanne, auf die sich das Tagebuch bezieht, nicht die Stelle der Grenzüberschreitung zur Verlaufskurve entdecken. Dieser Zeitpunkt liegt vermutlich sehr viel früher.

Als Wallace Baker für den Leser in Erscheinung tritt (am 26. Januar 1912), lebt er schon seit ungefähr einem halben Jahr als Amerikaner in Havanna. (Kuba war nach dem Krieg von 1898, in dem Spanien seine überseeischen Kolonien – die Philippinen, Puerto Rico und Kuba – an die USA verloren hatte, für lange Zeit eine De facto-Kolonie der Vereinigten Staaten geworden.) Er ist zu diesem Zeitpunkt 21 Jahre, er wohnt allein in einer Pension, geht einer von ihm selbst verachteten und als mühselige Routine empfundenen Bürotätigkeit in einer Firma nach – u.a. wohl als Stenograph – und hat nur wenige und flüchtige Bekanntschaften. Sein Leben erscheint ihm eintönig, für die Insel hat er nichts übrig.

Auffällig ist in diesem Zeitraum Bakers Extremfokussierung auf ein Problem, das er nur seinem Tagebuch anvertrauen kann und das er als in höchstem Maße bedrohlich ansieht: Sein Masturbieren, das er in immer wieder neuen Anläufen und autosuggestiven „Reinigungen“ vergeblich zu unterdrücken versucht, stellt ihn in seinen Augen nicht nur hinsichtlich seiner moralischen Verfassung in

Frage, sondern wird von ihm zunehmend auch als Hinweis auf eine möglicherweise zugrundeliegende „Degenerierung“ aufgefasst, für deren Erklärung sich die Vorstellung einer genetischen Schädigung anbietet. (Bei seinen immer wieder unternommenen Kontroll- und Bewältigungsversuchen haben seine Ad-hoc-Tagebucheintragungen, mit denen ich mich unter 2.2 befasst habe, natürlich einen entscheidenden Anteil.) Gleichzeitig schreibt er seinem „Missbrauch“ („abuse“) weitreichende Folgen für eine – so wahrgenommene – sich ausbreitende Schwächung und Schädigung seines Organismus zu.

Diese verheerenden Me-Bilder, mit denen die Vorstellung von einem übermächtigen Schicksal verbunden ist, dem er sich hilflos ausgesetzt sieht, geraten in Widerspruch zu ganz anderen Me-Bildern, die ihn aus der Masse der Mitmenschen herausheben. Er sieht sich als Intellektueller und Künstler und beschwört die geistige Nähe zu bedeutenden Philosophen und Schriftstellern, die in zeitgenössischen Diskussionen eine Rolle spielen, an denen er – durch die Lektüre von Zeitschriften wie „The International“ und dem Feuilletonteil der „New York Times“ und anderer Zeitungen – still teilnimmt.¹⁶ Die Suche nach einer solchen fiktiven Wir-Gemeinschaft erwächst auch aus der Erfahrung der völligen Abwesenheit vertrauensvoller Beziehungen zu Menschen in seiner Umgebung. Sie wirkt ihrerseits zurück auf sein Verhältnis zur Umwelt, da die elitäre Selbstkategorisierung dazu beiträgt, die Fremdheit gegenüber anderen zu verstärken, als unausweichlich hinzunehmen und zu legitimieren, auch wenn er unter ihr leidet.

Der Widerspruch zwischen den Me-Bildern ist kein zufälliger: Aus dem Gefühl der stillen Teilhabe an diesem elitären Kreis von großen und oft missverstandenen, angefeindeten Männern schöpft er Hoffnung und die Überzeugung, dass mehr in ihm steckt, als die immer wieder erlittenen moralischen „Niederlagen“ auszudrücken scheinen. Es ist aber nicht nur die Teilhabe als solche, sondern auch die (im Tagebuch nur sehr vage angedeutete) Werkinterpretation bzw. das, was sich ihm mithilfe von Rezensionen über ein Werk mitteilt, was für ihn orientierungsrelevant wird. Ein Beispiel dafür ist seine Interpretation von Nietzsches „Übermensch“-Vorstellung („ich wende mich an Nietzsche als meinen Wegweiser“).¹⁷ Die Orientierung an der geistigen Elite prägt auch die Entwicklung seiner abstrakten Allsätze und höherprädikativen („philosophischen“) Kategorien, mit denen er sowohl seine Verlaufskurvenerfahrungen theoretisch zu verarbeiten als auch eine neue Handlungsorientierung zu gewinnen versucht – Kategorien, die einen stark mystifizierenden, den Zugang zu den eigenen Erfahrungen vernebelnden Charakter haben.

Der Streit zwischen diesen Me-Bildern bleibt für seine Verlaufskurve bis zu seinem Suizid kennzeichnend. (Es gibt gleichwohl etwas, was sie später – schon im Angesicht seines Todes – versöhnt; darauf komme ich kurz am Ende dieses Abschnitts zu sprechen.) Je stärker er am – von ihm so bezeichneten – „genetischen Determinismus“ verzweifelt, der sich für ihn in seinen Kontrollverlusten manifestiert, um so mehr beschwört er sich, zu ‚heroischen Maßnahmen‘ zu greifen, die nicht näher spezifiziert werden.

Relativ bald artikuliert sich der Wunsch, Kuba zu verlassen und zu seiner Mutter in die Vereinigten Staaten – sein Vater ist mittlerweile gestorben – zurückzukehren. Seine Mutter hatte er während seines Aufenthaltes in Havanna weiterhin durch regelmäßige Geldzuwendungen unterstützt, d.h. er kommt mit Selbstverständlichkeit familienzyklischen Erwartungen nach. (Gleichzeitig hat er zu diesem Zeitpunkt sehr schlechte Erinnerungen an die Konflikte in seiner

Herkunftsfamilie, das Verhältnis zu seiner Familie bleibt auch weiterhin – bis zuletzt – sehr gespannt und ist von großen Enttäuschungen geprägt.) Wichtiger ist aber kurze Zeit später die Entwicklung eines *biographischen Entwurfs*, der gleichzeitig ein *Handlungsschema der Flucht* aus seiner Verlaufskurvenverstrickung ist: nämlich der Plan, nicht, wie er sich ursprünglich vorgenommen hatte (nachdem sich zu einem früheren Zeitpunkt weiterreichende Bildungspläne zerschlagen hatten und er frühzeitig ins Arbeitsleben gezwungen worden war), ein College zu besuchen, sondern darauf hinzuwirken, Schriftsteller zu werden. Er hatte auch schon vorher versucht, sich auf diesem Gebiet zu betätigen, indem er etwa einige Kurzgeschichten geschrieben und eine große Zahl von Notizen gemacht hatte, um Einfälle festzuhalten; auch seine Tagebucheinträge gehören zu dieser Praxis.

Wallace Bakers Verzweiflung über seine Unfähigkeit, seine „Schwäche“ zu beherrschen, wird durch den Glauben an seine künstlerische Bestimmung immer wieder für kurze Zeit gemildert. Beide Themen sind eng auf einander bezogen. Das kommt auch in seiner immer wieder artikulierten Vorstellung zum Ausdruck, dass er erst dann erfolgreich seinen Plan, Schriftsteller zu werden, in die Tat umsetzen könne, wenn er sich ausreichend unter Kontrolle habe: ein guter Vorsatz, der zu bestimmten Anlässen neu formuliert wird (Stichwort: Kalendermagie). Da das nie gelingt, bleibt dieser biographische Entwurf auch etwas, was sich ihm immer wieder neu entzieht, auch wenn die Orientierung an ihm für einen langen Zeitraum bestehen bleibt: z.B. in der Form, dass er spart, um sich in Zukunft nach seiner Rückkehr in die USA ganz der Schriftstellerei widmen und auf eine seiner Berufung nicht angemessene Bürotätigkeit verzichten zu können. Man kann davon sprechen, dass die Hoffnung auf eine Zukunft als Schriftsteller eine Zeitlang dazu beiträgt, die weitere Entstabilisierung seiner Lebenssituation zu verzögern.

Aber auch in dieser Phase gibt es schon dramatische Einbrüche, so etwa, als er mit großer Emphase entwickelte Vorüberlegungen zu seiner „Philosophie des Lebens“ – feierlich formulierte normative Setzungen, die den Charakter abstrakter und an die Adresse der eigenen Person gerichteter Handlungsanweisungen und Verbote haben – unter dem Eindruck erneuten moralischen Versagens zeitweilig verwerfen muss. Es taucht auch jetzt schon zum ersten Mal das Thema eines möglichen Suizids auf – aber noch recht unbestimmt formuliert; in einer der folgenden Eintragungen schwächt er die Relevanz dieser Thematik auch wieder ab. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass er noch immer davon ausgehen kann, dass es eine signifikante andere gibt, an die er sich wenden kann: „Meine Mutter ist die einzige Hoffnung, die mir in der Welt geblieben ist.“ – Vorstellungen, dass er sein Leben vergeudet, ständig schwächer wird und es möglicherweise dem Ende zugeht, tauchen in dieser Zeit immer wieder auf.

Als er nach der Kündigung seiner Arbeit am 20. Juli 1912 von Kuba aus in die USA zurückkehrt, zieht er insgesamt die Bilanz, dass er das Jahr auf der Insel nicht bedauere („Ich betrachte das Jahr als ein Blatt in meinem Buch der Erfahrung.“). Die Rückkehr in die Vereinigten Staaten verbindet er mit großen Hoffnungen. Auf Kuba hat er etwas Geld gespart, jetzt geht es ihm darum, sich der Realisierung seines biographischen Entwurfs, Schriftsteller zu werden, zu widmen.

Nachdem sein optimistisches Lebensgefühl auch noch in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr angehalten hat – rückblickend schreibt er am 1. August vom Juli als einem „Monat der gesunden Aktivität und des Fehlens nervöser

und krankhafter Gedanken“ –, schlägt diese Stimmung angesichts der tiefgreifenden Entfremdung zwischen ihm und seinen Angehörigen, die kein Verständnis für seine in ihren Augen verwerflichen und absonderlichen Moralvorstellungen aufbringen (vermutlich: seine utopischen Alternativideen zum „gegenwärtigen System sexueller Beziehungen“), jäh um. Die Vorstellung, sich das Leben nehmen zu können, drängt sich wieder auf, und die Ernsthaftigkeit der Suizid-idee wird im Tagebuch (im Vergleich zu früheren vageren Textstellen) besonders markiert. Entscheidend für den zunehmenden Verlust des Vertrauens in die Zukunft ist sicherlich die Enttäuschung darüber, dass die Familie nicht der Ruheort ist, nach dem er sich auf Kuba gesehnt hatte. Wenn ihm zuvor der Gedanke an seine Mutter noch einen Halt geliefert hatte, als in seinen Vorstellungen die Selbsttötung als möglicher Ausweg aufgetaucht war, so erwähnt er sie in seinen Tagebuchaufzeichnungen jetzt nicht mehr. Die Fremdheit gegenüber seinen Geschwistern und seiner Mutter kommt darin zum Ausdruck, dass gewöhnlich nur noch von „der Familie“ die Rede ist.

Die Enttäuschung über seine Angehörigen wiegt deshalb so schwer, weil er nach seiner Rückkehr aus Kuba, wo er ja sozial völlig isoliert war, über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder *um Hilfe nachsucht* (auch wenn das von ihm gewöhnlich nicht expliziert wird). Die Rekonstruktion dieser Suchbewegungen ist nicht nur aufgrund langer Pausen zwischen einzelnen Eintragungen schwierig (so hält er beispielsweise in den letzten drei Monaten des Jahres 1912 nichts in seinem Tagebuch fest), sondern auch aufgrund nachträglicher Selbstzensuren. Nach dem Bruch mit seiner Familie notiert er etwa: „und meine letzte Hoffnung kreist jetzt um meine Rückkehr nach (...)“. Welche Person oder welcher Ort gemeint ist, ist von ihm unkenntlich gemacht worden. Es hat den Anschein, dass er während der Zeit bis zu seinem Tod vorwiegend zu Hause lebt, zwei längere Reisen im Jahr 1913 erwähne ich gleich noch.

In den letzten drei Monaten des Jahres 1912 kommt es zu einer entscheidenden und dauerhaften *Destabilisierung seiner Lebenssituation*, als er das Illusionäre an seinem biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden und davon leben zu können, erkennen muss. Jeweils zu Beginn des Septembers und des Oktobers steht die Thematik seiner schriftstellerischen Selbstentfaltung noch im Zentrum seiner Tagebucheintragungen, er erscheint noch einmal besonders kämpferisch und optimistisch („Eine neue Ära bricht für mich an.“), die Lektüre von Ibsen gibt ihm dabei Hoffnung. Und dann, als er sich in einer Art Selbstinitiation eine Schreibmaschine kauft, um endlich beginnen zu können, verlässt ihn der Mut; er ist wie gelähmt und bringt nichts zu Papier. Gleichzeitig werden seine Ersparnisse, die ja die Anfangsphase der Realisierung dieses Entwurfs materiell absichern sollten, immer weiter aufgebraucht. Als er zum Jahresende auf die letzten drei Monate zurückblickt, zieht er eine sehr pessimistische Bilanz.

Gleichzeitig ergreift er ein neues *Handlungsschema der Hilfesuche*, als er plötzlich den Entschluss fasst, zu seinem Onkel nach Chicago zu reisen. Diese Reise ist für ihn sehr bedeutsam, sie hat den Charakter eines „Wendepunkts“, wenn er in seinem Tagebuch festhält, dass er von nun an die Haltung einnehme, „die Zukunft dem Zufall zu überlassen, statt den Kurs sorgfältig zu steuern.“ Vielleicht könnte man davon sprechen, dass sich für ihn mit dieser Reise auch etwas von der Vorstellung eines „Gottesurteils“ verbindet.

Die Enttäuschung über den Empfang durch seinen Onkel, auf den er so viele Hoffnungen gesetzt hatte, und seine Frau geht so tief, dass er am 10. Januar

den Entschluss fasst, sich genau vier Monate später, an seinem 23. Geburtstag, das Leben zu nehmen: ein letztes *Handlungsschema der Flucht* aus seiner Verlaufskurvenverstrickung. (Diesen Termin lässt er dann zwar verstreichen, aber die Entscheidung wird auch nie explizit widerrufen.) Dass er sich diesen Zeitraum einräumt, hat zum einen vermutlich damit zu tun, dass er doch noch nicht so weit ist, alle Hoffnung aufzugeben, zum anderen kommt darin auch etwas von seinem Sinn für Pathos und Dramaturgie zum Ausdruck: Besondere Kalendertage wurden von ihm immer wieder dazu genutzt, eine Wende zum Besseren zu beschwören; mit seinem letzten Geburtstag würde eine letzte Wende eingeleitet.

Dem Entschluss, sich zu töten, geht eine Bilanzierung seiner Verlaufskurve voraus, die in seinen Aufzeichnungen ungewöhnlich pointiert und schonungslos formuliert wird:

- die Einsicht in den illusionären Charakter seines biographischen Entwurfs, Schriftsteller zu werden;
- die Angst vor der durch materielle Not erzwungenen Rückkehr in das langweilige, seinen künstlerischen und intellektuellen Neigungen ganz und gar nicht entsprechende Leben eines kleinen Büroangestellten („dieses Grauen vor der Arbeit, das mir schließlich den Boden unter den Füßen weggezogen hat“);
- das Gefühl seiner Heimatlosigkeit, das sich besonders verstärkt habe, nachdem diese letzte Hilfsuche (die Reise zu seinem Onkel) gescheitert sei; darüber hinaus: der Eindruck, immer ein Fremder zu bleiben, keinen Platz in der Welt zu haben;
- die Angst vor dem allmählichen Wahnsinnigwerden, die durch das Wissen um das „degenerierte Erbgut auf der Seite meines Vaters“ verstärkt worden sei;
- in dem Zusammenhang: die aufkommenden Zweifel, ob nicht die eigenen Ideen (mit deren Entwicklung und Systematisierung Wallace Baker immer so viel Stolz verbunden hatte) letztlich nichts anderes als Ausdruck seiner „Degenerierung“ seien;
- und vor allem die Verzweiflung über seine Sexualität („ich vermute, mein Gebrechen lässt sich als Erotomanie bezeichnen“).

Es fällt aufgrund der unregelmäßigen und relativ seltenen Tagebucheintragungen schwer, sich ein klares Bild von der Zeit zwischen der ersten Formulierung des Suizidentschlusses und dem Tod (mehr als neun Monate später) zu machen. (Die letzten sechs Einträge stammen vom 28.2., 23.3., 1.6., 13.6., 26.7. und 27.9.1913.) Aber es wird auf jeden Fall deutlich, dass Wallace Baker nicht permanent um diese Thematik kreist. Auch werden Teile dieser resignativen Bilanz von ihm selbst zwischendurch in Frage gestellt oder durch positive Erlebnisse partiell zurückgedrängt. Einige Beispiele:

So lernt er etwa auf einer Reise nach Denver (nach seinem Aufenthalt in Chicago) einen Mann kennen, der ihm freundlich gegenübertritt und gegenüber dem er das sonst allgegenwärtige Gefühl der Fremdheit verliert. Mit der Beziehung zu diesem Mann und seiner gastfreundlichen Familie in Denver verbindet er für kurze Zeit die Hoffnung auf einen biographischen Neuanfang. Einige Wochen lang lebt er in einem Hotel in Denver und kann sich auch vorstellen, längerfristig dort zu bleiben. Dann reist er aber wieder überstürzt ab – offensichtlich unter dem verheerenden Eindruck plötzlicher Kontrollverluste. (Diese Reisebewegungen sind teilweise schwer zu verstehen, aber es gibt Hinweise darauf, dass er die geplante Reise nach San Francisco – auf dem Weg dorthin hatte er in Denver Halt gemacht – schon in suizidaler Absicht angetreten hatte: „es alles dort beenden“.)

Trotz der negativen Bilanzierung vor seinem Suizidentschluss vom 10. Januar taucht auch weiterhin immer wieder das Thema seiner künstlerischen Beru-

fung und seiner Zugehörigkeit zur geistigen Elite auf („ich, ein Geistesverwandter von Genies“) – sogar bis zu dem Punkt, dass er trotz allem am biographischen Entwurf, Autor zu werden, festhält: „Ich kämpfe noch immer um umfassende Kontrolle und ein beständiges Arbeitsprogramm (a settled scheme of work), um ein erfolgreicher Bühnenschriftsteller zu werden.“ (13.6.1913) Dagegen steht aber das Wissen um seine geringen Chancen im „Kommerzialisierung des gegenwärtigen amerikanischen Schriftstellerberufs“. Er wagt es nicht, sich an Stiftungen mit der Bitte um Gewährung eines permanenten Künstlerstipendiums zu wenden, auch wenn ihm dieser Gedanke immer wieder kommt, da er Angst davor hat, dadurch aufzufallen und psychiatrisch hospitalisiert zu werden.

Auch wenn er in dramatischen Formulierungen immer wieder seinen Abscheu vor der Rückkehr in eine Bürotätigkeit zum Ausdruck bringt, wird die Aufnahme einer Tätigkeit als Stenograph eher beiläufig und positiv – wegen des relativ guten Lohns und der damit erhofften Alltagsbalancierung – erwähnt.

Baker ist sich sehr wohl dessen bewusst, dass er den von ihm selbst festgelegten Termin für seine Selbsttötung hat verstreichen lassen. Gleichwohl revidiert er seinen Entschluss nicht, die Thematik bleibt unterschwellig präsent, und ein Suizid scheint sich ihm angesichts seiner ungelösten Probleme immer wieder als Ausweg anzubieten. Bevor er sich am 27. September 1913 das Leben nimmt, trifft er Vorkehrungen, dass sein Tagebuch den Herausgeber des von ihm häufig gelesenen „The International“ erreicht – in der Hoffnung, dass es posthum veröffentlicht wird.

Seine letzte Eintragung – „eine Art letztes Testament“, wie er es nennt – stellt eine Mischung von trauriger Lebensbilanz und Kampfansage an eine recht amorph bleibende Gruppe von auch schon früher häufig erwähnten Opponenten (u.a. öffentlichen Meinungsführern) dar, der seine Wir-Gruppe von „Übermenschen und Degenerierten“ gegenübersteht. Sein Suizid bekommt einen Sinn durch das Beispiel, das er gibt:

„Wenn tausend Männer überredet werden könnten, sich im Protest das Leben zu nehmen, würden die herrschenden Kreise aufhorchen.“

Erhebt Euch, Ihr Amerikaner, die Ihr etwas Blut in Euch habt, und verjagt Eure Comstocks, Bryans, religiösen Heuchler und korrupten Politiker (grafters) und lasst die sogenannten Degenerierten und Wahnsinnigen zu Wort kommen, und falls Ihr nicht größer und besser lebt, dann verdient Ihr, was Ihr bekommt. Die Mehrheit hat immer unrecht, und die Minderheit von Übermenschen und Degenerierten – den Zolas, Ibsens usw. – muss sich zusammenschließen und das ganze verdammte System stürzen, das die Besten, Aufrichtigsten und Rechtschaffensten in den Selbstmord oder Hunger treibt.“

Der antagonistische Widerstreit von Me-Bildern, unter dem er so lange Zeit gelitten hatte, wird in diesem Manifest überwunden, „Übermenschen und Degenerierte“ gehören zusammen. Man machte es sich zu einfach, diese Vereinigung nur als Ausdruck persönlicher Eigenheiten eines verzweifelten oder verwirrten Individuums zu trivialisieren. Wallace Baker kann hier auf kollektive Vorstellungsgehalte zur Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn zurückgreifen.¹⁸ Dass er sich an ihnen orientiert, wird u.a. in der Eintragung vom 8.2.1913 deutlich, in einem Kommentar dazu, dass er in den Tagen zuvor Werke von Strindberg gelesen habe: „Ich genoss sie, was eine Selbstverständlichkeit ist, da ich immer ein geniales Werk verstehe und tief genieße, besonders das Werk sogenannter degenerierter Genialität.“ (Hervorhebung von G. R.) Das „sogenannt“ verweist auf den Öffentlichkeitscharakter der Kategorie.

Um das Entscheidende an der hier skizzierten Entwicklung noch einmal zusammenzufassen: Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Dynamik von Bakers Verlaufskurvenprozess, seiner einsamen und verzweifelten Auseinandersetzung mit widerstreitenden Identitätsbildern, die er in Bezug auf sich selbst unterstellt, und der völligen Abwesenheit tragfähiger Beziehungen zu signifikanten anderen. Seine soziale Isolation ist eine Bedingung dafür, dass sein Kampf darum, wer er ist – verworfen und minderwertig oder genial –, solche Formen annehmen kann: dass er so verletzlich ist und empfänglich für die unumstößlichen, mit moralischer und wissenschaftlicher Autorität verbundenen „Wahrprüche“ über „Exemplare“ wie ihn, denen er nur dadurch begegnen kann, dass er auf seiner künstlerischen Kreativität – zunehmend auch: Genialität – und seiner (noch nicht öffentlich anerkannten) Mitgliedschaft in einer geistigen Elite insistiert.

Wäre er eingebunden in ein Netz vertrauensvoller Beziehungen, würden die Vorstellungen, die er über sich entwickeln würde, kontinuierlich aus seiner Interaktion mit Me-Bildern, die er bestimmten anderen in Bezug auf sich unterstellen würde, entstehen, erprobt, verändert und angeeignet; sie wären sozusagen „geerdet“. Stattdessen wird er beherrscht von aufeinander bezogenen und konträren, hoch abstrakten und starren Sichtweisen über das, was er ist und was in ihm steckt, die völlig losgelöst sind von seinen alltäglichen Beziehungen und hier nicht korrigiert und abgeschwächt werden können – gleichzeitig Sichtweisen, deren Einbettung in bestimmte kollektive Vorstellungsgehalte klar erkennbar ist. Über das, was in ihm vorgeht, kann er nicht mit anderen sprechen, weil es sich um intime und mit Schambewusstsein verbundene Erfahrungen handelt, deren Offenlegung ihn der Verachtung oder dem Spott seiner Umwelt preisgeben würde. In diesem Prozess vertieft sich der Graben zwischen ihm und seiner Umwelt immer mehr. Er leidet an sich selbst, seinem (von ihm verachteten) Körper, seiner „Nervosität“, gleichzeitig gerät er in seiner Selbstverstrickung in ein immer unrealistischeres Verhältnis sich selbst gegenüber. Das Fluchthandlungsschema des Suizidplans stellt für ihn schließlich die letzte Möglichkeit dar, die Me-Bilder seiner Verworfenheit und seiner Erhabenheit zu integrieren.

4. Ruth Cavans Analyse des Tagebuchs

In Ruth Cavans Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker¹⁹ steht nun nicht mehr im Vordergrund, neue Erkenntnisse über den „Suizidprozess“ zu gewinnen; der Autorin geht es darum, die zuvor – auf der Basis von offiziellen Berichten von Leichenbeschauern – entwickelten typologischen Aussagen zu illustrieren und zu einem vertieften Verständnis beizutragen. „Die Dominanz vereitelter Interessen und die Starrheit der Pläne, sie zu erreichen, die als Merkmale des Suizidprozesses erwähnt worden waren, sind in diesem Tagebuch sehr klar ersichtlich.“ (S. 246) Bakers Fall gehört ihrer Meinung nach zum zweiten Typ („dem erkannten Wunsch“), in dem sich „bestimmte Interessen und Wünsche entwickelt haben, aber keine Mittel für ihre Befriedigung gefunden werden können.“ (S. 198) Mit der Vor-ab-Subsumption unter einen solchen Typus sind einer genaueren Analyse des Tagebuchs natürlich relativ enge Grenzen gesetzt:

Das als typisch Erkannte wird akzentuiert, während anderes, was sich dem nicht fügt, in seiner Relevanz abgeschwächt oder ignoriert wird.

Der Reiz des Tagebuchmaterials wird von Cavan durchaus erkannt, was daran ersichtlich ist, dass für seine Präsentation und Kommentierung vergleichsweise viel Platz reserviert wird. Aber die Verfasserin trägt nicht dem Umstand Rechnung, dass diesem Primärmaterial, das sich ja gegenüber den anderen von ihr gebrauchten Daten dadurch auszeichnet, dass hier über einen langen Zeitraum die Perspektive eines Betroffenen zum Ausdruck kommt und Prozesse aufgezeigt werden, ein besonderer Stellenwert im Rahmen der intendierten Theoriebildung (vgl. Glaser/Strauss 1967; Strauss 1991) zukommen könnte. Die mit detaillierten Einzelfallanalysen verbundenen Chancen zur Entdeckung von Allgemeinheiten werden von ihr – und natürlich auch anderen Chicagoer Autoren aus dieser Zeit, deren Untersuchungen eine ähnliche Architektonik aufweisen – noch nicht erfasst. Das heißt auch, dass sie nicht danach fragen kann (wie ich es in diesem Beitrag unter 3.2 versucht habe), welche Bedeutung das Tagebuch für Wallace Baker hat und in welcher Weise es selbst zu dem Prozess gehört, auf den sich das Forschungsinteresse richtet. Gleichwohl ist auffällig, dass sie in der Beschäftigung mit diesem Einzelfall eine für die Analyse von Suizidprozessen generell sehr wichtige Einsicht gewinnt – trotz der systematischen, durch den Aufbau der Untersuchung gesetzten Grenzen und obwohl ihr noch keine neueren Verfahren der Textanalyse zur Verfügung standen. Auf das, was sie entdeckt, gehe ich gleich (unter (d)) noch kurz ein.

In ihrer Analyse des Suizidprozesses von Wallace Baker (S. 244-248) konzentriert sich die Autorin auf (a) seinen Persönlichkeitstyp, (b) seine dominanten Interessen, (c) Möglichkeiten, seine Interessen zu verwirklichen, (d) die Krise und (e) seine Einstellung zum Suizid generell („suicide attitude“). Eine solche Unterteilung ergibt sich aus ihren vorausgegangen allgemeinen Überlegungen zum Suizidprozess, auf die ich im zweiten Teil eingegangen war.

(a) Sein Persönlichkeitstyp: Als dominante Charaktereigenschaften werden zum einen seine „Introspektion“ (sein Kreisen um eigene Empfindungen, Stimmungen und Reaktionen; sein ausschließliches Interesse an der Entwicklung bestimmter Ideale für sein eigenes Handeln) und sein „Egozentrismus“ genannt, der von der Autorin als Ausdruck einer „adoleszenten“ Haltung sich selbst gegenüber betrachtet wird. Die „typisch adoleszente“ Idee, ein „heimliches Genie“ zu sein, sei von ihm nicht überwunden worden – mit der Folge zunehmender Verbitterung über „die Blindheit seiner Familie und der Welt im Allgemeinen.“ (S. 244) Die Autorin misst Wallace Baker also an dem; was in ihren Augen für ein bestimmtes Lebensalter normal ist, und gelangt auf diese Weise zu der Feststellung, dass sein Reifungsprozess blockiert gewesen sei: in gewisser Weise wird ihm also der Erwachsenenstatus abgesprochen. Die Zuschreibung der essentiellen Merkmale „Introspektion“ und „Egozentrismus“ vermittelt das statische Bild einer „Persönlichkeit“, die so und nicht anders „ist“. Indem zu Beginn des Analysekommentars der „Persönlichkeitstyp“ – im doppelten Wortsinn – festgestellt wird, sind der Entdeckung von Identitätsveränderungen im „Suizidprozess“ relativ enge Grenzen gesetzt.

(b) Dominante Interessen: Nach Ruth Cavan sind in Bakers Tagebuch durchgängig zwei Ambitionen zu erkennen: nämlich ein bestimmtes Ideal sexueller Enthaltsamkeit („sexual continence“) zu erreichen und Schriftsteller zu werden. Wie beide Interessen entstanden seien, werde im Tagebuch deutlich. Nach sei-

nem „ersten Kontakt mit Frauen“ im Alter von zwanzig Jahren sei anscheinend bald darauf der Wunsch aufgekommen, „den Impuls, Prostituierte zu besuchen, abzuwehren, ein Wunsch, dessen Wurzeln offenbar in seiner vorausgegangen Erziehung lagen, die er trotz seines Willens nicht abwerfen konnte.“ (S. 244) Im Hinblick auf das zweite Interesse heißt es:

„Da er sich für irgendeine große Bestimmung vorgesehen fühlte und er fand, dass sein früheres Streben nach einer Collegeausbildung für ihn nicht mehr in Frage kam, wog er ziemlich bedächtig die verschiedenen Möglichkeiten ab, Größe zu erreichen, und entschied sich dafür, dass der Schriftstellerberuf die Sache war, für die er geeignet war.“ (S. 245)

Was an Cavans knapper Bestimmung der „dominanten Interessen“ auffällt, ist einerseits, dass die Autorin sie getrennt von einander benennt und nicht auf den inneren Zusammenhang des Themas der sexuellen Selbstbeherrschung und der künstlerischen Selbstentfaltung eingeht, der in den Tagebucheintragungen so deutlich hervortritt; andererseits aber vor allem, dass sie offensichtlich das, auf was sich Bakers Geständnisse und Selbstbeschwörungen vor allem beziehen – sein Masturbieren –, überhaupt nicht anspricht. Zwar erwähnt er zwischen- durch seinen gelegentlichen – und von ihm selbst zumeist moralisch verurteilten – Kontakt mit Prostituierten („zumeist“ heißt, dass es Ausnahmen gegeben hat²⁰), aber im Vordergrund stehen die Textstellen, auf die ich mich in meiner Erörterung unter 3.3 bezogen habe und in denen es um andere Referenz-Objekte geht. Ich kann mir Ruth Cavans Nicht-Thematisierung dieser m. E. zentralen Leidenserfahrung nur so erklären, dass sie sie entweder bewusst nicht zur Sprache gebracht hat, möglicherweise weil sonst die Regeln des guten Geschmacks verletzt worden wären – dafür könnten bestimmte Auslassungen in der Textpräsentation²¹ sprechen, in denen das Material von explizit indexikalen und gleichzeitig besonders unklaren Passagen, durch die Fragen aufgeworfen werden könnten, „bereinigt“ wird –; oder dass sie tatsächlich nicht (voll) erfasst hat, worum es geht. Sollte das letztere der Fall sein, so hat diese selektive Nicht-Beachtung möglicherweise mehr mit der Methodologie der Studie als mit einem besonders ausgeprägten Mangel an Sensibilität zu tun: Durch die Einordnung des Falls Wallace Baker in die zuvor entwickelte Typologie können Zugzwänge der Textbereinigung entstehen. Nur das wird im analytischen Kommentar aufgegriffen, was als einem Typus zugehörig betrachtet werden kann und als relativ eindeutig „ins Auge springt“, während Passagen, die bei einem ersten Durchgang uneindeutig und merkwürdig erscheinen, eher außen vor bleiben. Mir scheint es inzwischen allerdings wahrscheinlicher, dass Ruth Cavan schon gesehen hat, worum es geht, es aber in dieser – von einer besonderen Prüderie geprägten – Zeit vorgezogen hat, ihre Erkenntnisse für sich zu behalten. Man muss berücksichtigen, dass in dieser Periode an der Universität von Chicago ein besonders restriktiver Moralkodex existierte, dessen prominentestes Opfer einige Jahre zuvor William Thomas geworden war²², und dass in diesem Zusammenhang von Seiten der Universitätsspitze und anderer Fakultäten gelegentlich versucht wurde, Soziologen wegen ihrer Ideen zu zensieren oder zur Rechenschaft zu ziehen. Außerdem wäre es für Ruth Cavan als eine der ersten Frauen, die in dieser Zeit in Chicago promovierten, vermutlich besonders riskant gewesen, in ihrer Untersuchung tabuisierte und als moralisch anstößig empfundene Sachverhalte zu thematisieren.

(c) *Möglichkeiten der Interessenverwirklichung*: Ruth Cavan fragt jetzt weiter danach, warum Baker diese beiden dominanten Interessen, die ihr als in sich

„ziemlich normal“ (S. 245) erscheinen, nicht verwirklichen kann. Diese Formulierung verweist darauf, dass sie sich darum bemüht, Bakers Wünsche erst einmal ernst zu nehmen, vor allem aber auch darauf, dass sie keine analytische Distanz zu dieser gesellschaftlich konstruierten „Normalität“ herzustellen versucht. Bakers „Wunsch, den Impuls, Prostituierte zu besuchen, abzuwehren,“ wird lediglich auf den Einfluss seiner Erziehung zurückgeführt und bedarf ansonsten keiner weiteren Kommentierung. Die Autorin macht sich seine eigene Frage – *warum schaffe ich es nicht, mich zu beherrschen?* – zu Eigen und problematisiert nicht ausreichend, *wie es kommt, dass er permanent von dieser Frage beherrscht wird.* Mit einer solchen Verschiebung der Fragestellung würde auch der Zugang zu einer genuin soziologischen Analyse des „Suizidprozesses“, um den es hier geht, ermöglicht.

Was die fehlende sexuelle Selbstkontrolle betrifft: Wichtig ist, dass Cavans unter (b) herausgearbeitetes – intentionales oder nicht-intentionales – Missverständnis von Bakers Bezügen auf seine sexuellen „Niederlagen“ auch für den weiteren Verlauf ihres analytischen Kommentars bestimmend bleibt und ihr immer wieder den Blick verstellt. So entwickelt sie beispielsweise – in der Beantwortung ihrer falsch gestellten Frage nach den Gründen für seine fehlende sexuelle Enthaltsamkeit – eine Art psychologistisch-biologistische Vorstellung von Bakers Fallensituation:

„Seine Inanspruchnahme durch seine eigenen winzigen und vorübergehenden Empfindungen machten es Wallace Baker sehr schwer, die Natur seiner Gefühle (his emotional nature) zu kontrollieren und sexuellen Beziehungen zu widerstehen, während die Ruhelosigkeit, die von seiner anderen unerfüllten Sehnsucht ausströmte, zu seinem Verlangen nach Entlastung von der nervlichen Anspannung beitrug, in die er sich selbst hineinarbeitete und für die er sexuelle Beziehungen als eine Entlastung betrachtete.“ (S. 245)

Im Hinblick auf das Scheitern seiner schriftstellerischen Ambitionen führt die Autorin zum einen seine (in ihren Augen) fehlende künstlerische Kreativität und seinen „Egozentrismus“ an:

„es gibt wenig Anhaltspunkte für irgendeine Befähigung zum Beruf des Schriftstellers. Das Tagebuch selbst ist – von einem literarischen Standpunkt aus betrachtet – nur mäßig gut geschrieben, und seine Vorstellung vom Stoff für das Schreiben bezog sich auf seine eigenen Kämpfe und geistigen und emotionalen Prozesse.“ (S. 246)

Zum anderen spricht sie an, dass er von Seiten seiner Familienangehörigen und Verwandten in diesem Bereich keine Ermutigung erfahren habe; außerdem habe er keine Anstrengungen unternommen, sich eine Arbeitsstelle zu suchen, die ihm die Gelegenheit zum Schreiben geboten und ihn mit Literaten in Kontakt gebracht hätte, d.h. in den Augen der Autorin hat er sich, was seine künstlerischen Kompetenzen betrifft, keinem Realitätstest ausgesetzt.

Wenn Ruth Cavan seine fehlende Einbindung in soziale Zusammenhänge anspricht, die in verschiedener Hinsicht für eine Entwicklung hin zu einer Schriftstellerexistenz wesentlich gewesen wäre, dann ist das sicherlich eine wichtige Einsicht. Aber ich bin mir unsicher, wenn es darum geht, ihm zu attestieren, dass er sich bewusst einem Realitätstest (der Beurteilung durch kritische andere, die etwas vom Schreiben verstehen) entzogen habe, um sich seine schriftstellerische Inkompetenz nicht eingestehen zu müssen. Diese globale Einschätzung wird durch die Lektüre des Tagebuchs nicht gerechtfertigt. Seine letzte Handlung vor dem Suizid – das Verschicken seines Tagebuchs zwecks einer möglichen posthumen Veröffentlichung – unterstreicht ja gerade, dass er zu-

mindest in dieser Grenzsituation auf dem Wert seiner Eintragungen beharrt (worin er ja dann auch von denjenigen, die seinen Text im „The Glebe“ herausbringen, bestätigt wird). Ruth Cavan unterstellt ihm in diesem Zusammenhang und an anderen Stellen eine Tendenz zur Rationalisierung: „seine grandiosen Stellungnahmen bezüglich literarischer Ideale und sein Abscheu, für eine zahlende Öffentlichkeit zu schreiben, dienen mehr der Verteidigung seiner Unfähigkeit zu schreiben als genuinen literarischen Standards.“ (S. 246) Mit dieser (statischen) Zuschreibung wird sie der Dynamik des Verlaufskurvenprozesses, in dem sich Baker befindet, nicht gerecht: Wenn er in seiner letzten Lebensphase immer wieder – aber nicht durchgehend – die Vorstellung aufgibt, angesichts des „ignoranten“ amerikanischen Publikums in Zukunft von Einkünften aus schriftstellerischer Tätigkeit leben zu können (darauf bezieht sich Cavans Formulierung von seinem „Abscheu, für eine zahlende Öffentlichkeit zu schreiben“), dann ist das ein Ausdruck dafür, dass er einerseits erkennt, wie ihm die Felle wegschwimmen und sich sein biographischer Entwurf als illusionär erwiesen hat, und dass er andererseits verzweifelt auf dem beharrt, was in ihm steckt.

(d) *Die Krise*: Es ist deutlich geworden, dass die Autorin hier und in vielen anderen Fällen von einer einfachen Drei-Phasen-Struktur ausgeht: Entwicklung dominanter Wünsche oder Interessen (die in starrer Weise verfolgt werden) – Nichtrealisierbarkeit der Interessen – Krise. Mit Blick auf Baker schreibt sie: „Die Krise entwickelte sich, als Wallace Baker Objektivität über sich selbst erlangte. So lange, wie er sich mit Träumen verhüllte, blieb sein Glaube an seinen letztendlichen Erfolg bestehen. Aber allmählich gewann er eine andere Sichtweise von sich selbst.“ (S. 246f.) Damit spricht sie die mehrmonatige Phase an, an deren Ende die vergebliche Hilfsuche bei seinem Onkel in Chicago und der – in einer ausführlichen Bilanzierung begründete – Suizidentschluss stehen.

Wenn die Autorin diese Entscheidung als Wendepunkt in Bakers „Suizidprozess“ kennzeichnet, gelangt sie zu einer zentralen Einsicht: dass nämlich sein Suizid letztlich eine intentionale Struktur aufweist, er in der Entwicklung dieses Plans noch einmal aktiv zu sich selbst steht und sich auf seine Art wehrt, ohne dass sein Verhalten als „pathologisch“ zu bezeichnen wäre. Sie betont – im Gegenteil – seine gedanklichen Anstrengungen, sein Bemühen darum, sich nichts vorzumachen: „als Wallace Baker Objektivität über sich selbst erlangte“; „die Eintragungen während seiner Zeit in Chicago bieten eine Analyse seines Problems, die recht umfassend erscheint“. Es ist in meiner Rekonstruktion des Prozesses natürlich deutlich geworden, dass ich nicht mit Ruth Cavans Sichtweise, was Bakers „Objektivität über sich selbst“ anbelangt, übereinstimme, aber entscheidend erscheint mir hier: Sie erfasst und akzentuiert die intentionale Struktur seines Handeins und seine aktive Haltung sich selbst gegenüber. Ihre Entdeckung ist umso bemerkenswerter, als sie sich selbst zu dieser Zeit noch nicht an neueren Verfahren der Textanalyse orientieren konnte und sich bei der Markierung dieses Wendepunktes (der von mir als letztes Handlungsschema der Flucht bezeichnet wurde) lediglich von ihrer Intuition leiten ließ.

Diese in der Fallbetrachtung gewonnene Einsicht hat allerdings – und hier werden wieder die zu Beginn des vierten Abschnitts angedeuteten methodologischen Grenzen dieser Form von Typenbildung deutlich, in der die Erkenntnismöglichkeiten von Einzelfallanalysen noch nicht systematisch genutzt werden – keine Folgen für die übergreifende theoretische Konzeptualisierung der Studie: Ruth Cavan problematisiert in diesem Zusammenhang nicht, inwieweit die Ka-

tegorie der „persönlichen Desorganisation“ (die sich als Komplementärbegriff zum Konzept der „sozialen Desorganisation“ in vielen Chicagoer Monographien in dieser Zeit findet und ausgesprochen vage benutzt wird) auf die von ihr untersuchten Erscheinungen wirklich anwendbar ist. Bei diesem Begriff – Thomas und Znaniecki sprechen von „individueller Desorganisation“ (= „Demoralisierung“) – handelt es sich um einen frühen Versuch, Leidenserfahrungen zu konzeptualisieren, aber er bleibt zu statisch (vgl. Riemann/Schütze 1991, S. 335f.). Prozesse des Getriebenseins und des Verlusts der Kontrolle über sich – Verlaufskurven (Schütze 1995) – werden damit noch nicht in ihrer sequentiellen Struktur erfasst, und der Möglichkeit von Flucht- und Befreiungsversuchen – von Handlungsschemata – wird auf diese Weise nicht ausreichend Rechnung getragen. Das wird an dem hier diskutierten Beispiel deutlich.

Etwas Wesentliches wird von Ruth Cavan in diesem Kontext nicht zur Sprache gebracht: dass Bakers Entscheidung, sich das Leben zu nehmen, eine mit Enttäuschungen verbundene *Hilfesuche* vorausgeht, an deren Ende das Gefühl bleibt, jetzt keinen mehr zu haben, an den man sich wenden kann²³. Der Gedanke, sich noch an Professionelle wenden zu können („Ich dachte daran, zu Soziologen zu gehen, zu Experten in Sachen Wahnsinn (insanity experts)“), wird ja verworfen (5.2.1913) – u.a. aus Furcht vor psychiatrischer Hospitalisierung.

Die Autorin beschreibt die Situation des „objektiven“ Erkenntnisgewinns, der in Bakers Chicagoer Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck komme, folgendermaßen:

„er äußert, dass er desillusioniert sei, einsam, nicht gebührend gewürdigt, unfähig, seine sexuellen Impulse zu kontrollieren. Als Erklärung führt er jedoch nicht seine eigene Unfähigkeit an, sondern seine Furcht davor, wahnsinnig zu werden. Zu diesem Zeitpunkt glaubt er noch immer, während er teilweise sein Versagen zugibt, dass die Kräfte, die ihn zurückhalten, externe seien und ganz und gar nicht unter seiner Kontrolle stünden.“ (S. 247)

Worum es Ruth Cavan hier geht, ist der Versuch nachzuweisen, dass sich Baker unter Rückgriff auf die Krankheitsvorstellung darum bemüht, sich nicht eingestehen zu müssen, dass er sich sein Scheitern selbst zuzurechnen hat. Bei einer Beschäftigung mit den entsprechenden Tagebucheintragungen (den Bilanzierungen vom 29.1. und 2.2.1913) sehe ich nicht diese krasse Gegenüberstellung. Es handelt sich mehr um eine Gemengelage von Eingeständnissen des Scheiterns („Nachdem ich eine Schreibmaschine erstanden und mich hingesetzt hatte, um zu arbeiten, schwand mein Mut; ich konnte nichts tun.“), defätistischen Einsichten in seine Heimatlosigkeit und Hinweisen auf seine Angst vor dem Wahnsinnigwerden (angesichts des „degenerierten Erbguts auf der Seite meines Vaters“) und auf seine Furcht, dass seine Abstraktionen und „philosophischen“ Ideen Ausdruck einer solchen „Degenerierung“ sein könnten. Damit taucht der Sinnzusammenhang auf, den ich unter 3.3 herausgearbeitet habe – ein Sinnzusammenhang, den Ruth Cavan aufgrund der Tatsache, dass sie Bakers Andeutungen zu der Art seiner sexuellen Kontrollverluste missverstanden oder ausgeblendet hat, nicht in den Blick bekommen kann.

(e) *Einstellung zum Suizid*: Abschließend geht es ihr um Bakers Haltung zum Suizid generell („suicide attitude“). Während er in seiner Adoleszenz – so Ruth Cavan – die Hoffnung auf die Lösung seiner Probleme nie aufgegeben habe, werde zumindest für den von seinem Tagebuch behandelten Zeitraum von anderthalb Jahren erkennbar, dass sich der Suizid in bestimmten Abständen als Lösung angeboten habe. „Die Darlegung von Gründen für den Suizid und die

Auswahl eines Termins für ihn zeigen eine sehr deutliche Haltung, und es bedurfte nur noch der letzten Verzweigung und Hoffnungslosigkeit, um diese latente Einstellung in den offenen Akt zu verwandeln.“ (S. 248) Auf die biographischen Bedingungen, unter denen dieses letzte Fluchthandlungsschema thematisch wird oder deutlich in den Vordergrund tritt, geht die Autorin nicht näher ein. Die Hintergrundannahme einer längerfristig wirksamen „Suizideinstellung“ ist für sie offensichtlich notwendig, um erklären zu können, *warum* sich Menschen letztlich das Leben nehmen. Hier wird die ätiologische Stoßrichtung ihrer Analyse des „Suizidprozesses“ erkennbar. Die Frage nach diesem *Warum* unterscheidet sich deutlich von der offenen Frage nach der Struktur und Dynamik einer Verlaufskurve: danach, *wie* in einem längerfristigen Leidensprozess „eins zum anderen gekommen ist“ (vgl. 3.4).

5. Abschließende Bemerkungen

Es ging mir in meinem Beitrag um zweierlei: sowohl um die – von meiner Auseinandersetzung mit anderen Textmaterialien (insbesondere narrativen Interviews) geprägte – Re-Analyse eines Tagebuchs, das auch schon in einer der „klassischen“ Chicagoer Monographien untersucht worden war, als auch um den Versuch, auf diese Weise einen spezifischen Zugang zu dem zu erhalten, wie die Autorin vorgegangen ist, was sie entdeckt hat, welche Grenzen mit ihrem (für viele damalige Chicagoer Soziologen typischen) Ansatz verbunden sind, aber auch: welche Erkenntnisse und Erkenntnismöglichkeiten in ihrer Arbeit stecken, ohne dass ihr dies selbst schon zur damaligen Zeit bewusst gewesen wäre.

Mit einer solchen Re-Analyse ist das Risiko verbunden, dass man arrogant wird, zumindest so wirkt; dass man den Eindruck erweckt, als wolle man die Autorin vor dem Hintergrund dessen, was man selbst meint herausgefunden zu haben, „vorführen“ und ihre Versäumnisse auflisten. Man läuft Gefahr, neunklug Maßstäbe anzulegen, die der historischen Situation – der für Ruth Cavan relevanten Auseinandersetzungsarena, ihrem soziologischen Milieu, dem damaligen Entwicklungsstand der Sozialwissenschaften, den Zwängen, denen sie als eine der wenigen Akademikerinnen zur damaligen Zeit ausgesetzt war – nicht gerecht werden. Es ist sicherlich so, dass der kritische Eindruck überwiegt, was vermutlich in der Konsequenz eines solchen kontrastiven Verfahrens liegt. Aber auch wenn für den Leser im Vordergrund stehen sollte, was Ruth Cavan noch nicht gesehen hat und welche Fehlinterpretationen ihr unterlaufen sind, so möchte ich noch einmal betonen, dass für mich im Rückblick Ruth Cavan's Leistung zählt: die Beschäftigung mit einem heiklen Themenbereich, der zur damaligen Zeit noch immer pathologisierenden und biologistischen Betrachtungsweisen ausgesetzt war²⁴; die Untersuchung von Suizidprozessen im Kontext von Umbrüchen und Zerfallserscheinungen der modernen Großstadt; ihr – in der Geschichte der Soziologie meines Wissens erstmals unternehmerischer – Versuch, „persönliche Dokumente“ zu verwenden, um Suizidprozesse aus der Perspektive der Betroffenen selbst zu verstehen und sie dabei ernst zu nehmen²⁵; die Durchführung von (intuitiven) Fallanalysen und vor allem die Entdeckung der intentionalen Struktur der Suizids in dem von ihr untersuchten Prozess: der noch einmal aktiven Haltung von Wallace Baker sich selbst gegen-

über – eine Entdeckung, die über das für sie noch orientierungsrelevante Konzept der „persönlichen Desorganisation“ hinausweist.

Der Blick auf die Aufschichtung zentraler Leidenserfahrungen von Wallace Baker, die von Ruth Cavan noch nicht erfasst worden waren, wurde durch die strukturelle Beschreibung des Textmaterials ermöglicht. Und in dieser Beschreibung ging es – das ist entscheidend – darum, lebensgeschichtliche Prozessstrukturen aufzudecken, nicht darum, sich (a) nur auf eine als „Suizidprozess“ eingegrenzte Zeitspanne zu beschränken und (b) die für die Autorin noch immer zentrale Frage zu beantworten, *warum* sich Wallace Baker schließlich das Leben genommen hat. Damit wird auch ein Gegensatz zur ätiologischen Stoßrichtung der Hauptströmungen der soziologischen Suizidforschung in der Nachfolge und im Schatten Durkheims bezeichnet, wobei sich hier die Beantwortung der Warum-Frage in erster Linie auf den Versuch beschränkt, unterschiedliche – in amtlichen Statistiken dokumentierte – Suizidraten sozialer Aggregate zu erklären. Dieser Fokus dient oft als Abgrenzungskriterium zu psychologischen Suizidtheorien (vgl. Lester 1989, S. 7).²⁶

Die spezifischen Perspektiven und Bedeutungszuschreibungen der Betroffenen bleiben außen vor, da man unterstellt, dass sie weitgehend homogen und dem Sozialforscher unproblematisch gegeben seien. Die frühen Versuche von Ruth Cavan, sich offen auf unterschiedliche Datenmaterialien („persönliche Dokumente“) einzulassen, um die darin enthaltene Komplexität und Spannbreite von Erfahrungen für die soziologische Theoriebildung zu nutzen, werden nicht aufgegriffen, wenn man einmal von den Arbeiten von Douglas (1967), Jacobs (1967 und 1974) und einigen anderen zum Suizidprozess absieht.

Noch eine abschließende Bemerkung zu der strukturellen Beschreibung, die ich durchgeführt habe. Eine solche Beschreibung ist u.a. dadurch gekennzeichnet, dass eine strikt sequenzierende Analysehaltung eingenommen wird, die danach fragt, wie kontinuierlich Bedingungen für nachfolgende Abläufe gesetzt werden; dass die Tagebucheintragungen selbst als wesentlicher Bestandteil des zu untersuchenden Prozesses verstanden werden: als Praktiken der Alltagsbewältigung und der biographischen Arbeit; dass die Textstrukturen als Schlüssel zu den Erfahrungen des Betroffenen und zu ihrer Aufschichtung genutzt werden, die Vagheiten und Unklarheiten des Textes beispielsweise nicht bereinigt werden, sondern ihrerseits eine wichtige Analyseressource darstellen; dass zur Aufdeckung von Allgemeinheiten im Fall textinterne Vergleiche angestellt werden und dass in ganz bestimmten Situationen auf zeitgeschichtliche Quellen und geschichtswissenschaftliche, ethnographische oder sonstige Literatur zurückgegriffen wird, um Vermutungen nachzugehen und Zusammenhänge zu verstehen, die heutigen Lesern fremdartig erscheinen. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, dass man zwischen einer Übernahme der Normalitäts- und Abnormalitätsvorstellungen des Betroffenen einerseits und der distanzierten Abwertung seiner Person andererseits hin- und herpendelt.

In der Analyse des Einzelfalls wird Allgemeines sichtbar: die Struktur von Verlaufskurven überhaupt und ihre historische Prägung – in diesem Fall die Erfahrung, dass man mächtigen, mit großer moralischer Autorität ausgestatteten expertenhaften Theoriebeständen und „letzten Wahrheiten“ ausgesetzt ist (Riemann 1984), die für den Bezug auf sich selbst und den eigenen Körper eine zentrale Bedeutung haben, Interpretamenten, mit denen man irgendwie leben muss, aber nicht gut leben kann.

Anmerkungen

- 1 Ich bedanke mich bei Fritz Schütze, Marek Czyzewski, Cosimo Mangione und zwei anonymen Gutachtern für die hilfreiche Kommentierung einer früheren Version dieses Aufsatzes.
- 2 Auch alle weiteren Übersetzungen aus dem Englischen, die in diesem Aufsatz auftauchen, stammen von mir.
- 3 In einem Schreiben Alfred Kreymborgs vom 16.12.1913, das dazu diente, neue Abonnenten zu werben, wurde die Zielsetzung der Zeitschrift so formuliert: „Der GLEBE wird es zu seinem ‚Geschäft‘ machen, unbekannte Schriftsteller der Öffentlichkeit zu präsentieren – Männer und Frauen, denen es schwerfällt, Gehör zu finden, weil sie den populären Magazinen nicht nachgeben werden, und deren Genialität oft wegen der lang andauernden Entmutigung, die sie erleben, abgewürgt wird. – Von Anfang an hat dieses ungewöhnliche Projekt seine Berechtigung bewiesen und gezeigt, welches Bedürfnis es erfüllt – nämlich durch die Entdeckung einer Anzahl junger Schriftsteller von wirklich außerordentlicher Befähigung. Zweifellos wird die Arbeit dieser Männer (men) in literarischen Kreisen diesseits und jenseits des Atlantiks eine Sensation auslösen. Das, was sie schreiben, wird in der bestmöglichen Form präsentiert, denn jede Ausgabe des GLEBE wird lediglich das Werk eines einzigen Schriftstellers enthalten.“ [http://sceti.library.upenn.edu/pages/index.cfm?so_id=2560&pageposition=1] (22.2.2008)
Die emphatische Betonung der verkannten Genialität dieser Schriftsteller, denen hier ein Forum geboten werden soll, entspricht sehr deutlich dem Selbstbild von Wallace Baker, wie es in seinen Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck kommt. Das wird im Folgenden noch erkennbar.
- 4 Es handelt sich um ihre Dissertation. Ruth Shonle Cavan (1896-1993) veröffentlichte später zahlreiche familiensoziologische und kriminologische Studien. Von 1947 bis 1962 war sie als Soziologieprofessorin am Rockford College tätig, nach ihrer (ersten) Pensionierung lehrte sie noch einmal von 1964 bis 1977 an der Northern Illinois University (vgl. Moyer 2003 zu Cavans Werdegang und Werk und Cavan 1983 zu ihren Erinnerungen an die Chicagoer Soziologie der zwanziger Jahre).
- 5 Während die Präsentation und analytische Kommentierung solcher *entdeckten* (d.h. nicht von den Forschungssubjekten erbetenen) Tagebücher als einer Form von „persönlichen Dokumenten“ in der „klassischen“ Periode der Chicagoer Soziologie in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren durchaus noch üblich war (vgl. dazu Angell 1947), geriet dies in der Soziologie in der Folgezeit immer stärker aus dem Blick. Wenn Soziologen – was selten genug vorkam – mit Tagebüchern als Datenmaterialien arbeiteten, dann schufen sie selbst die Bedingungen für die Datenerzeugung und legten das Format für die Betroffenen fest. Bekannte ältere Beispiele für eine solche zielgerichtete Erhebung und Vor-ab-Strukturierung von Tagebüchern über alltägliche Abläufe sind zum einen die Mariental-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975) und die Zeit-Budget-Untersuchung von Sorokin und Berger (1939), ein späteres Beispiel ist Zimmerman und Wieder (1977). Die Unübersichtlichkeit der zahlreichen Tagebuchvarianten, die in der Literaturwissenschaft gründlich untersucht worden sind (vgl. etwa Boerner 1969; Hocke 1986 und Jurgensen 1979) und auch in der Geschichtswissenschaft eine wichtige Quelle bilden (vgl. etwa Gleixner 2005), und die (scheinbare) Unstrukturiertheit „natürlicher“ Tagebücher führten offensichtlich dazu, dass ein solches Datenmaterial als für die soziologische Forschung ungeeignet eingestuft wurde. In den letzten beiden Jahrzehnten sind historische Tagebücher verstärkt in den Blick einer interdisziplinär orientierten feministischen Forschung geraten (z.B. Blodgett 1988; Jokinen 2004). Soziologen haben begonnen, sich mit dem Phänomen der „Blogs“ als einer Weiterentwicklung von traditionellen Tagebüchern und als einer Variante von „online identity production“ zu beschäftigen (Hookway 2008).
- 6 Inzwischen scheint auch ein Wiederabdruck aller Ausgaben des „Glebe“ in einem Band erhältlich zu sein (über Periodicals Service Company, 11 Main Street, Germantown, NY 12526, USA, psc@periodicals.com).

- 7 Vgl. auch Bohnsack (2005), der sich mit dem Forschungsstil der frühen Chicagoer Soziologie anhand von zwei Monographien auseinandersetzt, die als „klassisch“ gelten: Thrashers „The Gang“ und Cresseys „The Taxi-Dance Hall“.
- 8 In den von Cavan verwandten Kategorien der „Wünsche“ und der „Lebensorganisation“ („life organization“) kommt ihre Prägung durch den von Thomas und Znaniecki entwickelten analytischen Bezugsrahmen zum Ausdruck (vgl. etwa ihr Konzept der „vier fundamentalen Wünsche“). Die Vorstellung der Autorin von den desaströsen Folgen frustrierter Wünsche findet sich auch in anderen damaligen Monographien, so etwa in Zorbaughs „The Gold Coast and the Slum“ (1929), wenn er mit Blick auf die Vereinsamung der Bewohner der „Welt der möblierten Zimmer“ schreibt (S. 83f.): „Die emotionalen Spannungen von vereitelten Wünschen zwingen die Person, irgendwie in dieser Situation zu handeln. Ihr Verhalten kann sich in eine der drei Richtungen entwickeln: Sie kann sich als unfähig erleben, die Situation zu bewältigen, und versuchen, sich von ihr zurückzuziehen. Dieser Rückzug nimmt häufig die Form eines Suizids an (...) Oder die Person kann wiederum eine ideale oder Traumwelt aufbauen, in der die Wünsche befriedigt werden, die sich in der härteren Außenwelt nicht realisieren lassen. Oder es wird vielleicht ein Ersatz vorgenommen, und die Person findet für ihre vereitelten Wünsche Befriedigung in Symbolen, die alte Verbindungen repräsentieren, oder überschüttet einen Hund oder Papagei mit ihrer Zuneigung.“
- 9 Die Textteile, die Ruth Cavan ihren Lesern nicht präsentiert hat, sind im Folgenden *kursiv* gesetzt. An dieser Stelle gehe ich noch nicht auf die Art ihrer Edierung ein. Da ich mich mit dieser Eintragung genauer befasse und die Leserschaft soweit wie möglich am Vorgang der strukturellen Beschreibung beteiligen möchte, zitiere ich im Folgenden den Originaltext. An späteren Stellen verweise ich nur ganz selten auf den Originalwortlaut einzelner Begriffe (in Klammern).
- „–, **January 26, 1912.** It is with mingled feelings of hope, discouragement, joy and pain that I begin the second book of my diary.
- My hope springs from the fact that my outlook seems to be clearer ahead, the old uncertainty is more in the background, but there is another side to it all. My discouragement comes from my constant feeling of tiredness, less evident in the evening and for awhile at night, but exceedingly strong during every afternoon with few exceptions. *This has resulted in my weak yielding to weakness at night, and only last night after my confidence that I had gained a certain mastery I was overcome. This was partly from the fact that I worked at the office until nearly ten o'clock, charging a supper with wine to the firm. Although I drink very little, now and again I have gone out and taken a decent meal with wine to get away from the monotonous boarding-house fare. A small bottle which I nearly emptied (cheap wine) resulted in making me feel good – I have never been under the influence of liquor more than to feel good, never without full possession of my faculties, but on the rare occasions when I have taken a little I have sometimes noticed a weakening of the faculties, a sort of lack of moral restraint. I had enough last night to weaken for a time my new found resolutions, but the succeeding absolute disgust and worry lead me to believe that I was not wrong in thinking that the struggle is now on a higher plane.*
- My salary was increased at the first of the year to \$ 22.50 a week. Although glad of this, my old-time pleasure at the receipt of more money each pay-day is lacking. Money I must have to live, further than that it seems a pitiful waste of time to spend one's life in a mad endeavor to obtain wealth at the price of all that counts.“*
- 10 Sein erstes Tagebuch, mit dem er 1905 (d.h. in seinem fünfzehnten Lebensjahr) begonnen hatte, existiert nicht mehr. Wie er in seiner letzten Eintragung (vom 27. September 1913, dem Tag, an dem er sich das Leben nehmen wird) erwähnt, hat er es kurz zuvor zerstört.
- 11 Vgl. Schütze 1981, 1995; Riemann 1987; Riemann/Schütze 1991. Mit diesem Konzept, das von Fritz Schütze – im Anschluss an Glasers und Strauss' (1968) Kategorie des „trajectory“ – auf der Basis einer sequenziellen und vergleichenden Analyse autobiographischer Stegreiferzählungen entwickelt wurde, werden Prozesse einer konditionalen Verkettung lebensgeschichtlicher Ereignisse erfasst, in denen der Handlungsspielraum des Betroffenen immer weiter eingeschränkt wird. Durch eine Reihe biographieanalytischer Studien ließen sich folgende Stadien in der Entfaltung von Verlaufskur-

ven identifizieren, ohne damit einen blinden Automatismus zu behaupten (vgl. Schütze 1995, S. 129ff.): (1) der Aufbau eines *Verlaufskurvenpotentials*, (2) die *Grenzüberschreitung* des Wirksamwerdens des Verlaufskurvenpotentials, (3) der Versuch des Aufbaus eines *labilen Gleichgewichts* der Alltagsbewältigung, (4) seine *Entstabilisierung*, (5) der *Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung*, (6) Versuche der *theoretischen Verarbeitung* des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve und (7) praktische Versuche der *Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve* und der *Befreiung* aus ihr. Neben individuellen Verlaufskurven hat sich Schütze auch mit kollektiven Verlaufskurven, beispielsweise der kollektiven Verlaufskurve der deutschen Gesellschaft während des Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg, befasst (vgl. Schütze 1992; 1995, S. 138-153).

- 12 Die Vorstellung, dass es sich bei der Masturbation um eine heimtückische Krankheit handele, setzte sich im medizinischen Denken erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Aufklärung durch: Entscheidend war die Veröffentlichung eines Traktats mit dem Titel „Onania; or, The Heinous Sin of Self Pollution, and all its Frightful Consequences, in both SEXES Considered, with Spiritual and Physical Advice to those who have already injured themselves by this abominable practice. And seasonable Admonition to the Youth of the nation of Both SEXES (...)“ (vgl. Laqueur 2004, S. 13f.). Der Autor dieser Schrift, die um 1712 erstmals erschien und häufig neu aufgelegt wurde, blieb damals anonym; der amerikanische Historiker Thomas Laqueur, der der Frage nachgeht, warum gerade zu Beginn der Aufklärung die nachhaltige Medikalisierung der Masturbation gelang und eine derartige Aufnahmebereitschaft dafür existierte, identifiziert ihn als den Wundarzt und Pornographen John Martin (Laqueur 2004, S. 421). – In der Folge war die 1758 vom schweizerischen Arzt Simon-André Tissot in Lausanne veröffentlichte Schrift „Tentamen de Morbis ex Manustrupatione“ besonders einflussreich. Die Masturbation wurde von nun an mehr und mehr für ganz heterogene körperliche und psychische Leiden und Schädigungen verantwortlich gemacht, u.a. für Erblindung, Epilepsie, Herzschäden, Kopfschmerzen, Gedächtnisverlust, Nymphomanie, Debilität, das Schrumpfen des Penis, den Wahnsinn einschließlich des erblichen Wahnsinns (vgl. dazu Engelhardt 1974, S. 235f.). Vor allem, was den Verursachungszusammenhang von Masturbation und Geisteskrankheiten betraf, herrschte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine relativ große Einmütigkeit in der Medizin. Nach Hare (1962, S. 11ff.) sind für diesen Erfolg der Masturbationshypothese vermutlich folgende Gründe ausschlaggebend: „Erstens waren zu dieser Zeit die alten Vorstellungen, dass der Wahnsinn von der Bessenheit durch böse Geister oder von der Hexerei herrühre, in Verruf geraten (in England wurden die Strafgesetze gegen Hexerei 1736 aufgehoben), und keine befriedigende Hypothese hatte sie ersetzt. Sogar der Glaube, dass Irre (lunatics) vom Mond beeinflusst seien, wurde wirkungsvoll durch Pinel und Haslam erschüttert. Zweitens führten die großen Fortschritte auf dem Gebiet der pathologischen Anatomie während des 18. Jahrhunderts zu einem verstärkten Interesse an der Auswirkung körperlicher Störungen auf den Geist und bereiteten den Weg für die Akzeptanz einer naturwissenschaftlichen Theorie über die Ursache des Wahnsinns. Drittens wurden Irrenasyle erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Europa üblich, und sicherlich war es unter den Bedingungen der Anstaltspflege, dass sich die Verbindung von Masturbation und Wahnsinn am klarsten manifestierte.“ Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich zumindest im Zentrum des medizinischen Diskurses relativ schnell die Überzeugung durch, dass diese ätiologische Vorstellung nicht haltbar sei. (Für einige Jahrzehnte wurden allerdings noch neurotische Störungen auf das Masturbieren zurückgeführt.) Dass die „Krankheit der Masturbation“ aus den medizinischen Lehrbüchern allmählich verschwand und verstärkt auf die kritischen Folgen von Schuld- und Schamgefühlen, die mit dem Masturbieren verbunden sind, hingewiesen wurde (vgl. Engelhardt 1974, S. 243), bedeutete natürlich nicht, dass nicht oft weiterhin in dramatischem Ton – auch von Ärzten, wie gleich noch an einem Beispiel deutlich wird – die Gefahren dieser „unnatürlichen“ Praxis in Erziehungshandbüchern und moralischen Instruktionen beschworen wurden. Leser einer ersten Version meines Beitrags erinnerten sich lebhaft an entsprechende Szenen aus ihrer Jugend in den fünfziger und sechziger Jahren, z.B. an verhörähnliche Situationen in katholisch geführten Kran-

- kenhäusern. Vgl. auch Schetsche 1992 zum Weiterbestehen unterschiedlicher Deutungsmuster zur sexuellen Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie (zumindest bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein, wie aufgrund einer Längsschnittuntersuchung unterschiedlicher deutscher Fachzeitschriften im Zeitraum von 1950 bis 1989 angenommen wurde). Aber natürlich existieren seit den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch mächtige Gegenbewegungen, die eine völlig andere Haltung zum eigenen Körper und zur Masturbation beförderten. Im Kontext der Frauenbewegung war die Schrift „Our Bodies, Ourselves“ des Boston Women’s Health Book Collective (Boston 1971) in dieser Hinsicht der Schlüsseltext, vor allem auch als kritische Auseinandersetzung mit freudianischen Vorstellungen zur weiblichen Sexualität (Laqueur 2004, S. 75ff.). Vgl. Davis (2007) zu der Übersetzung dieses Buchs in viele Sprachen.
- 13 Bei der Verwendung des Begriffs der Me-Bilder, die man anderen in bezug auf die eigene Person unterstellt, orientiere ich mich an Meads Konzeption des „me“ in „Mind, Self, and Society“, Teil III („The Self“). Vgl. Mead 1962, S. 135-226.
- 14 Vgl. Fußnote 11.
- 15 Vgl. Schütze 1978, S. 73-80, zu Grundaktivitäten und internen Zugzwängen des Argumentationsschemas und Riemann 1987, S. 287-322 und S. 449-454, zu komplizierten Argumentationssequenzen in narrativen Interviews mit psychiatrischen Patienten.
- 16 An dieser Stelle sollte erwähnt werden, dass in den Stilelementen von Bakers Tagebuch – der präziösen Sprache, der Neigung zum Weihevollen, der Fokussierung auf sich selbst und der Präsentation einer inneren Exaltation – vermutlich auch Einflüsse eines zeitgenössischen kulturellen Stils zum Ausdruck kommen, der in Deutschland als „Jugendstil“ und allgemein als „Art nouveau“ bezeichnet wird. Auch die Konzentration auf die eigene Gebrechlichkeit (die eigene „Nervosität“, „Neurasthenie“ usw.) war in dieser Zeit unter amerikanischen Schriftstellern, Künstlern und Intellektuellen weitverbreitet und ein Thema der literarischen Verarbeitung (vgl. Lutz 1991). Dass Bakers Tagebuch für Mitglieder der Szene, an der er sich stillschweigend orientiert, stilistisch nicht aus dem Rahmen fällt, wird vielleicht auch daran ersichtlich, dass es nach seinem Tod in einem entsprechenden Periodikum veröffentlicht und damit anerkannt wird. Der Hinweis auf derartige kulturelle Prägungen soll aber nicht missverstanden werden: Wallace Bakers Tagebuch ist auf jeden Fall ein Ausdruck seiner Leidenserfahrungen und ihrer fortlaufenden Bearbeitung.
- 17 Vgl. Steilberg 1996 zur Nietzsche-Rezeption in den Vereinigten Staaten.
- 18 Vgl. dazu die Studie von George Becker (1978) zu der im 19. und 20. Jahrhundert ausgeprägten Kontroverse um Genie und Wahnsinn, in der die aktive Rolle der Betroffenen bei ihrer Selbsttypisierung als „wahnsinnig“ herausgearbeitet wird. „Wie die Untersuchung der Monographien zur Genialitätskontroverse offenbart hat, wurzelte die moderne Assoziation von Genialität und Wahnsinn zu einem beträchtlichen Teil in den Erklärungen, die von zahlreichen Genies zur Bekräftigung dieser Assoziation abgegeben wurden. Weit davon entfernt, passive Opfer negativer Typisierung zu sein oder lediglich darauf zu reagieren, handelten zahlreiche Genies insbesondere aus der Zeit der Romantik als die Initiatoren ihrer eigenen „Schikanierung“ („victimization“), und vermittelten mehr oder weniger bedachtsam einen Eindruck, der zur „Auferlegung“ des „Wahnsinns“-Etiketts durch andere beitrug. (...) Im Allgemeinen verarmt und – nach dem Tod des ancien régime – politischer Macht und eines privilegierten Klassenstatus beraubt, ließen die Genies und Literaten der Romantik die klassische Vorstellung einer „göttlichen Manie“ oder „Inspiration“ wieder aufleben und etablierten sie als ein Definitionsmerkmal des außergewöhnlichen Individuums.“ (S. 127) – In der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde auch – zu nennen sind hier insbesondere die Arbeiten von Morel, Lombroso und Nordau – ein Zusammenhang von „genial“ und „degeneriert“ postuliert, also die Zugehörigkeit von Genies zur gleichen pathologischen Kategorie wie Kriminelle, Prostituierte, Anarchisten und Irre (vgl. Becker 1978, S. 38ff.).
- 19 Im gleichen Stil hat sie sich mit dem – von ihr ebenfalls auszugsweise präsentierten – Tagebuch einer Frau (Marion Blake) beschäftigt (S. 198-222), deren Fall von ihr dem fünften Typ („der zerbrochenen Lebensorganisation“) zugeordnet wird. Andere Auszüge von Marion Blakes Tagebuch werden in Mowers Studie „Family Disorganization“ (1927, S. 230-263) bearbeitet, hier taucht das Pseudonym Miriam Donaven auf. Jack

- Douglas hat in seiner Untersuchung (Douglas 1967) einen Auszug aus den von Cavan präsentierten Tagebuchaufzeichnungen der Marion Blake reanalysiert (Douglas 1967, S. 290-300), um Bedeutungsmuster identifizieren zu können, die sich für den Suizidenten mit seiner Selbsttötung verbinden, in diesem Fall – in Douglas' Worten – „zu sterben, um heimzugehen, damit man in Frieden bei Gott ruhen kann.“ (S. 297) Douglas' Interesse richtete sich nicht – im Unterschied zu meiner Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker – auf die Rekonstruktion von Prozessen der langfristigen Erfahrungsaufschichtung.
- 20 In der Tagebucheintragung vom 2.2.1913 heißt es dazu: „Abgesehen von ein oder zwei Ausnahmen war jede Prostituierte, mit der ich Verkehr hatte, eine Quelle bitterer Enttäuschung und ständiger Vorwürfe durch meine verbitterte, gröblich beleidigte Natur (my bitter outraged nature) (...) Bei den ein oder zwei Ausnahmen blieben bei mir jedoch keine Gefühle des Ekels oder der Enttäuschung zurück. Ich genoss sie vollkommen. Es handelte sich um Frauen, die eine starke Anziehungskraft auf mich ausübten, und ich hätte sie nicht gegen manch eine tugendhafte Frau getauscht, außer für das Erlebnis, der erste zu sein.“ Die drei letzten Sätze sind in Cavans Präsentation des Tagebuchs nicht mit aufgeführt.
- 21 Vgl. etwa die *kursiv* gesetzten Teile in der unter 3.1 strukturell beschriebenen ersten Tagebucheintragung.
- 22 Thomas wurde im April 1918 (im Alter von 55 Jahren) entlassen, nachdem er in einem Chicagoer Hotel in Begleitung einer Frau, die nicht seine eigene war, verhaftet worden war und die Presse von seinem „Fehltritt“ ausführlich berichtet hatte. Auf die Demütigungen, denen er in diesem Zusammenhang – aber auch schon früher aufgrund seiner unorthodoxen Lehre und seiner Sozialreformvorschläge – ausgesetzt war, geht Bulmer (1984, S. 59ff.) in seiner ausführlichen Studie über die Chicago-Schule ein.
- 23 Dass solche Prozesse der Hilfesuche eine geordnete sequentielle Struktur aufweisen, wird in der Dissertation von Harvey Sacks (1966) herausgearbeitet.
- 24 Dass auch heute noch der Suizid häufig als Endpunkt eines krankhaften Geschehens aufgefasst wird, kommt in dem weitverbreiteten Konzept des „prä-suizidalen Syndroms“ (Ringel 1953) zum Ausdruck.
- 25 Diese respektvolle Haltung kommt deutlich in folgender Schlussbemerkung zu Wallace Baker zum Ausdruck: „Falls die Schwierigkeiten dieses Jungen trivial erscheinen, sollte man sich daran erinnern, dass sie für ihn in intensiver Weise wirklich waren; sie waren das Leben selbst; und in seinem einsamen Kampf, den er gegen sie führte, wurden sie vergrößert und intensiviert, bis sie sein ganzes Leben beherrschten und die Entwicklung jeglicher Gegeninteressen verhinderten.“ (S. 248)
- 26 Douglas (1967, S. 153f.) bemerkt dazu in seiner kritischen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen soziologischen Suizidtheorien: „Ein (...) generelles Problem hat in der im allgemeinen impliziten Annahme bestanden, dass die individuellen oder unmittelbaren Ursachen spezifischer Suizide so komplex seien, dass sie in keiner systematischen Suizidtheorie aufgenommen werden könnten, und in den Schlussfolgerungen aus dieser Annahme, dass sich (1) Soziologen nicht besonders um die individuellen Fälle von Suizid kümmern sollten und dass (2) nur die gesellschaftliche oder kulturelle Makrostruktur eine angemessene Ebene der theoretischen Argumentation sei, um Suizidraten zu erklären.“

Literatur

- Angell, R. (1947): A Critical Review of the Development of the Personal Document Method in Sociology 1920-1940. In: Gottschalk, L./Kluckhohn, C./ Angell, R. (Hrsg.): The Use of Personal Documents in History, Anthropology, and Sociology. Ann Arbor, S. 177-232.
- Becker, G. (1978): The Mad Genius Controversy. A Study in the Sociology of Deviance. Beverly Hills, London.
- Blodgett, H. (1988): Centuries of Female Days. Englishwomen's Private Diaries. New Brunswick, NJ.

- Boerner, P. (1969): *Tagebuch*. Stuttgart.
- Bogardus, E. S. (1926): *The New Social Research*. Los Angeles.
- Bohnsack, R. (2005): „Social Worlds“ und „Natural Histories“. Zum Forschungsstil der Chicagoer Schule anhand zweier klassischer Studien. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 6. Jg. 1, S. 105-127.
- Boston Women's Health Book Collective (1971): *Our Bodies, Ourselves*. Boston.
- Bullough, V. L./Voght, M. (1973): Homosexuality and Its Confusion with the „Secret Sin“ in Pre-Freudian America. In: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences*, Vol. 28, S. 143-155.
- Bullough, V. L. (1976): *Sexual Variance in Society and History*. New York, London, Sydney, Toronto.
- Bulmer, M. (1984): *The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research*. Chicago.
- Carey, J. (1975): *Sociology and Public Affairs: The Chicago School*. Beverly Hills.
- Cavan, R. S. (1928): *Suicide*. New York (Neuaufgabe 1965).
- Cavan, R. S. (1983): The Chicago School of Sociology, 1918-1933. In: *Urban Life*, Vol. 11, No. 4 (January), S. 407-420.
- Comfort, A. (1967): *The Anxiety Makers. Some Curious Preoccupations of the Medical Profession*. London.
- Cominos, P. T. (1963): Late-Victorian Sexual Respectability and the Social System. In: *International Review of Social History*, Vol. VIII, S.18-48 und S. 216-250.
- Davis, K. (2007): *The Making of Our Bodies, Ourselves: How Feminism Travels Across Borders*. Durham, N.C.
- Douglas, J. (1967): *The Social Meanings of Suicide*. Princeton.
- Engelhardt, Jr., H. T. (1974): The Disease of Masturbation: Values and the Concept of Disease. In: *Bulletin of the History of Medicine*, Vol. 48, S. 234-248.
- Garfinkel, H. (1956): Conditions of Successful Degradation Ceremonies. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 61 (March), S. 420-424.
- Glaser, B./Strauss, A. L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago.
- Glaser, B./Strauss, A. L. (1968): *Time for Dying*. Chicago.
- Gleixner, U. (2005): *Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit*. Göttingen.
- Hahn, A. (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, S. 407-434.
- Hahn, A./Kapp, V. (Hrsg.) (1987): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a. M.
- Hare, E.H. (1962): Masturbatory Insanity: The History of an Idea. In: *The Journal of Mental Science*, Vol. 108, January, S. 2-25.
- Hoche, G. R. (1986): *Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthropologie*. Wiesbaden und München.
- Hookway, N. (2008): „Entering the blogosphere“: some strategies for using blogs in social research. In: *Qualitative Research*, Vol. 8 (1), S. 91-113.
- Jacobs, J. (1967): A Phenomenological Study of Suicide Notes. In: *Social Problems* 15, No. 1, S. 60-72.
- Jacobs, J. (1974): *Selbstmord bei Jugendlichen. Erklärung, Verhinderung, Hilfe*. München.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H. (1975): *Die Arbeitslosen von Mariental*. Frankfurt a. M.
- Jokinen, E. (2004): The Makings of Mother in Diary Narratives. In: *Qualitative Inquiry*, Vol. 10 (3), S. 339-359.
- Jurgensen, M. (1979): *Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch*. Bern und München.
- Laqueur, T. W. (2004): *Solitary Sex. A Cultural History of Masturbation*. New York.
- Lester, D. (1989): *Suicide from a Sociological Perspective*. Springfield, Ill..

- Lutz, T. (1991): *American Nervousness, 1903. An Anecdotal History*. Ithaca, NY.
- Mead, G. H. (1962): *Mind, Self, and Society*. Edited and with an Introduction by Charles W. Morris. Chicago (erstmalig 1934).
- Mills, C. W. (1943): The professional ideology of social pathologists. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 49 (September), S. 165-180.
- Mowrer, E. R. (1927): *Family Disorganization*. Chicago: The University of Chicago Press, 1927 (Neuaufgabe 1972).
- Moyer, I. L. (2003): Ruth Shonle Cavan (1896-1993). In: McShane, M. D./Williams, F. P. (Hrsg.): *Encyclopedia of Juvenile Justice*. London, S. 46-48.
- Palmer, V. M. (1929): *Field Studies in Sociology. A Student's Manual*. Chicago, Ill.
- Riemann, G. (1984): „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“ – Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die ihr eigenes Selbst betreffen. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart, S. 118-141.
- Riemann, G. (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München.
- Riemann, G./Schütze, F. (1991): „Trajectory“ as a basic theoretical concept for analyzing suffering and disorderly social processes. In: Maines, D. R. (Hrsg.): *Social Organization and Social Processes. Essays in Honor of Anselm Strauss*. Hawthorne, NY., S. 333-357.
- Ringel, E. (1953): *Der Selbstmord. Abschluß einer krankhaften Entwicklung*. Wien, Düsseldorf.
- Rosenberg, C. E. (1974): *The Bitter Fruit: Heredity, Disease, and Social Thought in Nineteenth-Century America*. In: *Perspectives in American History*, Vol. VIII, S. 189-235.
- Sacks, H. (1966): *The Search for Help: No One to Turn to*. Unv. Dissertation. University of California, Berkeley.
- Sacks, H. (1967/72): *Lecture 6. Unveröffentlichte Vorlesungen (Harvey Sacks' Vorlesungen wurden posthum vollständig veröffentlicht: Sacks, H.: Lectures on Conversation. Volumes I and II; herausg. von Gail Jefferson. Oxford 1992)*.
- Schetsche, M. (1992): Sexuelle Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie. Ein Modell zur Binnenstruktur von Deutungsmustern. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler, S. 49-69.
- Schütze, F. (1978): *Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht. Eine soziolinguistische Analyse zum Konversationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer*. In: Hassemer, W./Hoffmann-Riem, W./Weiss, M. (Hrsg.): *Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie*, Bd. 2, *Interaktion vor Gericht*. Baden-Baden, S. 19-100.
- Schütze, F. (1981): *Prozessstrukturen des Lebensablaufs*. In: Matthes, J. et al. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg, S. 67-156.
- Schütze, F. (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I*. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. FB Erziehungs- und Sozialwissenschaften.
- Schütze, F. (1992): *Pressure and Guilt: War Experiences of a Young German Soldier and their Biographical Implications, Part 1 and 2*. In: *International Sociology*, Vol. 7, H. 2, S. 187-208, und H. 3, S. 347-367.
- Schütze, F. (1995): *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie*. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen, S. 116-157.
- Schütze, F. (2007a): *Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews – part I. Module B.2.1. INVITE – Biographical counselling in rehabilitative vocational training – further education curriculum*, <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> (22.2.2008)
- Schütze, F. (2007b): *Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews – part II. Module B.2.2. INVITE – Biographical counselling in rehabilitative vocational training – further edu-*

- ation curriculum*, <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf> (22.2.2008)
- Scott, J. F. (1908): *The Sexual Instinct and its Use and Dangers as affecting Heredity and Morals. Essentials to the Welfare of the Individual and the Future of the Race.* London.
- Scott, M. B./Lyman, S. M. (1968): *Accounts.* In: *American Sociological Review*, Vol. 33, S. 46-62 (deutsch als: *Praktische Erklärungen.* In: Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, M. (Hrsg.): *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität.* Frankfurt 1976, S. 73-114).
- Smith-Rosenberg, C. (1978): *Sex as Symbol in Victorian Purity: An Ethnohistorical Analysis of Jacksonian America.* In: Demos, J./Boocock, S. S. (Hrsg.): *Turning Points: Historical and Sociological Essays on the Family.* *American Journal of Sociology*, Vol. 84, Supplement, S. 212-247.
- Sorokin, P. A./Berger, C. Q. (1939): *Time-Budgets of Human Behavior.* Cambridge.
- Stagl, J. (1981): *Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft.* In: Duerr, H. P. (Hrsg.): *Der Wissenschaftler und das Irrationale. Erster Band (Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie).* Frankfurt a. M., S. 273-295.
- Steilberg, H. A. (1996): *Die amerikanische Nietzsche-Rezeption von 1896 bis 1950.* Berlin, New York.
- Strauss, A. L. (1991): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung.* München.
- Thomas, W. I./Znaniiecki, F. (1958): *The Polish Peasant in Europe and America.* New York (erstmalig 1918-1920).
- Zimmerman, D. H./Wieder, D. L. (1977): *The diary diary-interview method.* In: *Urban Life*, Vol. 5, S. 479-497.
- Zorbaugh, H. W. (1929): *The Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side.* Chicago and London (Neuaufgabe 1976).

Rezensionen

Boris Zizek

Historische Biographieforschung als Umgangsforschung

Sammelrezension zu:

1. Helga Pelizäus-Hoffmeister (2006): Biographische Sicherheit im Wandel? – Eine historisch vergleichende Analyse von Künstlerbiographien. Wiesbaden. Deutscher Universitäts-Verlag, ISBN 3-8350-6022-8. € 39,90
2. Peter Alheit, Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Frankfurt, New York. Campus Verlag, ISBN 978-593-37991-3. € 34,90
3. Christiane Berth (2005): Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39. München. Dölling und Galitz Verlag, ISBN 3-937904-06-9. € 10,00
4. Charlotte Kohn (2006): Luftfrauen – Der Mythos einer jüdischen Frauenidentität. Wien. Praesens Verlag, ISBN 3-7069-0300-8. € 23,30
5. Birgit Griese (2006): Zwei Generationen erzählen – Narrative Identität in autobiographischen Erzählungen Russlanddeutscher. Frankfurt, New York. Campus Verlag, ISBN 978-3-593-38211-1. € 39,90

Die vorzustellenden Untersuchungen betrachten, wie Menschen mit Situationen kulturellen und gesellschaftlichen Wandels oder dem teils abrupten Wechsel in ein anderes soziales Umfeld umgehen. Thematisch sind also allgemeine Modernisierungsprozesse, vor allem der letzten einhundert Jahre (bzw. um 1800) und deren Bedeutung für die Herausbildung einer neuen, modernen Reflexionsform biographischer Selbstthematisierung, der Wechsel in ein anderes soziales Umfeld durch Emigrationsprozesse als Folge der nazistischen Machtergreifung und des anschließenden Terrorregimes sowie die Lebenserfahrungen von Spätaussiedlern nach dem Zerfall der Sowjetunion.

Der Begriff des ‚Umgangs‘ als Bezeichnung für tentative, vorläufige Problembewältigung kann vor diesem Hintergrund

als eine zentrale Kategorie der Biographieforschung in Betracht gezogen werden.

Zunächst lassen sich Umgang im Sinne von Begegnung und Austausch (mit jemandem Umgang haben) und Umgang im Sinne von gleichsam aus der Begegnung hervorgehender Problemlösung (er geht damit ganz anders um) unterscheiden.

Entsprechend der ersten Akzentuierung thematisiert der Ausdruck Umgangsformen in einer seiner Verwendungen die *Form* von Begegnungs- und Annäherungsprozessen. Hier wird also im Unterschied zum Umgang als Problemlösung beurteilt, wie jemand die Begegnung und den Austausch als solchen gestaltet. Damit wäre gleichsam die erste Phase der Problemlösung Gegenstand.

Mit Blick auf den Begriff des Umgangs im Sinne der Problemlösung deuten die etymologischen Synonyme „Rundgang“ und „Umlauf“¹ einen umkreisenden Begegnungs- und Annäherungsprozess an, der einen Überblick und erste Einblicke gewährt und den tentativen, vorläufigen Charakter der aus dem Umkreisen hervorgehenden Problemlösung akzentuiert. Der Bedeutungsaspekt des Tentativen und Vorläufigen wird etwa an der Frage „Wie sollen wir (jetzt) damit umgehen?“ deutlich. Ein Umgang scheint also keine unmittelbar erfolgende Krisenlösung zu sein, dennoch stellt er eine Problembewältigung unter Handlungsdruck dar. Ein großer Teil der alltäglichen Routinen könnte Umgangscharakter haben. Das müßte vor allem und zunehmend für die nicht-zyklische, wandelfreundliche Moderne gelten.

In Anlehnung an Fuchs-Heinritz' klassische Arbeit zur Biographieforschung läßt sich folgende zentrale Annahme der biographischen Forschung formulieren: handlungswirksame Situationsinterpretationen sind das Resultat der individuellen Integration kultureller Faktoren und gemachter Erfahrungen. In diesem Sinne fordert insbesondere die moderne Problematisierung der individuellen Lebensgestaltung den biographischen Ansatz. Diese Perspektive scheint der Begriff des Umgangs als Bezeichnung für tentative, vorläufige Problemlösungen besonders eindrücklich einzufangen.

1. In „Biographische Sicherheit im Wandel?“ macht es sich *Helga Pelizäus-Hoffmeister* zur Aufgabe, Muster der Perzeption und des Umgangs mit biographischer

Unsicherheit und diesbezügliche Transformationstendenzen der letzten hundert Jahre anhand autobiographischer Äußerungen von Künstlern der Jahrhundertwenden 1900 und 2000 zu bestimmen.

Biographische Sicherheit, als Ergebnis der Vergewisserung hinsichtlich des zukünftigen Lebensverlaufs, werde zum Problem des modernen Subjekts, weil in der Neuzeit neben die universale Notwendigkeit der Typisierung der Umwelt eine Verlängerung der Perspektive tritt, die sich in der Transformation des Sicherheitsbegriffs hin zur Prophylaxe widerspiegeln. Ein neuer, die individuelle Lebensgestaltung gleichsam reproblematisierender Unsicherheitsdruck gehe dabei von der Erosion der in der ersten Moderne gebildeten Normalitätskonstruktionen aus. Biographische Reflexion erweise sich als moderne Form der Selbstverortung, die die miteinander einhergehenden Erfahrungen der Selbstwahrnehmung als Subjekt und der Kontingenz bewältige.

Sowohl die Wahl der Untersuchungszeiträume, der gesteigerte Wandlungsprozesse zeigenden Jahrhundertwenden 1900 und 2000, als auch die der Untersuchungsgruppe, typischerweise mit Mangel an Institutionalisierungen konfrontierte Künstler, soll gewährleisten, dass der Umgang mit maximal verunsichernden Situationen untersucht werden kann. Durch die diachrone Betrachtungsweise lassen sich Gemeinsamkeiten und Differenzen der Umgangsmuster um die Jahrhundertwenden feststellen und in einen genetischen Zusammenhang bringen.

Aufgrund der unterschiedlichen Äußerungsformen der beiden Untersuchungsgruppen reflektiert die Autorin die Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen geschriebenen und erzählten autobiographischen Äußerungen. Einerseits werden Briefe, Tagebucheintragungen und Autobiographien – die Äußerungsformen der Untersuchungsgruppe 1900 – als geeignete Daten zur Analyse biographischer Konstruktionen mit dem Hinweis begründet, dass die darin wirksamen Textsorten den einzelnen in die Position der Selbstbezugnahme versetzen, in der er sein Verhältnis zu anderen Systemen reflektiert und damit Daten für die Rekonstruktion individueller Deutungen und Wertungen produziert. Auf der anderen Seite relativiert die Autorin den Grad der Beeinflussung durch die unterschiedlichen Äußerungsformen,

indem sie auf die Öffnungsfunktion der geschriebenen biographischen Äußerungsform und die einschränkenden Einflüsse der Interviewsituation hinweist.

Helga Pelizäus-Hoffmeister betont, dass es sich bei den auf Grundlage von Einzelfallanalysen herausgearbeiteten Umgangsmustern um „Personen- bzw. Fall- und nicht um Deutungs- oder Handlungstypen“ (S. 148) handele, da die Autobiographen der Untersuchungsgruppe 2000 zum Teil auf unterschiedliche Logiken zurückgriffen.

Zur Bestimmung der Muster der Perception und des Umgangs mit biographischer Unsicherheit werden sensibilisierende Differenzierungsdimensionen entwickelt. Sie können hier nur im Rahmen der folgenden knappen Wiedergabe des die Wandlungstendenzen herausarbeitenden Vergleichs der durch Typen charakterisierten Umgangsmuster dargestellt werden.

In der Untersuchungsgruppe 1900 werden zwei Typen der Perception von und des Umgangs mit Unsicherheit unterschieden. Sowohl ANPASSUNG als auch AUTONOMIE 1900 perzipierten Ungewissheit nicht als kreative Chance, sondern als eine Gefahr, die gebannt werden muss. Erstere zeichne sich durch Fremdzurechnung biographischer Unsicherheit aus, letztere rechne sie sich selbst zu. Werde bei ersterer das Selbst entsprechend als bedeutungslos wahrgenommen, genieße das einflußnehmende Selbst „größte Aufmerksamkeit“ (S. 208).

Entsprechend der Selbstwahrnehmungen verlege ANPASSUNG 1900 den zentralen Bezugspunkt mit entscheidender Definitionsmacht der biographischen Gestaltung nach außen, „gesellschaftliche Vorgaben“ würden „unhinterfragt“ (S. 206) akzeptiert. Bei VertreterInnen von AUTONOMIE 1900 sei das Selbst der zentrale Bezugspunkt. „Gesellschaftliche (...) Vorgaben im Sinne der Normalbiographie“ würden „programmatisch“ (S. 208) abgelehnt.

Gemeinsam sei beiden Typen, dass Lebensereignisse auf Kontinuität und Weiterentwicklung hin und mit langfristiger Perspektive ausgelegt würden, so dass die Zukunft als unbeeinflussbare und verplante einen geschlossenen Charakter aufweise. Auch hinsichtlich der Logiken der Grenzziehung zeigten beide Übereinstimmungen.

Dagegen zeigten sich Differenzen dahingehend, dass ANPASSUNG eine passive, emotionsgestützte Biographiegestaltung aufweise, AUTONOMIE 1900 dagegen eine aktive, „verstandesbasierte“, so dass Parallelen zum „weiblichen“ und zum „männlichen“ „Normalmodell“ (S. 209) feststellbar seien. Beide Typen zeigten eine zumindest faktische Anerkennung der Prinzipien der Normalbiographie und ihrer Anliegerinstitutionen.

Für 2000 könnten die skizzierten Typen grundsätzlich übernommen werden. Zwei neue Formen des Umgangs mit Unsicherheit werden mit den Typen UNFREIE AUTONOMIE und AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN bestimmt. Beide zeigten in der zur Ungewissheit der Zukunft neu hinzukommenden Unklarheit der Zurechnung eine „Uneindeutigkeit 2. Ordnung“ (S. 287). Different sei, dass AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN die Eigenaktivität hochschätze und die Ungewissheit als „Chance für die biographische Gestaltung“ wahrnehme, während VertreterInnen von UNFREIE AUTONOMIE „trotz fehlenden Glaubens an eigene Steuerungsmöglichkeiten am Selbst als zentralen Bezugspunkt“ (S. 288) festhielten. Die Unsicherheitsperzeption sei insgesamt pluralisierter. Die Bedeutung des Selbst als Bezugspunkt biographischer Gestaltung steige, die Bezugspunkte im Außen büßten an Stabilität ein oder variierten. Auch die Formen des Zugriffs auf die Normalbiographie zeigten sich pluralisiert und seien durchgängig reflexiv gebrochen.

Auch bei den Zeitmustern sei eine Pluralisierung feststellbar. Neue Zeitorientierungen, in ihrer Gesamtheit beim Typus AUTONOMES SICH-TREIBEN-LASSEN auftretend, zeigten sich 2000 durch Vermeidung von Festlegungen: Projektbezogenheit, Ungerichtetheit, Veränderung und offene Zukunft. Sei Grenzziehung 1900 noch die wichtigste Deutungslogik, werde 2000 auf sich widersprechende Deutungslogiken zurückgegriffen. Die Strukturierungsgrundlagen Emotionen und Kognitionen würden 1900 klar getrennt, 2000 sei auch eine Kombination beider Elemente feststellbar.

Die Autorin vergleicht anschließend vor dem Hintergrund ihrer Ergebnisse vorhandene soziologische Wandlungstheorien hinsichtlich ihrer aufschließenden Kraft für den Untersuchungsgegenstand.

Die klassischen „einfachen“ Modernisierungstheorien erwiesen sich aufgrund des

„fehlende(n) Einbezug(s) der Subjektebene“ (S. 312) als unbrauchbar, den Einwand der Theorie reflexiver Modernisierung gegen die postmoderne Überlegung der Erosion aller modernen Prinzipien könne die Autorin mit ihrer Untersuchung empirisch stützen. Die Theorie der reflexiven Modernisierung versuche, die „Konsequenzen reflexiver Modernisierung auf Subjektivität“ (S. 314) zu beschreiben und sähe neben dem „Zuwachs an sich gegenseitig widersprechender Deutungshorizonte“ „die Notwendigkeit des Entscheidens“, „dennoch eindeutige Gewissheiten zu entwickeln und durchzusetzen“ (S. 315). In diesem Theoriezusammenhang nimmt die Autorin eine begriffliche Präzisierung der sich radikalierenden Ungewissheit vor. Sie erweitert das von Bonß eingeführte Konzept der Gefahrenkonstruktion 2. Ordnung² zum Konzept der Uneindeutigkeit 2. Ordnung, das sowohl die negativen als auch die positiven Wahrnehmungsmuster der doppelten Unsicherheit gegenüber der Ungewissheit der Zukunft und der Zurechnung erfasse.

Bezüglich der Verallgemeinerbarkeit der herausgearbeiteten Muster des Umgangs mit Unsicherheit zeige die Betrachtung anderer Studien und Arbeiten, dass die explizierten Typen des Umgangs mit biographischer Unsicherheit „allgemeinere Muster des Umgangs mit biographischer Unsicherheit abbilden. Im Ergebnis zeigt sich, dass KünstlerInnen als Pioniere gesellschaftlicher Tendenzen betrachtet werden können, die voraussichtlich für immer mehr Menschen an Bedeutung gewinnen“ (S. 323f.).

Die Untersuchung von Helga Pelizäus-Hoffmeister zeichnet sich durch eine gründliche Systematik aus und bietet einen hervorragenden Bezugspunkt für die Erforschung der Probleme des modernen Subjekts.

2. In „Autobiographie und ästhetische Erfahrung“ rekonstruieren *Peter Alheit* und *Morten Brandt* Umgangsweisen mit einer modernen, ästhetischen Reflexionsform in der deutschen Moderne.

Forschungsmaterial sind Autobiographien der Jahrhundertwenden 1800, 1900 und 2000. Alheit und Brandt zeigen zunächst entlang einer Betrachtung des Wandels autobiographischer Formate, wie sich neben einer unter bestehende Ordnungsmuster subsumierenden, funktional-

rationalen Reflexivität eine „ästhetische Reflexivität“ (S. 25) entwickelt.

Das *vormoderne* Format zeichne sich dadurch aus, dass Dritte autorisierte Biographien schreiben und das Verhältnis zum traditionellen Rahmen konformistisch und strukturratifizierend sei. Das *frühmoderne* Format bildeten Autobiographien. Die Autobiographen seien aufgrund institutionellen Wandels aus ihren Lebenswelten gerissen, ihr Verhältnis zum traditionellen Rahmen sei jedoch weiterhin erhaltungsorientiert. Erst mit der Perspektive der persönlichen Entwicklung im *klassisch-modernen* Format wandle sich dieses Verhältnis.

Im Modus ästhetischer Reflexivität würden Wissensordnungen gegenseitig in ihren Geltungsansprüchen depotenziert und so aufeinander bezogen, dass Neues emergieren könne. Sollen diese Distanzierungsbewegungen produktiv werden, müßten sie jedoch im Wechsel mit Annäherungsbewegungen stattfinden. Die Autoren verweisen hier auf Deweys Betonung der Kontinuität zwischen ästhetischer und alltäglicher Erfahrung. Ästhetischer Reflexivität wird darüber hinaus anhand Deweys Unterscheidung zwischen bloßen Möglichkeiten einerseits und Potentialitäten andererseits die Qualität der Generierung von Möglichkeitsräumen attestiert.

Die Autobiographien um 1800 zeigten allgemein eine unterschiedlich ausgeprägte Unterordnung des Ästhetischen unter andere Wissensordnungen. Es zeige sich jedoch eine Autonomisierung des ästhetischen Bereichs und es seien auch Versuche einer Annäherung festzustellen. Den aus Dichotomisierungen entspringenden Mangel an Verknüpfung der ästhetischen mit der alltäglichen Erfahrung führen die Autoren auf „das Fehlen von mediatisierenden Instanzen“ (S. 117) zurück. Auch Geschlechterschranken werden herausgearbeitet.

In den Texten um 1900 sei der Bereich ästhetischer Erfahrung „autonom“ (S. 202). Es fänden sich vermittelnde Instanzen, etwa „Gespräche mit Freund und Bruder“ (S. 160).

In einer aufschlussreichen Kontrastierung der Perspektiven Foucaults und Elias' den zivilisatorischen Prozess der Selbst-Disziplinierung wird darauf hingewiesen, dass dieser neben der Ordnungserhaltung auch die Funktion der Generierung innovativer Problemlösungen aufweise.

Bereits um 1900 kündige sich eine mögliche Abzweigung der Entwicklung des rekonstruierten, modernen Zivilisierungsprozesses an. Eine Distanzierung und Annäherung berücksichtigende ästhetische Reflexivität ermögliche zwar zunächst die Generierung innovativer Problemlösungen; dieses Potential gehe ihr jedoch bei der Radikalisierung ihrer Emanzipations- und Absetzbewegung hin zur Hermetisierung verloren.

Die autobiographischen Texte um 2000 zeigten das Fehlen „eine(r) sozialen Dimension“ (S. 221), „die Bewegung erstarrt in der Distanzierung; die Autonomisierung des Ästhetischen wirkt als soziale Hermetisierung“ (S. 242) und habe immunisierende Funktion.

Den Autoren gehe es in dieser Arbeit, die Teil des umfassenderen Forschungsprojekts „Ästhesiologische Komponenten von Bildungsmilieus. Eine Untersuchung von Wissensordnungen des Alltags um 1800, um 1900 und in der Gegenwart“ ist, speziell um die deutsche Moderne. Sie erklären die sich in den Texten manifestierende „Schließung moderner Selbsterfahrung“ (S. 281) durch eine an Elias anknüpfende Betrachtung der deutschen Kulturgeschichte. Die „national codierte Gegenüberstellung“ (S. 281) von Zivilisation und Kultur führe dieser auf die „soziale Position des deutschen Bürgertums“ zurück, das sich sowohl gegen den Adel als auch gegen „den Aufstieg der niederen Stände“ (S. 282) wende.

„Wovon sich Ortheil, Walser, Fries und Zorn abgrenzen, hat in ihrer Darstellung jeweils den Charakter des Oberflächlichen, Äußerlichen, Zeremoniellen.“ (ebd.) Sie erweckten den Eindruck, „Persönliches“ bewahren zu wollen. (S. 283)

„Was aber Elias als Zivilisation beschreibt, ist eben gerade nicht das, was Angehörige einer gesellschaftlichen Oberschicht wie Zorn und seine Familie als Verfeinerung der Sitten wahrnehmen und womit sie sich vom Rest der Gesellschaft abschließen – es ist nicht das Pendant zu den Umgangsformen des Adels im 18. Jahrhundert. Zivilisierung ist bei Elias ein Ausbau und eine Differenzierung gesellschaftlicher Vermittlung, eine Verringerung der Spanne von Formalität und Informalität.“ (S. 284)

Die Untersuchung rekonstruiert überzeugend die Entwicklung eines Distanznahme eröffnenden, modernen, potentiell-

len Verhältnisses des Subjekts zur vor-handener Kultur und zeigt am Beispiel der deutschen Moderne Motive und das Risiko ausbleibender Annäherung.

3. Die Kindertransporte aus Nazi-Deutschland sind Gegenstand der Arbeit von *Christiane Berth*. „Der Begriff „Kindertransport“ bezeichnet die Emigration von Kindern und Jugendlichen jüdischer Herkunft aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei in den Jahren 1938 und 1939.“ (S. 7) Deren Erforschung habe verstärkt erst in den letzten Jahren eingesetzt. Fokus der Arbeit von Christiane Berth ist „das individuelle Erleben der Kinder und Jugendlichen und die Verarbeitung von Verfolgung und erzwungener Emigration“ (S. 8). Als Datengrundlage dienen ihr hierfür 40 lebensgeschichtliche Interviews mit Kindertransport-Teilnehmern aus der „Werkstatt der Erinnerung“, einem Oral History-Archiv in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.

Im Mittelpunkt der historischen Kontextuierung stehen die britische Flüchtlingspolitik und die Arbeit der britischen und deutschen Hilfsorganisationen. Großbritannien sei der Hauptzielort für Kindertransporte gewesen. Es habe sich vor allem aufgrund innenpolitischer Probleme nicht als Einwanderungsland verstanden, der Aufnahme von Flüchtlingen habe die Regierung nur unter der Bedingung einer Finanzierungsgarantie zugestimmt. Diese sollen zunächst 1933 führende Persönlichkeiten der britischen Juden gegeben haben. Die Flüchtlingswelle 1938 habe jedoch neue politische Maßnahmen erzwungen, eine Visa-Pflicht sollte die Einwanderungskontrolle in den Herkunftsländern ermöglichen. Und „statt wie bisher selbst Garantien zu übernehmen, suchten die jüdischen Organisationen nun in erster Linie nach potentiellen Bürgen und Arbeitgebern für Flüchtlinge.“ (S. 28) „Die Pogromnacht rief in der britischen Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit hervor, und es erfolgte eine begrenzte Liberalisierung der britischen Aufnahmepolitik.“ (ebd.) Die Autorin stellt die einzelnen Hilfsorganisationen und ihren Umgang mit den sich verschärfenden Bedingungen dar.

Die Emigrationserfahrung – so ein wesentliches Ergebnis dieser Arbeit – muss als eine nicht abbrechende Folge lebensgeschichtlicher Brüche für die Kinder und Jugendlichen dargestellt werden.

Je nach Herkunft und der Kommunikation mit den Eltern im Vorfeld der Emigration seien die Ereignisse allerdings unterschiedlich verarbeitet worden, „die Erzählungen der Zeitzeugen über Kindheit und Jugend sind von großer Heterogenität geprägt“ (S. 20).

Die mangelnde Aufnahmekapazität habe zu einer Veränderung der Aufnahmekriterien geführt. Für Wien lasse sich dieser Wandel anhand einer Unterscheidung von zwei Phasen beschreiben. Richtete sich die Auswahl in der ersten Phase nach dem Grad der Gefährdung, orientierte sich ein differenzierteres Auswahlverfahren in der zweiten Phase an den Wünschen der Bürgen und Pflegeeltern. Wichtige Auswahlkriterien in der zweiten Phase seien Alter, Geschlecht, Charakter und der Gesundheitszustand des Kindes gewesen. Diese neue Auswahlpraxis erfuhren die Kinder später direkt etwa im wichtigsten Aufnahmelager Dovercourt, wo der von den Kindern, Jugendlichen und Betreuern so bezeichnete „Viehmarkt“ (S. 56) stattfand. „Anfangs konnten die Pflegeeltern in die Aufnahmelager kommen und sich dort Kinder aussuchen“ (S. 56). Einige Kinder und Jugendliche versuchten sich „den jeweiligen Wünschen der Interessenten anzupassen.“ (ebd.)

Aufschlussreich seien auch die Unterschiede in der Darstellung des Abschieds. Es gebe Aussparungen und Schilderungen, die die Abreise als Abenteuer oder als bewussten letzten Abschied darstellten. „Die Form der Darstellung steht in engem Zusammenhang damit, inwieweit die Kinder und Jugendlichen sich der Gefahr bewusst waren und wie sie von den Eltern auf die Emigration vorbereitet wurden.“ (S. 59)

Das RCM (Refugee Children's Movement), das durch die Pflegefamilien entlastet wurde, strebte eine Vorabinschätzung der Familien etwa durch Familienbesuche an. Doch seien aufgrund des Mangels an Unterbringungsmöglichkeiten Pflegefamilien nur sehr selten abgelehnt worden. Eine weitere Ursache späterer Probleme sei das häufige Verschweigen von „psychische(n) Probleme(n) und Verhaltensauffälligkeiten von Kindern“ (S. 61) seitens des RCM gewesen.

Die Kinder und Jugendlichen seien aufgrund der Erwartung ihrer Dankbarkeit in ihren Auseinandersetzungsmöglichkeiten und spontanen Äußerungen in den Pflegefamilien eingeschränkt gewesen. Ellen Ak-

kermann berichtet, sie habe ihre „Freiheit“ verloren (...). Diese habe sie erst wiedergefunden, als ihre Mutter nach England kam“. (S. 65) Vor diesem Hintergrund hätten sich beteiligte (Exil-)Pädagogen für die Unterbringung in Heimen ausgesprochen.

Ein weiteres Problem für die Kinder und Jugendlichen sei die Absenz eines Ansprechpartners gewesen. Zweimal im Jahr sollten sie von RCM-Mitarbeitern besucht werden. Diese befragten aber vor allem die Familien nach ihren Eindrücken. Den Kindern habe meist ein Ansprechpartner gefehlt.

Das Ziel übereinstimmender Religionszugehörigkeit konnte „nur teilweise verwirklicht werden“. (S. 74) Zu Problemen sei es vor allem bei diesbezüglich starker Differenz der Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie gekommen. „Viele der interviewten Zeitzeugen sind der Ansicht, dass die Emigration ihre Ausbildung negativ beeinflusst habe.“ (S. 78)

Der Kriegsbeginn habe die Kommunikationsmöglichkeiten mit den Eltern weiter eingeschränkt. Der Kontakt mit den Eltern wurde auf Postkarten begrenzt. Nicht nur Geldmangel, das Verlernen der deutschen Sprache, sondern auch die Entfremdung von den Eltern und die psychische Belastung seien Gründe für die Kommunikationsreduktion. „Für die Kinder und Jugendlichen stellten die Briefe einerseits die letzte Verbindung zu den Eltern und zu ihrer zurückgelassenen Lebenswelt dar. Andererseits konnte das Briefeschreiben zu einer Belastung werden, die die Trennung von den Eltern und deren bedrängte Situation in Erinnerung rief.“ (S. 80) Die Kommunikationsreduktion habe die Probanden später sehr belastet.

Die Evakuierung zum Schutz vor deutschen Bombenangriffen, in der ab September 1939 über 800.000 Schulkinder aufs Land geschickt wurden, war die „zweite große Umstellung innerhalb kurzer Zeit“. (ebd.)

Als Reaktion auf das mit Kriegsbeginn sich wandelnde gesellschaftliche Klima versuchten die jüdischen Flüchtlinge, die während des ganzen Krieges den Status als „enemy aliens“ behielten, sich unauffällig zu verhalten. 1940 kam es sogar zu Internierungen, was einen weiteren lebensgeschichtlichen Einschnitt bedeutet habe.

Das Kriegsende brachte die Konfrontation mit dem Schicksal der Eltern. Manche

sollen bis heute die Auseinandersetzung meiden, andere machten sich Vorwürfe, die Lage damals nicht begriffen zu haben. Bei Wiederbegegnungen gelte es, die entstandene Entfremdung zu bewältigen.

Schließlich eröffnete sich die Option, zu bleiben oder zu gehen. „Einer der häufigsten Gründe für eine Weiteremigration nach dem Krieg war der Wunsch, mit Verwandten zusammenzuleben.“ (S. 97) „Von den befragten Zeitzeugen blieben 13 in Großbritannien, und 14 emigrierten entweder in die USA oder nach Kanada.“ (S. 97) Die Integration in Großbritannien werde unterschiedlich bewertet.

Die Untersuchung von Christiane Berth bearbeitet ein noch wenig systematisch untersuchtes Feld und sie wählt mit der individuellen Verarbeitung oder eben dem individuellen Umgang einen Fokus, der geschichtliche Fakten, wie etwa die Kommunikationsreduktion seit Kriegsbeginn, multiperspektivisch erschließt, so dass neben den infrastrukturellen Faktoren auch die entfremdende Situiertheit der Kinder berücksichtigt wird.

4. Ausgangspunkt der Arbeit von *Charlotte Kohn* „Luftfrauen – Der Mythos einer jüdischen Frauenidentität“ ist die Frage nach der spezifischen Identitätsproblematik von Frauen mit jüdischer Abstammung. Mittels eines Generationenvergleichs, einer „Gegenüberstellung der vor dem Holocaust geborenen Frauengeneration mit den danach Geborenen“ (S. 9), untersucht sie den unterschiedlichen Umgang mit der „Shoa“. Charlotte Kohn kommt zu dem Schluss, der jüngeren Generation sei aufgrund ihrer Tendenz der verstärkten Hinwendung zum Judentum die Integration in eine sich zunehmend öffnende und austauschbetonte Kultur erschwert.

Bis auf das Vor- und Nachwort besteht das Buch aus achtzehn uninterpretierten Lebensbeschreibungen, es handelt sich um Tonbandaufzeichnungen, die von der Autorin redigiert wurden. Die autobiographischen Texte bieten gleichwohl Einblick in Erfahrungen und Ansichten der Untersuchungsgruppen.

Im Nachwort fasst Kohn die Ergebnisse ihrer Datensammlung zur „Identitätsproblematik jüdischer Frauen zweier Generationen“ (S. 200) zusammen. „Das Leben sämtlicher Frauen, die sich mir für Interviews zur Verfügung stellten, hat eine gemeinsame Prägung durch die Shoa. Selbst

Frauen, die rechtzeitig fliehen konnten oder erst nach 1945 geboren wurden, sind durch diesen Zivilisationsbruch traumatisiert.“ (ebd.)

„Die Frauen der älteren Generation“, die sich als Siegerinnen verstehen könnten, erweckten gelegentlich den Eindruck, „besser mit ihrem Schicksal fertig geworden“ zu sein „als die nach 1945 gebürtige Generation“. (ebd.) Dies geschehe jedoch um den Preis „der Verdrängung existentiell bedrohlicher Erlebnisse“ und unter der „Voraussetzung, psychosomatische Symptome an die nachfolgende Generation weiterzugeben“ (ebd.).

Im Generationenvergleich ließe sich eine Transformation von nicht-religiösen Identifikationen (Land und Beruf) zu einer „Verpflichtung‘ dem ‚Jüdischsein‘ gegenüber“ (ebd.) feststellen. „So gibt es oft hilflose Bemühungen, im alltäglichen Leben den Richtlinien der Orthodoxie wenigstens annähernd nachzukommen. Dieses Bedürfnis der Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft wäre für die meisten vor 1938 geborenen Frauen kein Anliegen gewesen.“ (ebd.) Die Verbindung mit einem nichtjüdischen Mann, käme „für einige der nach 1945 geborenen Frauen (...) einem Verrat am Judentum gleich“ (S. 201). Kohn bezeichnet die „Unterschiede bei der Identifizierung“ der untersuchten Generationen als „gravierend“ (ebd.). Der jüngeren Generation sei die Identifikationsoption mit „ihren äußerst assimilierten Großmüttern und Müttern“ (ebd.) verloren gegangen.

Im Gegensatz zu verbreiteten Meinungen liege auch kein „ausgeprägtes Nahverhältnis zu Israel“ vor, Israel bilde keine Kompensationsmöglichkeit für eine verlorene Heimat. Charlotte Kohn konnte bei ihren Gesprächen feststellen, „dass nicht wenige Frauen nicht einmal Ferien im Heiligen Land verbrachten“ (ebd.).

„Das Beharren auf den Status des ‚Fremdseins‘ und der ‚Andersartigkeit‘ wird des öfteren durch eine mehr oder weniger unbewusste sprachliche Distanz zur Umwelt verdeutlicht. Einige Frauen der nach dem Holocaust geborenen Generation waren fast unfähig, einen Satz in der Sprache zu beenden, in der sie ihn begonnen hatten.“ (S. 202) Viele hätten auf einem Interview „in englischer Sprache“ (ebd.) bestanden.

„Häufige Versuche, sich in anderen Ländern niederzulassen oder zumindest

sehr oft die Wohnung innerhalb einer Stadt zu wechseln“ brächten „eine gewisse Ruhelosigkeit in allen Lebensumständen bei vielen Gesprächspartnerinnen“ (ebd.) zum Ausdruck. Darüber hinaus erzeugten Autoritätskonflikte Karriereprobleme, und die „Bindungsfähigkeit an Lebenspartner“ (S. 203) sei eingeschränkt.

Die Autorin schließt mit Reflexionen über „ein gelungenes Leben für jüdische Menschen“ (S. 203). Diese engagierte Haltung scheint sie auch dazu zu bewegen, orthodoxe Jüdinnen von der jüngeren Untersuchungsgruppe auszuschließen, da sie ihrer Ansicht nach keine zukunftssträchtigen Identitätskonzepte darstellten. „Die Einheit solcher Gemeinschaften beruht vorwiegend auf der Ausgrenzung des ‚Anderen‘. Auf Grund dieser Gegebenheiten schloss ich Frauen dieser Gruppierung aus meiner Konzeption aus.“ (S. 14) Aus wissenschaftlicher Sicht ist dies sicherlich ein problematischer Ansatz, da er die Berücksichtigung empirischer Fälle auf Grundlage von Vermutungen ausschließt und sich zu praktischer Einflussnahme aufschwingt. Weiter ist kritisch anzumerken, dass zur Veranschaulichung der Widerspiegelung der Heimatlosigkeit und der Integrationsverweigerung im hybriden Sprachgebrauch (s.o.) der Abdruck *unredigierter* Protokolle zumindest auszugsweise interessant gewesen wäre. Aufschlussreich wäre auch die Angabe des Kriteriums der Auswahl der achtzehn Fälle unter den hundert geführten Interviews. Irritierend sind die wörtlichen Wiederholungen ganzer Absätze des Vorworts im Nachwort. Das methodische Vorgehen wird weder reflektiert noch dargestellt und es findet keine Bezugnahme auf wissenschaftliche Literatur statt.

5. In „Zwei Generationen erzählen“ untersucht *Birgit Griese* anhand narrativer Interviews zweier Generationen in die BRD migrierter Russlanddeutscher den Einfluss des Prozesses intergenerationaler Tradierung auf die Identitätskonstruktion mittels einer Analyse dominanter kulturspezifischer Codes.

Im von der Autorin gewählten Paradigma ‚narrative Identität‘ werde die lebensgeschichtliche Stegreiferzählung als Bewältigung des praktischen Problems der Identitätskonstruktion und Sinnkonstitution rekonstruiert. Das Subjekt greife dabei auf das kulturelle Bewältigungswissen

kommunikativer Gattungen und kultureller Codes zurück.

Mit den Begriffen ‚personale‘ und ‚kollektive Identität‘ unterscheidet Griese einleitend zwei Momente der Identität, die Selbstidentität und die Gruppenzugehörigkeit. Ihr Verhältnis sei eine Besonderungsdimension subjektiver Identität. Eine Differenzierungsdimension von Kollektivkonstruktionen, die einen Rahmen für Identitätskonstruktionen abgeben, sei der Grad der Abstraktheit. Dieser nehme von kollektiven zu personalen Identitätskonstruktionen hin ab. Abstrakte Kollektivkonstruktionen wiesen einen hohen Idealisierungsgrad auf. In personalen Identitätskonstruktionen stünde das Ich im Mittelpunkt. Weitere Differenzierungsmerkmale personaler und kollektiver Identitätskonstruktionen seien raumzeitliche Darstellungsmuster. Ausgehend von einer Unterscheidung von Erzählkonventionen ließen sich mit den Begriffen Chronist, Zeitzeuge und Autobiograph Erzählertypen unterscheiden, bei denen sich entsprechend der Reihung die Gewichtung im Verhältnis der raum-zeitlichen Strukturmuster „Darstellung (...) anhand sozial- oder metageschichtlicher Ereignisse“ und der „Integration von ‚Selbsterlebtem und -erfahrenem‘“ (S. 70) zu letzterem hin verschiebe, was personale Identitätskonstruktion indiziere. Parallel dazu nehme die Textsorte Erzählung gegenüber der des Berichts zu.

Auch fremderzeugte Beurteilungen könnten die Selbstdeutung leiten, so dass Stigmatisierungen „konstitutiv für Selbstkonstruktionen werden können“ (S. 78).

Neben kollektiven Identitäten stünden den Aussiedlern für ihre Identitätskonstruktion die Familien- oder Berufsgeschichte als mögliche Rahmen zu Verfügung. Familiengeschichten sollen sowohl zeitliche Orientierungsmuster als auch einen thematischen Fokus bereithalten und könnten mehr oder weniger ins Zentrum gerückt werden. Auch Institutionalisierungen des Lebenslaufs produzierten „objektive Ablaufprogramme des Lebens“ (S. 81); sie seien am chronologischen Lebensalter und am Erwerbsleben orientiert und dreiphasig.

Im Anschluss an die Analysen werden folgende kulturelle Codes der Artikulation von Identität in Anlehnung an eine Typologie Ernst Tugendhats herausgearbeitet und ihr Wirken in den Erzählungen darge-

stellt. Dieser unterscheide zwischen ‚feindlichem, ‚antagonistischem‘, und ‚gezähmtem‘, gleichsam gleichgültigem Partikularismus, sowie drittens, universalistischen Konstruktionen, denen jeweils unterschiedliche moralische Einstellungen zugrunde liegen.

Es zeigten sich Erzählungen mit hauptsächlich universalistischen Zügen, solche mit einer Dominanz des partikularistischen Codes, bei dem der Wechsel zwischen antagonistischem und gezähmtem Code eine Zuordnung erschwere, sowie Erzählungen vom Typus ‚gezähmter‘ Partikularismus mit naturalistischer Codierung und kulturalistische Deutungen.

Ausgehend vom Begriff des Kulturalismus werden Natur und Kultur als kulturelle Codes bestimmt. Naturalistische Codierungen wiesen einen deterministischen, nomothetischen, Charakter auf; kulturalistische dagegen einen flexiblen, offenen Charakter. Naturalisierung wird als Unsichtbarmachung der Genese von Konstrukten verstanden, wodurch Gewissheiten produziert würden.

„Es konnte gezeigt werden, dass universalistische Codes sowohl mit naturalistischen als auch mit kulturalistischen Codes einhergehen können, wie auch partikularistische Codes nicht zwangsläufig an Kultur oder Natur gebunden sind.“ (S. 315) Darüber hinaus müssten in der Artikulation personaler Identität wirksame Codierungen nicht mit denen in kollektiver Identität übereinstimmen. „Ob personale oder kollektive Identität – die Vorstellung von der einen Identität, die im Verlauf der lebensgeschichtlichen Darstellung präsentiert wird, gilt es zu verabschieden.“ (S. 317)

Es seien Häufungen in den semantischen Feldern „Religion, Geschichte, Nation, Ethnie, Arbeit, ethisch-moralische Handlung, Leib und familiäres Erbe“ (S. 326) festgestellt worden. Daraus könne geschlossen werden, „dass mit dieser Studie einige zentrale semantische Strukturen narrativer Identität in den Stegreiferzählungen russlanddeutscher Migrantinnen rekonstruiert werden konnten“ (S. 332). „Dass die Referenz ‚deutsche Nation‘ eine zentrale Rolle spielt, kann auf Basis der Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen nur graduell bestätigt werden“ (S. 326). „Die Artikulation von Ich und Zugehörigkeit ist in Stegreiferzählungen Russlanddeutscher (...) grundsätzlich an Ge-

schichte bzw. Geschichtserzählung gebunden.“ (S. 327)

Die Explikation tradierter kultureller Codes solle zur Erschließung des noch nicht eigens bestimmten intergenerationalen Tradierungsprozesses beitragen, der als in Interaktionen stattfindendes, lebensalterunabhängiges, unbewusstes und transformierendes Generationenlernen dargestellt wird. Die Autorin merkt an, dass auch moderne Identitätskonstruktionen in „Richtung Tradition und Partikularismus offen“ seien und plädiert dafür, „traditionsbasierten familiären Wissensbeständen mehr Relevanz zu bescheinigen“ (S. 91). Die Analysen zeigten, dass Muster mit Modifikationen tradiert werden und plausibilisierten damit die Perspektive, Identität als Resultat eines intergenerationalen Tradierungsprozesses zu betrachten.

Die Arbeit entwickelt aufschließende Kategorien zur Betrachtung autobiographischer Äußerungen. Bemerkenswert ist, dass Birgit Griese entsprechend dem Konzept der „narrativen Identität“ Schlüsse von autobiographischen Äußerungen auf das Handeln ablehnt. Auf dieser Grundlage zeigt sie sich auch eher defensiv gegenüber dem antizipierten Vorwurf der Praxisferne. Mir scheint, die von Reckwitz mit den Begriffen Mentalismus, Textualismus und Praxeologie formulierte Unterteilung der Sozialtheorien³, auf die sich die Autorin dabei bezieht, muss dahingehend weiterentwickelt werden, dass man Praktiken, Sprachen, Bewährungsmythen etc. als interdependente, sich durchdringende Kompositionselemente übergreifender, handlungswirksamer Gebilde auffasst, nämlich konkreter Subjektgestalten.

Anmerkungen

- 1 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 23, München 1991, S. 889.
- 2 Bonß, W. (1995): Vom Risiko, Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne.
- 3 Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken, Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 4, S. 282-301.

Katrin Heyl

Cornelia Feider: Berufsrückkehrerinnen. Erwerbs- und Familienverläufe nach Qualifizierungsmaßnahmen aus biographischer Perspektive. Bielefeld: Bertelsmann Verlag 2006, 225 S., ISBN 3-7639-3232-1. € 29,90

Die meisten Frauen in Deutschland reagieren auf ihre Mutterschaft mit einem zumindest zeitweiligen Austritt aus dem Berufsleben. Dennoch gibt es nur sehr wenige langfristige Untersuchungen über diese Tatsache und seine dauerhaften Auswirkungen. Die Dissertationsschrift „Berufsrückkehrerinnen“ von Cornelia Feider ist als fünfter Band der Reihe „Erwachsenenbildung und Biographie“ (hrsg. von Anne Schlüter) erschienen und nähert sich dem Thema aus einer biographischen Sicht. „Die Studie befasst sich mit der Frage, welche Prozesse Frauen, die durch eine Qualifizierungsmaßnahme auf die Rückkehr ins Erwerbsleben vorbereitet wurden, durchlaufen, in welcher persönlichen, beruflichen und familiären Situation sie sich mehrere Jahre nach Maßnahmeende befinden und wie sie ihre Lebens- und Berufsentscheidungen erklären“ (S. 10). Sie geht über eine sozio-demographische Datenerhebung hinaus, indem sie auch die subjektiven Sichtweisen von Berufsrückkehrerinnen auf ihre berufliche Tätigkeit und die damit in Verbindung stehenden Haltungen und Erfahrungen einbezieht – zurückgehend bis in Kindheit und Jugend.

Die komplexe Forschungsfrage gliedert sich in vier Einzelfragen: Die erste untersucht die Fortsetzung des Erwerbsverlaufs nach der Qualifizierungsmaßnahme und will Diskontinuitäten beziehungsweise Kontinuitäten aufdecken. Dem Spannungsverhältnis von Erwerbs- und Familienarbeit widmet sich die zweite Teilfrage und beleuchtet, wie die Frauen dieses wahrnehmen, welche Relationen und Gewichtungen sie den beiden Lebensbereichen zuschreiben. Eng verbunden hiermit ist die Frage, nach den Haltungen und Orientierungen, die Berufsrückkehrerinnen mehrere Jahre nach Maßnahmeende zur eigenen Beruflichkeit haben. Schließlich wird die Bedeutung untersucht, die der Lehrgang für den weiteren Erwerbsverlauf und die aktuellen Lebensumstände hat.

Es wurden Mütter befragt, die nach einem familienbedingten Ausstieg aus dem Erwerbsleben an einem Qualifizierungslehrgang für Frauen aus Büroberufen teilnahmen. Die erste Frage wird mit Hilfe eines an die Teilnehmerinnen gesandten Fragebogens untersucht und stellt damit einen quantitativen Zugang dar. Die übrigen drei Teilfragen rücken die subjektiven Deutungen der Frauen in den Mittelpunkt und beruhen auf 20 narrativen Interviews. Da die Gespräche mehrere Jahre nach dem Ende der Maßnahme geführt wurden, haben die Frauen die Möglichkeit, einen retrospektiven Blickwinkel einzunehmen. Die Erzählstruktur ermöglicht es, etwas über die Werte, die die Frauen mit Erwerbs- und Familienarbeit verbinden, zu erfahren und zeigt den Leserinnen und Lesern, wie unterschiedlich diese Haltungen und Orientierungen sein können. Die Dissertation ist also als empirische Untersuchung zu bezeichnen, die qualitativ angelegt ist und der eine quantitative Erhebung vorausgeht.

Im Kapitel „Begriffsklärung und gesetzliche Grundlagen“ werden neben Definitionen, mit denen sich Feider kritisch auseinandersetzt, auch Daten, etwa über die Anzahl von Berufsrückkehrerinnen, geliefert. Des Weiteren gibt sie einen kurzen Überblick über die gesetzlichen Grundlagen der letzten Jahrzehnte zu den Freistellungsmöglichkeiten nach der Geburt eines Kindes.

Der Forschungsstand wird ausführlich im dritten Kapitel erörtert. Im Einzelnen werden Ergebnisse über die Erwerbsverläufe von Müttern, dem Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und Familie sowie den „Haltungen und Orientierungen von Berufsrückkehrerinnen gegenüber Erwerbsarbeit“ dargestellt und kommentiert. Auffallend an den Ausführungen sind die oft widersprüchlichen Ergebnisse bisheriger Studien zum Thema, die die Autorin deutlich herausstellt. Sie bezieht sich auf eine Vielzahl von Quellen, beispielsweise Erhebungen des Mikrozensus, Studien des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung IAB und Analysen des Sozioökonomischen Panels. Der Blick auf die unterschiedlichen Studien macht deutlich, dass bei der Thematik „Berufsrückkehrerinnen“ sehr differenziert vorgegangen werden muss. Der bisherige Forschungsstand wird schließlich zusammengefasst und kritisch betrachtet. Die Autorin

kommt zu dem Schluss, dass von Gleichberechtigung bei der Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit und damit zusammenhängend bei der Zuständigkeit für die Versorgung und Betreuung der Kinder nicht annähernd die Rede sein kann (vgl. S. 46).

Nachdem im vierten Kapitel die Untersuchung theoretisch und methodologisch eingeordnet wird, werden die „Situation und Erwerbsverläufe von Berufsrückkehrerinnen nach Qualifizierungsmaßnahmen in Zahlen“ geschildert. Die Ergebnisse beruhen auf den Fragebögen und geben einen allgemeinen Überblick über die Zusammensetzung der Gesamtgruppe und die Erwerbsverläufe nach Beendigung des Lehrgangs (vgl. S. 60). Die Ergebnisse sind mit vielen übersichtlichen Schaubildern und Tabellen illustriert. Neben einigen nicht überraschenden Ergebnissen, etwa die große Bedeutung der Teilzeitarbeit bis zu 25 Stunden in der Woche und vormittags, gibt es auch einige Ergebnisse, die auf Grund des bisherigen Forschungsstands so nicht unbedingt zu erwarten gewesen wären, zum Beispiel, dass es nach der Rückkehr in den Beruf einen Trend zur Ausweitung des Stundenumfanges gibt (vgl. S. 71).

Es folgt der Hauptteil der Untersuchung: die biographische Analyse der Erwerbs- und Familienverläufe von Berufsrückkehrerinnen nach Qualifizierungsmaßnahmen. Die Interviewpartnerinnen wurden mit Hilfe der sozio-demografischen Daten des Fragebogens so ausgewählt, dass die Interviews ein möglichst vielschichtiges Spektrum bieten. Die Auswertung erfolgte hauptsächlich nach der Methode von Fritz Schütze, an dessen Ende eine Typologie steht. Insgesamt ergaben sich sechs Typen, wobei jeder durch biographische Präsentationen belegt und illustriert wird. Die Biografien der Frauen werden durch zahlreiche Zitate aus den Gesprächen illustriert, so dass sie sehr lebendig sind.

Zunächst wird jeweils eine Fallgeschichte ausführlich dargestellt, die mit einigen Hintergrundinformationen über die aktuelle familiäre und berufliche Situation, den Erwerbsverlauf nach Maßnahmeende und in einigen Fällen auch über Haltungen und Einstellungen der Frauen beginnt. Bei der Darstellung der „Biographie in ihrem chronologischen Ablauf“ analysiert die Autorin die Handlungsschemata, die sich aus den Erzählungen herauskristallisieren. Die Ge-

schichte der Frauen wird mit der Analyse derselben gekonnt verbunden, so dass die Handlungsschemata nicht schwammig bleiben, sondern durch die direkte Anbindung an die Erzählungen gut nachvollziehbar sind. Daran schließt die „Biographische Darstellungsweise“ an, die die Selbstdarstellungen der Frauen im Gespräch beschreibt.

Das dominante Handlungsschema beziehungsweise die dominanten Handlungsschemata und der Umgang der Frauen damit werden in den „Prozessstrukturen“ noch einmal deutlich hervorgehoben. Zudem wird geprüft, ob die Schemata für die jeweilige Frau eine positive Strategie oder eher ein Hemmnis darstellen.

Des Weiteren wird beschrieben, wie die Frauen das Spannungsverhältnis von Familie und Beruf erleben und welche Bedeutung Teilzeitarbeit für sie hat. Es schließt sich eine Schilderung der Haltungen und Orientierungen gegenüber Erwerbsarbeit an und welchen Stellenwert der Lehrgang aus der heutigen Sicht der Frauen hat. Bei den Kurzportraits, die sich an die ausführlichen Fallbeschreibungen anschließen, findet eine Beschränkung auf die Unterpunkte „Hintergrundinformationen“, Biografische Darstellungsweise“ und „Prozessstrukturen“ statt.

Die einzelnen Unterpunkte wurden auf Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten hin untersucht, woraus sich die sechs Typen ergeben haben. Dem Typ „Hohe Erwartungen an Erwerbsarbeit und Familie“ werden Frauen zugeordnet, die in dem Dilemma leben, an Familie und Beruf gleichzeitig hohe Ansprüche zu stellen. Sie wollen eine anspruchsvolle Tätigkeit, aber genauso wichtig ist es ihnen, mittags für ihre Kinder da zu sein. Sind die beruflichen Ansprüche nicht zu erfüllen, was häufig der Fall ist bei Teilzeittätigkeiten, wird ein Ausstieg nach dem Prinzip „alles oder nichts“ vorgezogen. Die Frauen zeichnen sich dadurch aus, dass sie hohe pädagogische Ideale haben und gleichzeitig Sinn und Erfüllung durch den Beruf finden wollen (vgl. S. 101ff.).

Bei dem Typ „Familiäre Gebundenheit vor beruflichen Ambitionen“ sehen sich die Frauen in erster Linie als Mütter. Die Erwerbsarbeit muss mit diesem Anspruch vereinbar sein. Dazu sind die Frauen bereit, inhaltliche Abstriche zu machen. Sie sind als die klassische Dazuverdienerinnen zu bezeichnen, bei denen Geld zwar von Bedeutung, aber nicht zwingend not-

wendig ist. Für sie sind elterliche und/oder gesellschaftliche Normen richtungsweisend (vgl. S. 120ff.).

Mütter, die nach ihrer aktiven Familienphase eine Teilzeitbeschäftigung ausüben, um eine neue Aufgabe zu haben, werden der dritten Gruppe zugeteilt. Finanziell ist eine Berufstätigkeit nicht notwendig, sondern sie steht gleichwertig neben den Hobbys. Bei der Art der Beschäftigung und der Lage der Arbeitszeit sind die Frauen des Typs „Erwerbsarbeit als nachfamiliale Sinnquelle neben Freizeitinteressen“ sehr flexibel (vgl. S. 136ff.).

Frauen, bei denen das eigene Einkommen wichtig ist, aber bei denen die immateriellen Komponenten mit der Zeit an Bedeutung gewinnen, gehören dem Typ „Wachsendes Vertrauen in sich selbst und in die Eigenverantwortung der Kinder“ an. Die Erziehung ist noch nicht abgeschlossen, aber die Mütter sind bereit, Verantwortung abzugeben (an die Kinder selbst, Institutionen oder Einzelpersonen), so dass sie sich durch ihre Familie nicht wesentlich eingeschränkt sehen (vgl. S. 151ff.).

Bei dem Typ „Berufliche vor familiärer Verantwortung“ besteht ein hoher Anspruch an den Inhalt der beruflichen Tätigkeit. Die Frauen sind an einer Vollzeitbeschäftigung interessiert. Sie erwarten ein hohes Ausmaß von Erfüllung durch ihren Beruf und suchen gezielt verantwortungsvolle Aufgaben und neue Herausforderungen. In den Gesprächen stellen sie sich nicht als Mütter dar (vgl. S. 168ff.).

Beim sechsten Typ „Existenzsicherung der partnerlosen Familie durch Erwerbsarbeit“ arbeiten die Frauen in Vollzeit oder vollzeitnah, weil sie für den Unterhalt der Familie verantwortlich sind. Sie sind zu weitgehenden Zugeständnissen bei der Erwerbsarbeit bereit, zeigen sich aber trotzdem zufrieden mit ihrer Arbeit und sehen diese zum Teil auch als Sinnquelle (vgl. S. 192ff.).

Typübergreifend kommt Feider zu dem Schluss, dass die Vereinbarung von Familie und Beruf allein in den Händen der Frauen liegt und Verantwortung je nach Typ zwar an die Kinder nicht aber an den Partner abgegeben wird. Bis auf eine Ausnahme ist diese alleinige Zuständigkeit für die Familienarbeit auch eine Selbstverständlichkeit für die Frauen (vgl. S. 196).

Die Autorin deckt auf, dass auch nach einem geglückten Wiedereinstieg die Erwerbsverläufe von Frauen von Diskonti-

nuitäten gekennzeichnet sind, was ein Argument für größere Beobachtungsräume darstellt (vgl. S. 199). Feider gelingt es, die Typen durch die Geschichten der Frauen lebendig zu machen, so dass sie nicht als theoretische Konstrukte stehen bleiben. Der Gewinn dieser Studie liegt sicherlich darin, dass sie durch ihre qualitativ-biografische Sicht zeigt, dass hinter Statistiken über Berufsrückkehrerinnen ganz unterschiedliche Motive und Lebenszusammenhänge stehen. Sie betont die Verschie-

denartigkeit der Lebensentwürfe von Frauen. Die Typologie zeigt ein Spektrum auf, innerhalb dessen sich die Frauen familiär und beruflich zwischen zwei Extremen darstellen und positionieren. Das Buch eignet sich daher, um einen tieferen Einblick in die Thematik „Berufsrückkehrerinnen“ zu bekommen, da es die oft quantitativen Studien durch eine qualitativ-biografische Sicht erweitert und bereichert.

Ankündigungen

Interpretation und Verstehen IX

Kurs zur Qualitativ-Hermeneutischen Sozialforschung

Inter-University Center Dubrovnik (IUC)

15.-26. September 2008

Kursdirektoren:

Prof. Dr. Detlef Garz, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz

Dr. Jurij Fikfak, Scientific Research Centre SASA, Ljubljana

Prof. Dr. Hyo-Seon Lee, Kangnam University, Jongin, Süd-Korea

Prof. Dr. Gerhard Riemann, Universität Bamberg

Inhalt, Ablauf und Ziel des Kurses:

Der Kurs richtet sich an Promovenden wie auch an Studierende, die z.B. im Rahmen ihrer Abschlussarbeit eine rekonstruktive Untersuchung durchführen, und bietet ihnen die Möglichkeit, Materialien aus ihrem Forschungsvorhaben intensiv zu interpretieren und ggf. dabei auch das jeweilige Forschungsdesign sowie methodologische und methodische Fragen zu erörtern. Da die Teilnehmerzahl auf 15 Personen begrenzt ist, ist gewährleistet, dass für alle Forschungsprojekte genügend Zeit zur Verfügung steht.

Generell besteht das Ziel des Kurses in der praktischen, vertiefenden Einübung in die Anwendung zweier der gegenwärtig prominentesten rekonstruktiven Methoden der Sozialforschung: In der ersten Woche wird dies die objektive Hermeneutik von Ulrich Oevermann sein (Leitung: Dr. A. Fehlhaber, Prof. Dr. D. Garz, S. Kirsch), in der zweiten Woche die narrationsstrukturelle Analyse von Fritz Schütze (Leitung: Prof. Dr. G. Riemann).

Grundkenntnisse über Methodologie und Verfahren werden vorausgesetzt. Entsprechend wird der Schwerpunkt nach einer kurzen Einführung in die jeweilige Methodik auf gemeinsamen fallorientierten Interpretationen liegen, um die für die Anwendung rekonstruktiver Verfahren unverzichtbare Primärerfahrung am Text erwerben zu können.

Hinweise:

Eine Teilnahme nur in der ersten oder zweiten Woche ist möglich; die Teilnahmegebühr des IUC liegt je Woche bei 20 Euro.

Das Einbringen eigenen Interpretationsmaterials ist erwünscht. Falls Sie Materialien einbringen möchten, halten Sie bitte Rücksprache mit uns.

Fachkursstipendien können (bis zu drei Monate vor Kursbeginn) beim DAAD beantragt werden. Informationen und Antragsformulare unter folgender Internetadresse:

<http://www.daad.de/ausland/foerderungsmoeglichkeiten/ausschreibungen/05432.de.html>.

Weitere Informationen und Anmeldung :

Sandra Kirsch, Johannes-Gutenberg-Universität, FB 02, Pädagogisches Institut, 55099 Mainz. E-mail: sakirsch@uni-mainz.de

Anmeldung bitte sowohl bei S. Kirsch als auch beim IUC unter http://www.iuc.hr/k_form.html oder per e-mail: iuc@iuc.hr. Postanschrift: Don Frana Bulica 4, HR-2000 Dubrovnik, Croatia; Tel: + 385 20 413 626/627; Fax: + 385 20 413 628

Klinische Erzählforschung – Klinische Erzählpraxis

Eine Tagung der Abteilung Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse des Psychologischen Instituts der Universität Zürich mit Referaten und Werkstätten zu den verschiedensten Facetten und Bereichen des Erzählens im klinischen Kontext.

24./25. Oktober, 2008

Informationen und Tagungsprogramm:

<http://www.psychologie.uzh.ch/klipsa/tagung2008/>

Auskunft: Claudia Straub Tel.: +41 (0)44 634 29 67, Fax: +41 (0)44 634 49 43 Mail: wbinfo@wb.uzh.ch (Betreff: KlinTagung 2008)

2. Bundesweiter Workshop:

„Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit“

18. bis 20. September 2008, Evangelische Fachhochschule Darmstadt

Anmeldung: bis 31.5.2008

Der Workshop bietet Gelegenheit eigene aktuelle Forschungsarbeiten, erhobenes Datenmaterial oder Exposés für geplante Forschungsvorhaben im Bereich rekonstruktiver bzw. qualitativer Sozialarbeitsforschung vorzustellen und mit in diesem Bereich langjährig erfahrenen Kolleginnen und Kollegen zu diskutieren. Gearbeitet wird nach dem Modell der Forschungswerkstatt am konkreten Datenmaterial der Teilnehmenden (Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungsprotokolle, schriftliche Quellen etc.). Im Vordergrund des Workshops stehen fortlaufende Arbeitsgruppen (mit kleiner Teilnehmerzahl) zu einzelnen Forschungsmethoden der Sozialen Arbeit. Die Teilnehmenden arbeiten während des gesamten Workshops in derselben Arbeitsgruppe. Konkrete Wünsche und Fragen werden im Vorfeld bzw. zu Beginn des Workshops mit den jeweiligen Leitern und Leiterinnen abgesprochen. Eingeladen sind alle interessierten Kolleginnen und Kollegen, Forschungsgruppen, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler und Studierende an Universitäten und Fachhochschulen, genauso wie forschende Praktikerinnen bzw. Praktiker aus den verschiedenen Praxisfeldern der Sozialen Arbeit. Es ist sowohl eine aktive Teilnahme (d.h. es wird rechtzeitig vor Workshopbeginn und in Absprache mit den jeweiligen LeiterInnen eigenes Material in den Workshop eingebracht und diskutiert) als auch eine passive Teilnahme (ohne eigenes Material) möglich.

Gesamtorganisation:

Prof. Dr. Ingrid Miethe (EFH Darmstadt) Prof. Dr. Silke-Birgitta Gahleitner (ASFH Berlin) Prof. Dr. Heidrun Schulze (FH Wiesbaden)

Der Workshop ist eine Kooperationsveranstaltung der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt und des „Netzwerkes für Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Biografie“

Informationen zu Übernachtungsmöglichkeiten und aktuellen Änderungen unter: <http://www.rekonstruktive-sozialarbeitsforschung.de/aktuelles.html>

Teilnahmegebühr: 70€ (ermäßigt 50€) Begrenzte Teilnehmer(innen)zahl.

Anmeldung (unter Angabe der bevorzugten Forschungswerkstatt) bis 31. Mai 2008 an:

Prof. Dr. Silke Gahleitner (sb@gahleitner.net) ASFH, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin, Fax: 030/99245-245, Tel: 030/99245-506

Autorinnen und Autoren

Bartmann, Sylke, Dr.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Pädagogischen Institut der Johannes Gutenberg Universität Mainz.

Forschungsschwerpunkte: Biographie-, Migrations- und Resilienzforschung, Interkulturelle Pädagogik.

Anschrift: Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Pädagogisches Institut, Kleinmannweg 2, 55099 Mainz. E-mail: sbartmann@yahoo.com

Garz, Detlef, Prof. Dr.,

Professor für Allgemeine Pädagogik an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, FB 02.

Forschungsschwerpunkte: Allgemeine und historische Biographie- und Bildungsforschung, rekonstruktive Methoden, Exil- und Migrationsforschung.

Anschrift (zurzeit): Institute for Advanced Study, Einstein Drive, Princeton, NJ., 08540, USA. e-mail: garz@ias.edu

Heyl, Katrin, Dipl.-Päd.

Jugendbildungsreferentin (Dipl.-Pädagogin) im Haus am Maiberg - Akademie für politische und soziale Bildung.

Schwerpunkte: Medien, Arbeit und Europa.

Anschrift: Haus am Maiberg, Akademie für politische und soziale Bildung, Ernst-Ludwig-Str. 19, 64646 Heppenheim. E-mail: k.heyhl@haus-am-maiberg.de

Kirsch, Sandra, Dipl. Päd.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Entwicklung und Erziehung am Pädagogischen Institut der Johannes Gutenberg Universität Mainz.

Forschungsschwerpunkte: Methodologie und Methoden rekonstruktiver Sozialforschung, Biographieforschung, Sozialisationsforschung, Migrationsforschung.

Anschrift: Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, FB. 02 Sozialwissenschaften, Medien und Sport, Pädagogisches Institut, AG Entwicklung und Erziehung, 55099 Mainz. E-mail: sakirsch@uni-mainz.de

Lohfeld, Wiebke, Dr. phil., Dipl. Päd.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Pädagogischen Institut der Johannes Gutenberg Universität Mainz.

Forschungsschwerpunkte: rekonstruktive Sozialforschung, Einzelfallstudien, historische Biographieforschung, jüdische Emigration nach Shanghai, Kulturanthropologie des Spiels, Playing Arts.

Anschrift: Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Pädagogisches Institut, Kleinmannweg 2, 55099 Mainz. E-mail: lohfeld@uni-mainz.de

Riemann, Gerhard, Prof. Dr.

Professor für Soziale Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg.

Forschungsschwerpunkte: Biographieforschung, sozialwissenschaftliche Erzählanalyse, Ethnographie, Analyse professionellen Handelns.

Anschrift: Georg-Simon-Ohm-Hochschule, Fakultät Sozialwissenschaften, Bahnhofstr. 87, 90402 Nürnberg. E-mail: gerhard.riemann@ohm-hochschule.de.

Schütze, Fritz, Prof. Dr.

Professor für Allgemeine Soziologie/Mikrosoziologie an der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg.

Forschungsschwerpunkte: Biographieanalyse, Interaktionsanalyse, Analyse sozialer Welten, Analyse professionellen Handelns, Analyse europäischer Identitätsarbeit und die Kon-

struktion nationaler Identität (insbes. am Beispiel von Wales), Mikroanalyse und Wissensanalyse gesellschaftlicher Transformationsprozesse, Systematisierung der Theorie des symbolischen Interaktionismus.

Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Soziologie, Postfach 4120, 30106 Magdeburg. E-mail: fritz.schuetze@gse-w.uni-magdeburg.de

Tiefel, Sandra, Dr.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik an der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg.

Forschungsschwerpunkte: Beratung, Professionalität und Qualitative Sozialforschung.

Anschrift: Otto-von-Guericke Universität Magdeburg, Institut für Erziehungswissenschaft, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. E-mail: satiefel@gmx.de

Welter, Nicole, Dr.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt Universität, Institut für Erziehungswissenschaften / Historische Erziehungswissenschaft.

Forschungsschwerpunkte: Erziehungs- und Bildungstheorien, Historische Sozialisationsforschung, Pädagogische Anthropologie.

Anschrift: Humboldt Universität zu Berlin, Institut für Erziehungswissenschaften/Historische Erziehungswissenschaft, Unter den Linden 6, 10099 Berlin. E-mail: nicole.welter@educat.berlin.de

Zizek, Boris, M.A.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Pädagogischen Institut der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Forschungsschwerpunkte: Identitätstheorien, Probleme des modernen Subjekts, historische Biographieforschung, Mikrosoziologie.

Anschrift: Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Pädagogisches Institut, Kleinmannweg 2, 55099 Mainz. E-mail: zizek@uni-mainz.de